

Solly Ganor

# Das andere Leben

Kindheit im Holocaust



Lebensbilder  
Jüdische Erinnerungen und Zeugnisse  
Herausgegeben von Wolfgang Benz

Solly ist dreizehn Jahre alt, als deutsche Truppen im Sommer 1941 in seine Heimatstadt Kaunas / Litauen einfallen. Von einem Tag auf den anderen ist seine Kindheit zu Ende.

Im Ghetto Kaunas, in sogenannten Arbeitslagern, im KZ Stutthof (bei Danzig), in einem Außenlager des KZ Dachau bei Landsberg / Lech und schließlich auf einem der berüchtigten Todesmärsche durch bayerische Bilderbuchlandschaften lernt der Junge zu überleben. Das Buch enthält die Geschichte eines gejagten Jungen, der fünfzig Jahre lang im Überlebenden Solly Ganor geschwiegen hat und sich jetzt mit aller Kraft zu Wort meldet: mit seiner Stimme aus einem anderen Leben.

Deutsche Erstausgabe

Umschlaggestaltung: Buchholz / Hirsch / Hensinger  
Foto: Im Ghetto Kaunas (Kowno) / Litauen. Archiv Naor Abba, Rehovot / Israel

[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)  
ISBN 978-3-596-13549-3



€ (D) 9,95 € (A) 10,20

Fischer 

Solly ist dreizehn Jahre alt, als die deutschen Truppen im Sommer 1941 in seine Heimatstadt Kaunas/Litauen einfallen. Von einem Tag auf den anderen ist die Kindheit des jüdischen Jungen zu Ende. Er wird mit seiner Familie ins Ghetto getrieben und muss zusehen, wie Freunde und Verwandte bei zahlreichen sogenannten Aktionen der neuen Machthaber zur Vernichtung selektiert oder auf der Stelle ermordet werden.

Der Junge lernt zu überleben und ist doch schon hundertmal gestorben, ehe er nach der Auflösung des Ghettos im Sommer 1944 zunächst ins Lager Stutthof (bei Danzig) und von dort in ein Aussenlager des KZ Dachau deportiert wird. Inmitten einer bayerischen Bilderbuchlandschaft, im Lager X (Utting am Ammersee), erfährt Solly am eigenen Leibe, was Nationalsozialisten unter «Vernichtung durch Arbeit» verstehen.

Vor den anrückenden Alliierten wird er mit den wenigen noch lebenden Häftlingen auf einem der berühmtesten Todesmärsche in Richtung Alpen getrieben und unterwegs von amerikanischen Soldaten befreit.

Es ist die Geschichte eines gejagten Jungen, der fünfzig Jahre lang im Überlebenden Solly Ganor geschwiegen hat und der sich jetzt mit aller Kraft zu Wort meldet: die Stimme aus einem anderen Leben.

**Solly Ganor**, geb. 1928 in Kaunas/Litauen, wanderte nach dem Zweiten Weltkrieg nach Palästina aus, um für die Gründung des Staates Israel zu kämpfen. Nach 1949 arbeitete er als Matrose, ab 1959 als Kapitän der israelischen Handelsmarine. 1962 trat er in eine Textilfabrik ein, deren Leitung er nach einigen Jahren übernahm. Er lebt in Herzelia/Israel und in Kalifornien.

*Unsere Adresse im Internet: [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

# **Lebensbilder**

## Jüdische Erinnerungen und Zeugnisse

Herausgegeben von  
Wolfgang Benz

Solly Ganor

**Das andere Leben**  
**Kindheit im Holocaust**

Aus dem Englischen übersetzt und  
mit einer Vorbemerkung versehen  
von Sabine Zaplin

Fischer Taschenbuch Verlag

**Die Zeit des Nationalsozialismus**  
**Eine Buchreihe**  
Herausgegeben von Walter H. Pehle

Die Übersetzung wurde finanziert von der überparteilichen  
Vereinigung «Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.», Bonn.

4. Auflage: September 2009

Deutsche Erstausgabe  
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,  
einem Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, Juni 1997

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
„Light one Candle. A Survivor’s Tale from Lithuania to Jemsalem“  
im Verlag Kodansha America Inc., New York 1995  
Copyright © by Kodansha America Inc., New York 1995

Für die deutsche Ausgabe:  
Copyright © by Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1997

Die deutsche Ausgabe wurde gekürzt.  
Gesamtherstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-13549-3

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

## Widmung

Für meine Mutter Rebecca, meinen Bruder Hermann  
und all jene, die während des Krieges ermordet wurden

Für meinen Vater Chaim, meine Schwester Fanny  
und alle jene, die mir halfen, den Holocaust zu überleben

Für Chiune Sugihara, Clarence Matsumura  
und die Männer des 522. Feldartillerie-Bataillons, meinen Rettern

Für Pola, meine Frau, und für meine Kinder, Leora und Danny

Und für meinen Neffen Bob Skutelsky

## Inhalt

Vorbemerkung .....	11
Prolog .....	15
Teil I .....	19
Teil II .....	145
Epilog .....	219
Danksagung .....	221
Abbildungsnachweis .....	222

## Vorbemerkung

Zwischen Münchens Westen und dem Starnberger See schlängelt sich entlang des Flüsschens Würm eine schmale Strasse durch die kleinen Vororte der Landeshauptstadt. Manchmal taucht, hinter Kurven, zwischen Büschen, am Rand der Strasse eine Bronzeplastik auf. Es ist immer die gleiche Skulptur. Eine Gruppe von Menschen, ausgemergelt, aufeinanderfallend, vorwärtsgetrieben. Ein bronzener Sockel trägt die stolpernden Skulptur, trägt die Schrift: «Hier führte in den letzten Kriegstagen im April 1945 der Leidensweg der Häftlinge aus dem Konzentrationslager Dachau vorbei ins Ungewisse.»

Jedesmal, wenn ich eines der Mahnmale des Münchner Bildhauers Hubertus von Pilgrim sah, versuchte ich das entsetzliche Geschehen dieses Todesmarsches zu begreifen, auf den Deutsche einige tausend der gequälten und erschöpften KZ-Häftlinge in Richtung Alpen getrieben hatten. Doch das Grauen bleibt unbegreiflich, solange kein Name hineingeschrieben ist, und so bin ich immer weitergefahren, die Strasse entlang zum See. Solly Ganor lernte ich im April 1995 am Rande einer Gedenkfeier zum 50. Jahrestag der Befreiung des KZ Dachau kennen. Er war mit einer Delegation jüdischer Überlebender aus Israel angereist. «Hallo», sagte er und gab mir die Hand, «ich war mal ein Seemann.» Zwölf Jahre lang sei er auf Schiffen der israelischen Handelsmarine zur See gefahren, erzählte er, und dass er danach geheiratet und zusammen mit seiner Frau in der Nähe von Tel Aviv eine Textilfabrik geführt habe. Dass sie später in Kalifornien gelebt, eine Tochter in meinem Alter hätten und, nachdem diese Anfang der 80er Jahre zur Armee musste, gemeinsam nach Israel zurückgekehrt seien. Erzählte und lächelte lustig, und über dem Lächeln sprachen die Augen eines Kindes, wehrlos, gejagt und unendlich traurig, sprachen von einem ganz anderen Leben.

Das andere Leben ist das eines jüdischen Jungen aus Kaunas, der 13 Jahre alt war, als deutsche Truppen in seine Heimatstadt einfielen und ihn aus

seinem behüteten Kinderalltag in eine alltägliche Hölle stiessen. Beinahe wäre seine Geschichte niemals zu Papier gebracht worden. Wie viele Shoa-Überlebende hat Solly Ganor in den Jahren nach seiner Befreiung kein Wort über seine traumatischen Erfahrungen während des Krieges gesprochen. Als er 1948 nach Israel auswandert, wird er versehentlich als Kanadier registriert. Bereitwillig lässt er diesen Irrtum unaufgeklärt, ändert sogar seinen Namen vom ursprünglichen Sali Genkind in Solly Ganor.\* Den Familiennamen Ganor hat er sich aus dem israelischen Telefonbuch gewählt. Die neue Identität ist das Ticket ins Leben.

Doch im April 1992 reisst diese Schutzhülle auf. Der Historiker Eric Saul, Mitarbeiter des Holocaust Oral History Project in San Francisco, macht Ganor ausfindig und lädt ihn ein, zu einer Ehrung der Veteranen der 522. Feldartillerie der US Army, die zu den Befreiern des KZ Dachau und der Überlebenden des Todesmarsches gehörten, nach Jerusalem zu kommen. Dort trifft Solly Ganor auf Clarence Matsumara. Der Amerikaner japanischer Herkunft\*\* hatte im April 1945 den damals noch nicht 17-jährigen Solly bei Waakirchen in Oberbayern aus dem Todesmarsch heraus zurück ins Leben geholt. Beim Anblick seines Befreiers verliert Solly Ganor die jahrzehntelang gewohnte Fassung. Der Junge aus Kaunas, den er in sich begraben hatte, Sali Genkind, bricht hervor, drängt Ganor an den Schreibtisch und beginnt zu erzählen.

Erzählt vom Aufwachsen in Kaunas, von den über Nacht zutage getretenen Feindlichkeiten der christlichen Nachbarn gegenüber den Juden. Erzählt von der Begegnung mit Chiune Sugihara, dem japanischen Konsul in Kaunas, der nach einem Besuch bei der Familie Genkind entgegen den Anweisungen seiner Regierung über 6'000 Juden Visa ausstellt und ihnen damit zur Flucht verhilft. Erzählt vom Einmarsch der Deutschen und vom alltäglichen Überlebenskampf im Ghetto, erzählt das Grauen minutiös und schonungslos, von «Aktionen», Selektionen, Massenerschiessungen und davon, wie die deutsche Vernichtung der Juden schon im Ghetto mehr als

\* Auf Wunsch des Verlages der Originalausgabe, Kodansha/New York, bleibt der Autor im Buch jedoch bei seinem heutigen Vornamen Solly.

\*\* Die in Amerika geborenen Kinder japanischer Einwanderer wurden «Nisei» genannt. Mit dieser Bezeichnung tauchen sie auch in Ganors Bericht über seine Befreiung auf.

bloss begann. Erzählt von der Deportation nach Stutthof und weiter in das Dachauer Aussenlager Utting am Ammersee. Erzählt, wie noch kaum jemand zuvor, vom Evakuierungsmarsch der KZ-Häftlinge, diesem grotesken, die ganze irrsinnige Vernichtungswut der Deutschen noch einmal dokumentierenden Todesmarsch. Erzählt seine Geschichte, das verdrängte andere Leben, und Solly Ganor schreibt es auf, so wie er es damals erlebt hat, in einer klaren, ergreifend undistanzierten Sprache.

Ich habe das Manuskript, das im Original einen Umfang von mehr als 500 Seiten besitzt, während eines Besuches bei Solly Ganor in Israel zum ersten Mal gelesen. Nachts sass ich über der Geschichte, deren Perspektive durchweg vom Blickwinkeides 13-, 14-, 16-jährigen Jungen bestimmt ist, und tags sass ich dem Mann gegenüber, der mich aus den Augen dieses Jungen ansah und der zu einem Freund geworden ist.

Sabine Zaplin

## Prolog

Israel, Anfang September 1948. Die Mittagssonne war von trübem Gelb, so blass, dass man direkt hineinschauen konnte. Mit dem heißen Ostwind hatte ein Sandsturm eingesetzt. Wie Nadeln stach der Sand in unsere Gesichter, er kroch in die Ohren, knirschte zwischen den Zähnen. Die Vegetation auf dem Berg bestand aus trockenen, dornigen Sträuchern. Wenn wir in ihrem Schatten Schutz vor der Sonne suchten, schnitten sich scharfe Dornen in unser Fleisch, und Schwärme von Insekten fielen über uns her. Unter uns, keine zehn Meter entfernt, lag ein Dutzend Leichen. Einige dieser Soldaten waren schon am ersten Morgen gefallen, und in der glühenden Hitze waren ihre Körper aufgedunsen. Es stank bestialisch. Am zweiten Tag hatten wir versucht, die Leichen den Berg hinunterzurollen, doch feindliche Heckenschützen knallten einen weiteren von unseren Männern ab. Jetzt waren wir nur noch sechs. Vor zwölf Stunden hatten wir den letzten Rest unseres kärglichen Wasservorrats heruntergeschüttet. Meine Zunge fühlte sich an wie ein Stück trockenes Holz. Das einzige, was mich vor dem Verdursten bewahrte, war der Kiesel, den ich lutschte. Sergeant Smith hatte mir das beigebracht. Wie viele in meiner Einheit war Smith ein britischer Veteran, der sich als Freiwilliger der israelischen Armee angeschlossen hatte, als die Briten Palästina verließen.

Unser Bataillon gehörte zur Siebten Brigade. Unser Auftrag lautete, die Gebiete im Oberen Galiläa zu erobern, die noch immer unter arabischer Kontrolle standen. Die meisten Männer unserer Brigade waren Freiwillige. Sie sprachen Englisch und kamen aus aller Welt. Ich hatte mich zusammen mit einer Gruppe Kanadier anwerben lassen, auf die ich in Marseille gestossen war. Jetzt war ich hier als Kanadier registriert, und das war mir gerade recht.

Die Hitze, der Gestank, die schlaflosen Nächte forderten ihren Tribut. Meine Gedanken begannen abzuschweifen, trieben fort, zurück nach Litauen, dem Land meiner Kindheit. Ich sah die grünen Wiesen und Weiden,

die gleichmütigen Kühe, wie sie bis zu den Gelenken im Gras standen und gemächlich ihr Futter kauten. Ich konnte sehen, wie die Baumwipfel sich sanft im Winde wiegten, und ich sah die weichen Wolken über den azurblauen Himmel treiben, aus meiner Hängematte heraus sah ich sie, wo ich schwebte zwischen Himmel und Erde. Sogar das kühle Flusswasser spürte ich, wie es mich einhüllte, wenn ich vom kleinen Steg hineinsprang, nahe bei unserem Sommerhaus in Kalautuvas.

Dann verwandelte sich das Bild. Die Kühe waren noch immer da und kauten unablässig das Gras, doch aus dem Fluss war ein Tümpel geworden, an dem eine Gruppe nackter Menschen stand, und vor ihnen eine zusammengewürfelte Truppe, die Gewehre auf sie richtete und schoss, schoss, auf ihre gespenstisch weiße Haut, in ihre schreckstarrten Gesichter.

«Fertig zum Angriff!» hörte ich Sergeant Smith' heisere Stimme, die irgendwo fern aus der Zukunft rief, auf einem öden Berg in einem Land namens Israel. Und in mein Herz geschrieben stand der Weg von dem Tümpel bis hierher.

Die flirrende Hitze, die von den Bergen aufstieg, erschwerte das Zielen. Wie durch einen Nebel erkannte ich die arabischen Soldaten, die im Zickzack den Berg hinab und durch die Büsche rannten, über Felsbrocken stolperten. Es war der vierte oder fünfte Angriff innerhalb von drei Tagen. Ich entscherte mein Maschinengewehr, eine deutsche Spandau, und vergewisserte mich, ob der Patronengürtel richtig sass. Auf dem Lauf war ein kleines Hakenkreuz eingraviert. Sie hatte wohl einem eingeschworenen Fanatiker gehört. Wer sonst würde sich die Mühe machen, so etwas in Handarbeit einzugravieren? Keine andere Waffe in unserer Einheit trug ein solches Zeichen. War es nicht von merkwürdiger Ironie, dass ich Menschen mit einem Nazigewehr töten sollte? Jedesmal, wenn ich zielte, sah ich auf dieses verdammte Hakenkreuz. Ich fragte mich, wie viele Juden vor ihm zu Boden gefallen sein mochten.

«Wie viele Patronengürtel hast du noch, Solly?» fragte Smith heiser und warf einen Blick in die Munitionskiste.

«Nur noch einen.»

«Das war's dann.»

«Also Feierabend.» Ich versuchte, die englische Kaltblütigkeit nachzuahmen.

«Du hältst ja ganz gut durch.» Smith grinste und zeigte auf die Toten unter uns, doch sein Gesicht war maskenhaft verzerrt.

«Ich tu, was ich kann, Sergeant. Ich glaube, es liegt an dem Kiesel.» «Dem Kiesel?»

«Sie haben mir doch gesagt, ich soll einen Kiesel lutschen.»

Sein Lächeln hellte sich auf. «Das ist ein guter Trick. Merk ihn dir für die Zukunft – vorausgesetzt, wir haben eine.»

Dann wurde er wieder ernst. «Wenn sie angreifen, dann schiesst du besser bloss einzelne Kugeln.» Ich nickte.

«Also dann, ich muss zurück», sagte Smith, «alles Gute.»

Wir sahen uns an. Das war es also. Das Ende.

«Sergeant?»

«Ja? «

«Ich wollte Ihnen nur noch sagen, dass ich kein Kanadier bin. Ich bin in Litauen geboren, ich bin ein Dachau-Überlebender.»

«Ah, ja.» Einen Moment lang schwieg er. «Das ist doch eigentlich egal, oder?» sagte er dann. «Du hast dich ganz gut angestellt.» Und dann schwärmten sie wieder den Berg hinauf. Smith rannte auf seinen Posten zurück. Ich warf mich hinter die Spandau.

Plötzlich fühlte ich einen dumpfen Schmerz im Rücken. Zuerst dachte ich, mich hätte ein Stein getroffen. Dann begriff ich, dass mich eine Kugel gestreift haben musste. Überall um mich her schienen Maschinengewehre zu feuern. Kaum noch nahm ich wahr, dass irgendjemand Kommandos auf englisch gab. Jemand anderer rief nach einem Sanitäter. Unser Bataillon war uns endlich zu Hilfe gekommen, doch für mich war es wahrscheinlich schon zu spät.

Verschwommen erinnere ich mich daran, von meiner Stellung weggeschleppt worden zu sein. Ich versuchte, die Spandau festzuhalten, doch meine Hände waren wie Gummi. Das letzte, was ich sah, war das verdammte Hakenkreuz am Gewehrlauf.

## Teil I

### 1

Ich kam am 18. Mai 1928 zur Welt, in einem kleinen litauischen Dorf namens Heydekrug. Ich war das jüngste von drei Kindern. Meine Schwester Fanny war damals zwölf Jahre alt, mein Bruder Hermann sieben.

Heydekrug lag nicht weit von Königsberg, der ostpreussischen Hauptstadt, und nahe der litauischen Hafenstadt Klaipeda oder Memel, wie die Deutschen diesen Ort am Baltischen Meer nannten. In der Gegend lebten überwiegend Deutsche. Deutsch war die erste Sprache, die ich gelernt habe.

Meine wohl früheste Erinnerung ist die an einen Ausflug mit einem Schau-felraddampfer auf dem Fluss Niemunas nach Memel. Es war im Jahr 1932, und ich durfte in Memel auf einem wunderschönen Karussell fahren. Ich war noch nicht vier Jahre alt, und anfangs hatte ich Angst, aber bald verliebte ich mich so sehr in mein Pferd, dass ich gar nicht mehr absteigen wollte. Mein Vater erlaubte mir, noch zweimal zu fahren, und am Ende war mir ganz schwindelig.

In meiner Erinnerung ist dieser Ausflug verknüpft mit meinem vierten Geburtstag, wenige Monate später. Ich weiss noch, dass ich einen Papierhut mit glänzenden Silbersternen trug. Vor mir stand eine Geburtstagstorte mit pinkfarbenem Zuckerguss und vier Kerzen darauf, neben mir sass Hansi Müller, mein bester Freund. Meine Schwester Fanny, mein Bruder Hermann und Hansis Eltern waren auch dabei. Endlich war Papas Auto in der Einfahrt zu hören. Hermann rannte zur Tür, und da stand Papa, in seinen Armen ein riesiges, in braunes Packpapier gewickeltes Paket von merkwürdiger Gestalt.

Fanny legte ihre Hände über meine Augen. Regungslos sass ich da, mit klopfendem Herzen, während Papa mein Geschenk auspackte. Es kam mir so vor, als ob er sich absichtlich Zeit liesse, nur um mich auf die Folter zu spannen.

Dann war ein «Ah» und «Oh» um mich her, und ich riss Fannys Hände von meinen Augen und sah ein prächtiges hölzernes Schaukelpferd, so gross wie ein Pony. Einen Moment lang stand ich starr vor Ehrfurcht angesichts dieser Erscheinung, dann flog ich darauf zu. Es war das Schönste, was ich je gesehen hatte.

Ich glaube, dass mein Freund Hansi sich noch heftiger in das Pferd verliebt hatte als ich. Als das Fest vorüber war, wollte er um nichts in der Welt nach Hause gehen. Weil es mein Geburtstag war, erlaubten unsere Eltern ihm, bis nach dem Abendessen zu bleiben. Den ganzen Nachmittag über ritten wir auf dem Pferd, mal abwechselnd, mal beide zugleich. Erst spät am Abend schliefen wir erschöpft ein, nebeneinander auf dem Rücken meines Holzrosses. Dieser aussergewöhnliche Tag hat sich tief in meiner Erinnerung verankert. Es sollte eine Zeit kommen, in der das Pferd mein Leben retten würde.

Am 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler zum deutschen Reichskanzler ernannt. Die Deutschen waren wieder auf dem Vormarsch.

Die deutschen Einwohner Heydekrugs, bisher freundlich im Umgang mit den Juden, zeigten sich von nun an kühl uns gegenüber. Mit Hansis Eltern war es nicht anders. Eines Abends kamen sie zu uns herüber, um zu berichten, dass die Nazis aus dem Reichsgebiet schon die Gegend inspizierten und damit begännen, die Einheimischen zu organisieren. Verlegen baten sie meine Eltern, sie nicht mehr zu besuchen. «Es ist zu gefährlich für uns», erklärten sie und rieten uns, Heydekrug zu verlassen. Die Situation würde sich nur verschlimmern. Hansi durfte nicht mehr mit mir spielen. Doch wir beide waren viel zu eng befreundet, und so schlich er sich oft heimlich zu uns herüber.

Die Stimmung in Heydekrug schlug so rasch von Freundlichkeit in offene Feindschaft um, dass meine Eltern bald beschlossen, wegzuziehen, zurück nach Kaunas, in die Heimatstadt meiner Mutter. Am Tag unseres Umzugs kam Hansi zu uns herübergerannt. Frau Müller riss ein Fenster auf und schrie hinter ihm her, er solle zurückkommen, aber er hörte nicht auf sie. Er stürmte durch unsere Haustür, Tränen liefen ihm über die Wangen. Er schlang seine Arme um mich und schluchzte: «Geh nicht, Solly, bitte, geh

nicht. Ich lasse dich nicht weg! Bleib hier, bei mir!» In dem Augenblick liebte ich ihn noch mehr als sonst. Ich war selber völlig verstört und verstand nicht, warum wir fortgehen mussten, warum ich mich von meinem besten Freund trennen sollte. Du musst etwas opfern, hörte ich eine innere Stimme, du musst zeigen, dass du ein wahrer Freund bist.

Nahezu unsere ganze Habe stand schon verpackt auf dem Lastwagen, aber etwas besonders Kostbares wartete noch darauf, verladen zu werden. Ich griff nach Hansis Hand und zog ihn zu meinem Pferd. «Das gehört jetzt dir», sagte ich, «für immer.»

Bis heute sehe ich Hansis verheultes, erstauntes Gesicht vor mir. Ich erinnere mich auch an den kurzen Blick, den mein Vater mir zuwarf. Er war genauso erstaunt, und ich sah, dass er kurz davor war, einzugreifen. Immerhin war es sein Geburtstagsgeschenk, das er liebevoll geplant und für das er viel Geld ausgegeben hatte.

Ich schloss die Augen. Alles in mir sträubte sich gegen diesen dummen Einfall. Niemals wieder sollte ich mein Pferd reiten dürfen. Ich war hin- und hergerissen, fürchtete, mein Vater würde eingreifen, fürchtete, er würde es nicht tun. In dem Augenblick legte meine Mutter die Hand auf Vaters Arm, um ihn zurückzuhalten. Sie kniete sich zu mir nieder. «Bist du sicher», fragte sie behutsam, «dass du Hansi dein Pferd schenken möchtest?»

Ich nickte schnell.

Es war zu Beginn des Jahres 1934, und wir zogen nach Kaunas, wo all die Verwandten meiner Mutter lebten, wo man Jiddisch, Litauisch und Russisch sprach und wo ich Hansi – so dachte ich – nie wiedersehen würde.

Chanukah war bei uns zu Hause immer etwas Besonderes, und das Chanukah-Fest im Jahre 1938 war wie ein Traum. Ich weiss noch, wie ich am ersten Morgen der Ferien erwachte, es war im Haus meiner Grosseltern. Die Schule lag irgendwo in ferner Zukunft, vor mir hatte ich zehn ganze Tage, die ich mit meinen Grosseltern und meiner Lieblingstante Anuschka verbringen durfte.

Unten warteten sie schon am Frühstückstisch auf mich. Die Rote Ida, unsere Köchin, überraschte mich mit meinem Lieblingsfrühstück: frischgebackenen Brötchen, Erdbeerkonfitüre, Pilzomelette und einem grossen Becher extra süsser heisser Schokolade.

Nach dem Frühstück bedankte ich mich bei den Grossen und stand ganz

langsam auf. Um keinen Preis wollte ich zeigen, wie ungeduldig ich darauf brannte, endlich hinausrennen zu dürfen. Ich tat so, als hätte ich alle Zeit der Welt, zog meinen neuen Fellmantel und warme Stiefel an und schritt zur Haustür, so würdig wie mein Grossvater selbst.

Tante Anuschka amüsierte sich königlich über dieses Theater. «Nun lauf schon, Kind, lauf», rief sie und lachte, «sie warten auf dich.» Leise zog ich die Tür hinter mir zu und rannte los, in halbsbrecherischem Tempo. Hinter mir holperte mein neulackierter Schlitten durch den frischen Schnee.

Sie waren schon alle da: Michael, Itamar, die Glasukes-Zwillinge Izia und Vova, meine Cousins Arik und Mulie, und natürlich Lena Grünblat. Ich wurde rot, wenn ich sie nur ansah, denn ich liebte sie, seit ich denken kann.

Die anderen hatten schon einen halben Schneemann errichtet, und alle lachten mich aus, weil ich so langsam war. «Einmal verzeihen wir dir noch», sagte Itamar, «aber nur, wenn du die Karotte für seine Nase nicht vergessen hast.»

Das hatte ich nicht, und so formten wir ihm ein Gesicht, setzten ihm kess einen Hut auf, besserten hier und da noch aus und waren endlich überzeugt, den grössten und schönsten Schneemann auf dem ganzen Hügel gebaut zu haben. In stiller Bewunderung standen wir vor ihm. Wir waren uns sehr nahe in diesem Augenblick, wir spürten alle, dass es ein besonderer Moment war.

Itamar brach als erster den Bann. Er griff nach seiner Schlittenleine, und dann sauste er schon den Hügel hinunter, dass der Schnee hinter ihm auseinanderstob.

Lena stand neben meinem Schlitten und wartete. Sie war so wunderschön mit ihrem hellbraunen Haar, das unter der blauen Wollmütze hervorquoll und ihr über die Schultern fiel, mit ihren warmen braunen Mandelaugen, ihrem vollen Mund und ihrem schmalen, wohlgeformten Kinn. Einzig die runden Wangen verrieten ihre Jugend.

Zusammen flogen wir auf meinem Schlitten den Hügel hinab, ich bot meine ganze Geschicklichkeit auf, und Lena hinter mir kreischte vor Vergnügen. Unten stiessen wir gegen einen Vorsprung und fielen kopfüber in eine Schneewehe. Ausser Atem vor Lachen rappelten wir uns wieder hoch. Ich kroch nah an sie heran und küsste sie. Mit funkelnden Augen sah sie zu mir auf. Ich hätte noch einen Kuss gewagt, wenn nicht die Gla-

sukes-Zwillinge nach uns den Hügel hinabgestürzt und vor unseren Füßen gelandet wären.

Von mir aus hätte dieser Tag nie enden dürfen. Doch ich musste nach Hause, die Sonne ging schon unter. Ein letzter verwirrter Blick, eine rasche Berührung der Hände, dann gingen Lena und ich auseinander. Schwindelig vor Glück rannte ich nach Hause.

An diesem Abend sollte bei meinen Grosseltern ein festliches Familienessen stattfinden. Ich war spät dran. Das Auto meines Vaters stand schon vor dem Haus, inmitten einer Traube von Autos meiner unzähligen Tanten und Onkel. Meine Stiefel waren nass, also ging ich durch die Küchentür ins Haus und lief nach oben, um mich umzuziehen. Ich hatte kaum meinen Anzug an, als es klopfte und Tante Anuschka ins Zimmer kam. Sie trug ein rosa Kleid mit Spitzenkragen und sah strahlend schön aus. «Kind, wo warst du? Komm nach unten. Alles wartet.»

Im Salon war die ganze Verwandtschaft schon versammelt. Hinter meinem Vater stand ein grosser Mann in braunem Anzug. Er drehte sich um. Da erkannte ich Hermann. Er war längere Zeit bei Verwandten gewesen, nachdem er mit einer litauischen Jugendbande aneinandergeraten war. Die Burschen hatten eine ältere jüdische Frau überfallen, und Hermann hatte eingegriffen und einen der Jungen krankenhausreif geschlagen. Man befürchtete Vergeltungsakte gegen die jüdische Gemeinde. Darum waren meine Eltern übereingekommen, Hermann den Herbst über «untertauchen» zu lassen. Jetzt grinste er mich an. Ich stiess ein lautes Freudengeheul aus und stürzte quer durch den Raum auf ihn zu. Er packte mich, wie er es immer tat, und zerzauste mein Haar. Das erlaubte ich sonst niemandem.

«Hallo, Sportsfreund», sagte er und lachte, «was höre ich da für Sachen? Da gibt es also ein Mädchen namens *Leeena*?»

Wie in jedem Sommer fuhren wir im Juli 1939 nach Kalautuvas, einer besonders unter der jüdischen Bevölkerung beliebten Sommerfrische am Fluss Niemunas. Wir mieteten immer dasselbe Ferienhaus, eine einfache Holzhütte, in der es zwar Strom, aber keinen Wasseranschluss gab. Das Wasser holten wir uns an einem nahe gelegenen Brunnen.

Ich freute mich darauf, meinen Freund Petras Munkaitis wiederzusehen. Im vergangenen Sommer waren wir beide oft zusammen zum Fischen ge-

gangen. Er war einer meiner wenigen nichtjüdischen Freunde, so höflich und liebenswürdig, dass meine Eltern über den offenen Antisemitismus seines Vaters hinwegsahen.

Am anderen Flussufer, Kalautvas gegenüber, gab es riesige Obstplantagen. Eine handbetriebene Fähre, die nur unregelmässig verkehrte, brachte einen hinüber. Der Fährmann hiess Kazys. Er war ein merkwürdiger Kerl, ein alteingesessener Bauer, der den Beginn des Maschinenzeitalters noch immer nicht wahrhaben wollte. Autos verabscheute er wie alles, was von einem Motor angetrieben wurde.

Am letzten Ferientag in jenem Jahr wurden Petras und ich zur Obstplantage geschickt. Wir waren gerade an Bord von Kazys Fähre, als inmitten einer Staubwolke auf einem Motorrad ein litauischer Soldat herbeigedonnert kam. Er stieg von der Maschine und schob sie auf die Fähre. Kazys weigerte sich, ihm Platz zu machen. Der Soldat trat dicht an ihn heran. Er habe eine wichtige Botschaft zu überbringen, brüllte er, er müsse über den Fluss. Kazys fauchte zurück, er solle seine stinkende Maschine von Bord bringen. Da richtete der Soldat sein Gewehr auf ihn.

«Mach Platz, Alter», schrie er und hielt Kazys die Knarre unter die Nase, «weisst du nicht, dass Krieg ist?»

## 2

Im September 1939 tauchten in unseren Strassen jüdische Flüchtlinge aus Polen auf. Die jüdische Gemeinde in Kaunas versuchte nach Kräften, den Armen zu helfen. Meine Mutter und Tante Anuschka gehörten zu einem der Komitees, die sich gebildet hatten, um die Flüchtlinge zu unterstützen. Oft waren einige von ihnen bei uns zum Essen. Für keinen dieser Menschen schien Litauen mehr als eine Zwischenstation zu sein.

Anfang Dezember brachte Onkel Jochil, der in seinem Haus eine Flüchtlingsfamilie beherbergte, zwei weitere Flüchtlinge zu uns: einen polnischen Juden namens Rosenblat und seine achttjährige Tochter Lea, ein molliges kleines Mädchen mit rosigen Wangen und strahlend blauen Augen. Meine Familie erklärte sich bereit, die beiden für eine Weile aufzunehmen. Ich musste in Hermanns Zimmer umziehen und mein eigenes zur

Verfügung stellen, was mich nicht sonderlich begeisterte. Ehrlich gesagt, ich war ziemlich sauer. Rosenblat war ein schwächlicher, nervöser Typ mittleren Alters, der sich aus ängstlichen Augen immer verstohlen umsah und mir irgendwie linkisch vorkam. Ich war nicht besonders angetan von ihm.

Es war wieder einmal Chanukah, das Fest der Lichter, und ich war elf Jahre alt. Nach alter Sitte bekamen Kinder von Verwandten und Freunden der Familie ein Chanukah-Geld geschenkt, und ich hatte bereits die stattliche Summe von 10 Lit zusammen. Ich glaube, ich schämte mich ein bisschen, weil ich immer so unhöflich zu Herrn Rosenblat war. Jedenfalls bat eines Tages eine Gruppe von Damen an unserer Haustür um eine Spende für die Flüchtlinge, und ich gab ihnen, ohne nachzudenken, mein ganzes Geld. Im gleichen Moment bereute ich es schon, doch die Damen waren höchst beeindruckt und versicherten mir, diese Summe bedeute für einen Hilfsbedürftigen Visum und Flucht.

Für den nächsten Tag war im Metropol-Kino ein «Dick-und-Doof»-Film angekündigt. Ich brannte darauf, ihn zu sehen, aber nun waren meine Taschen leer. Mutter hatte Mitleid mit mir und wollte mir das Eintrittsgeld borgen, doch Papa blieb hart. «Du musst schon konsequent bleiben», forderte er, «dein ganzes Geld zu spenden war eine edle Geste, aber nicht, wenn du jetzt bei uns um Ersatz jammerst.» In seiner Stimme lag jener entschiedene Ton, den ich nur zu gut kannte. Und dass er auch noch recht hatte, beschämte mich umso mehr. Das in Heydekrug verschenkte Pferd war zu einem kleinen Waterloo geworden in der kurzen Geschichte meines Lebens. Ich hatte nur noch eine einzige Hoffnung: Tante Anuschka. Sie führte ein elegantes Feinkostgeschäft, und unter ihren Kunden waren zahlreiche Christen, die zu den wohlhabendsten Familien in Kaunas gehörten. Wer Beluga-Kaviar haben wollte, französischen Champagner oder feinste Schweizer Schokolade, der kam zu Anuschka. Sie belieferte auch die ausländischen Botschaften, die ihr Daueraufträge für besondere Importwaren erteilten, die nirgendwo sonst zu haben waren.

Es war eiskalt, als ich mich am Nachmittag auf den Weg machte. Der Schnee knirschte unter meinen Schuhsohlen, das frische Weiss glänzte in der Nachmittagssonne. Es war der fünfte Tag des Chanukah-Festes. In den Fenstern der jüdischen Häuser längs des Wegs flackerten die Kerzen der Menorahs, und Kerzen flackerten auf den Weihnachtsbäumen in den Häusern der Christen.

Das Schaufenster von Tante Anuschkas Laden war mit einer Kette bunter Glühbirnen dekoriert, und wenn man die Tür öffnete, spielte ein darüber angebrachter Apparat ein fröhliches kleines Lied. Einer ihrer Freunde, ein Erfinder, hatte ihn ihr geschenkt.

Als ich eintrat, bediente sie gerade einen elegant gekleideten Herrn. «Sieh an: Ich wette, mein lieber Neffe kommt, um sich sein Chanukah-Geld abzuholen», sagte sie auf russisch und lächelte mich an. Entweder hatte sie vergessen, dass sie es mir längst gegeben hatte, oder sie wollte mir die Schmach ersparen, um eine weitere Gabe zu betteln. Vielleicht hatte sie auch schon von meiner Begegnung mit den Komitee-Damen gehört. Wie auch immer, ich war aus dem Schneider.

«Komm her und sag seiner Exzellenz, dem Konsul von Japan, Herrn Sugihara, guten Tag», forderte sie mich auf. Ich musste den Herrn schon die ganze Zeit über angestarrt haben. Er hatte so faszinierend schräggestehende Augen.

Er erwiderte meinen prüfenden Blick. Feierlich schüttelte er mir die Hand. Dann lächelte er. Humor und Liebenswürdigkeit lagen in diesen merkwürdigen Augen. Ich schloss ihn sogleich in mein Herz. Mir fiel ein, was mein Grossvater mir einmal eingeschärft hatte: «Merke dir: Die Augen eines Menschen sind die Fenster zu seiner Seele. Wenn du genau hinsiehst, kannst du erkennen, was dahinter verborgen ist.»

Während Anuschka zur Registrierkasse hinüberging, zog Herr Sugihara einen glänzenden Lit aus seiner Tasche. «Betrachte mich, wo doch Chanukah ist, als deinen Onkel», sagte er und hielt mir die Münze hin. Ich zögerte einen Moment. Liebend gern hätte ich den Lit genommen, aber bestimmt wäre es vorlaut gewesen, vielleicht sogar «nicht konsequent». Aber «Konsequenz» hatte keine Chance gegen «Dick-und-Doof».

«Kommen Sie doch am Samstag zu unserem Chanukah-Fest», platzte ich heraus und griff nach der Münze. «Die ganze Familie wird da sein. Und wo Sie doch jetzt mein Onkel sind...»

Plötzlich war ich ganz verwirrt. Ich weiss nicht, wie ich auf diesen Gedanken kommen konnte. Anuschka war von der Kasse zurückgekommen und hatte alles mit angehört. Sie war sprachlos.

Ein Funkeln lag in Sugiharas Augen. «Ich war noch nie auf einer Chanukah-Feier», sagte er, «ich würde schon sehr gerne kommen. Aber glaubst du nicht, du solltest zuerst deine Eltern fragen?»

Tante Anuschka gewann ihre Fassung zurück. «Ich bin sicher, dass Seine Exzellenz sehr beschäftigt sind», sagte sie verlegen, und ich spürte, wie ich rot wurde, «aber... aber, wenn Sie Zeit hätten und gerne kommen würden, sind Sie selbstverständlich herzlich willkommen.»

Sugihara verbeugte sich.

«Bitte betrachten Sie sich und Ihre Frau als von ganzem Herzen eingeladen», fügte Anuschka warmherzig hinzu.

«Also gut», antwortete er, «ich nehme Ihre freundliche Einladung dankbar an.»

Dann wandte er sich mir zu und schüttelte mir noch einmal die Hand. «Ich sehe dich am Samstag», sagte er.

Das Anzünden der Chanukah-Kerzen war für sechs Uhr abends vorgesehen. Pünktlich erschien Tante Anuschka in Begleitung von Herrn Sugihara und seiner Frau Yukiko. Frau Sugihara trug ein elegantes schwarzes Kleid, Herr Sugihara einen klassisch gestreiften Anzug. Beide sahen sehr vornehm aus, und ihr Auftritt war für die anderen Gäste eine völlige Überraschung. Das letzte, womit sie gerechnet hatten, war dieses kultivierte japanische Ehepaar. Herr und Frau Sugihara sprachen sowohl Deutsch als auch Russisch, so konnten sie sich fließend mit den anderen Gästen unterhalten.

Damit sich Rosenblat, unser Flüchtling, wie zu Hause fühlen sollte, bat Vater seine Tochter Lea, die Kerzen anzuzünden. Lea war sehr schüchtern angesichts der vielen Menschen, doch sie nahm den Schammes – jene Kerze, mit der die übrigen acht Kerzen des Leuchters angezündet werden – sehr würdevoll und zündete damit eine nach der anderen an.

Ich half ihr, das Gebet zu sprechen: «Gepriesen seist du, Flerr unser Gott, Herrscher des Himmels und der Erden, der Wunder vollbrachte an unseren Vorfahren, damals wie heutzutage... Du bist es, der mein Licht anzündet; Herr, mein Gott, erleuchte meine Dunkelheit ...»

Anschließend holte Onkel Jakob seine Harmonika hervor, und gemeinsam sangen wir Chanukah-Lieder.

Später erzählte Herr Sugihara mir, dass sie in Japan eine ähnliche Zeremonie des Kerzenanzündens kennen würden. Er wollte gern mehr wissen über die Tradition und den historischen Hintergrund unseres Festes. Ich

erzählte ihm die Geschichte von Judas Makkabäus, wie er mit seinen Männern gegen die Griechen vorrückte, die den Tempel geschändet hatten, wie ihre winzige Truppe die weit grössere Armee des Antiochus besiegte. Judas und seine Gefolgschaft befreiten Jerusalem und machten sich daran, den Tempel wieder zu weihen, doch als sie die Lichter anzünden wollten, fanden sie nur Öl für einen einzigen Tag. In ihrem festen Glauben nahmen sie dieses bisschen, und Gott liess das Öl acht ganze Tage lang brennen. So entstand Chanukah, das Fest der Lichter. Jeden Abend nahm man den Schammes und entflamte damit eine Kerze nach der anderen, bis am letzten Tag des Festes alle acht brannten.

Bei Tisch fragte Sugihara mich nach unserem Alltag und nach meinen Hobbys. Als ich ihm erzählte, dass ich Briefmarken sammle, lud er mich ein, ihn im Konsulat zu besuchen. Er würde mir gern ein paar japanische Marken schenken.

Nach dem Essen läutete Vater mit einem kleinen Glöckchen und bat um Aufmerksamkeit. «Ich heisse in unserem Kreis Herrn Rosenblatt und seine Tochter Lea willkommen, die gerade erst aus Polen geflüchtet sind. Herr Rosenblatt möchte gern ein paar Worte sagen.» Rosenblatt wirkte nervös und in der elegant gekleideten Gesellschaft ein wenig fehl am Platz. Vater hatte ihm einen seiner Anzüge geliehen, aber er war zu gross, und Rosenblatt sah etwas verloren darin aus.

Er sprach auf deutsch, anfangs noch zögernd, doch während er sich in sein Thema hineinsteigerte, legte sich Schweigen über die Anwesenden. Als er beschrieb, was den Juden in Polen widerfuhr, überwältigten ihn seine Gefühle so sehr, dass er weinend zusammenbrach. Sugihara hörte aufmerksam zu, einen Ausdruck von Bestürzung im Gesicht.

Nachdem jedermann sich vom Tisch erhoben hatte, bat Rosenblatt unseren Gast in eine Ecke. Sugihara wollte weitere Einzelheiten über die Zustände in Polen unter den Nazis wissen, und Rosenblatt gab bereitwillig Auskunft. Er flehte ihn an, ihm ein japanisches Visum auszustellen, doch der Konsul schüttelte traurig den Kopf. Seine Regierung habe ihm die Erlaubnis verweigert, Visa auszustellen. Nicht einmal Transitvisa könne er noch erteilen.

Zu meinem Erstaunen erzählte mein Vater Herrn Sugihara, dass er Visa für die Vereinigten Staaten besässe und nun nach einem Käufer für sein Geschäft Ausschau halte. Ein Bruder und eine Schwester meines Vaters

lebten in den USA, und ich wusste, dass darüber gesprochen worden war, irgendwann dorthin zu gehen, doch von definitiven Auswanderungsplänen hörte ich damals zum ersten Mal. Sugihara musterte meinen Vater lange, bevor er antwortete. Dann sagte er, die Worte sorgfältig wählend: «Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich mir über das Geschäft nicht so viele Gedanken machen.» Diese Antwort schien meinem Vater zu missfallen. Wir sollten alle noch wünschen, er hätte den Rat ernster genommen.

Mit Beginn des neuen Jahrzehnts, als die erste Frühlingssonne den Boden auftaute, überfluteten mehr und mehr Flüchtlingsströme die Strassen von Kaunas, und neue Horrorgeschichten wurden kolportiert. Die Flüchtlinge bedrängten die Botschaften in der Stadt um Visa, doch emigrieren konnten nur diejenigen, die viel Geld besaßen, und das waren sehr wenige. Rosenblatt richtete Eingaben an viele Konsulate, um dann immer wieder hilfesuchend zum japanischen Konsulat zurückzukehren. Sugihara jedoch verwies stets auf die strikten Anweisungen seiner Regierung. Gelegentlich hörte Vater sich in diesen Wochen nach Interessenten für seinen Lebensmittel-Grosshandel um, aber es kam nie etwas dabei heraus.

Jenseits dessen, was wir lasen oder in der Wochenschau sahen, und abgesehen von den immer neuen Fremden in den Strassen, nahm das Leben mehr oder weniger seinen gewohnten Lauf. In jenem Frühling besuchte ich, wie abgemacht, Herrn Sugihara, um mir die versprochenen japanischen Briefmarken abzuholen. Er empfing mich liebenswürdig und schenkte mir einen ganzen Umschlag voller Marken in verschiedensten Grössen und Farben. Die meisten zeigten das Gesicht des japanischen Kaisers.

Er erkundigte sich, ob Rosenblatt sein Visum bekommen hätte, und als ich verneinte, schüttelte er den Kopf.

«Die Dinge stehen schlecht. Sehr schlecht», sagte er leise. «Man sollte wirklich etwas tun.»

Bevor ich ging, bat er mich, meinem Vater eine Nachricht zu überbringen. Sie war kurz: «Sag ihm, der Zeitpunkt zu gehen ist jetzt.» Dann sah er mich traurig an. In seinen Augen lag Mitleid. Wieder beeindruckte mich seine ungewöhnliche Freundlichkeit.

«Ich hoffe, er beherzigt diesen Rat», sagte er, «um deinetwillen.»

Zu Hause teilte ich Vater Sugiharas Worte mit. Noch in derselben Nacht

fürhte er eine lange Debatte mit Mutter, die grosse Bedenken hatte, Litauen zu verlassen. Vater widersprach ihr, doch Zweifel hatte auch er.

«Was soll ich in Amerika anfangen? Wie soll ich unseren Lebensunterhalt verdienen? Ich beherrsche die Sprache nicht, und in meinem Alter bekomme ich keine Stelle mehr.»

Ich habe später oft gedacht, dass wohl alles anders gekommen wäre, wenn Vater Sugiharas Botschaft aus erster Hand erhalten und gespürt hätte, wie ernst es dem Konsul gewesen war.

Die Briefe von Vaters Verwandten in den Staaten wandelten sich bald in dringliche Telefonanrufe, mit denen sie uns baten, die Abreise nicht länger zu verzögern. Schliesslich war Vater überzeugt, und auch Mutter gab ihre Zweifel auf. Sie waren so weit, das Geschäft umsonst zurückzulassen.

Am selben Tag jedoch, als Vater die Fahrkarten kaufen wollte, erhielt er ein Angebot. Es kam von einem Mann namens Fischer, der früher mit Vater zusammengearbeitet hatte. Er war erst vor Kurzem nach Kaunas zurückgekehrt, um sich nach einem neuen Unternehmen umzusehen. Vater konnte sein Glück nicht fassen. Die halbe Nacht sass er über den Büchern. Fischer hielt die Panik im Ort für nichts anderes als – eben Panik. In Litauen gäbe es seit 500 Jahren Juden, sagte er, und sie würden auch in den nächsten 500 Jahren noch hier sein. Er war so zuversichtlich und überzeugend, dass Vater es sich beinahe anders überlegte.

Für das Geschäft sollte Vater nur 20 Prozent seines Wertes bekommen, doch dies war mehr, als er erwartet hatte. Trotzdem gab es einen kleinen Haken an der Sache. Fischer würde das Geld nicht vor Ende Juni haben – das war in sechs Wochen, unter den geschilderten Umständen eine grausam lange Wartezeit.

Doch meine Eltern glaubten, dass die befürchtete Invasion der Nazis in Litauen noch lange auf sich warten lassen würde. Das Geld für das Geschäft könnte uns in den Staaten gute Anfangsbedingungen für ein neues Leben verschaffen. Sobald wir es in Händen hielten, würden wir umgehend das Land verlassen. Es war der grösste Fehler, den meine Eltern je begingen.

Wir beschlossen, die letzten Wochen vor unserer Abreise in Kalautuvas zu verbringen. Ein paar Tage nach unserer Ankunft in der Hütte verbreiteten sich neue Gerüchte: Angeblich würden sowjetische Truppen Stützpunkte in Litauen beziehen. Vater regte sich über diese Wende der Geschehnisse ziemlich auf, hatte er doch mit den Russen noch eine alte Rechnung offen. Geboren in Minsk, hatte er sich als junger Mann im Kreis russischer Sozialdemokraten gegen den Zaren aufgelehnt. Er war ein entfernter Bekannter von Leo Trotzki. Seit Langem hatten die Bolschewiken einen Preis auf seinen Kopf ausgesetzt.

Dann explodierte die Westfront wie ein ausbrechender Vulkan. Die Naziarmeen fielen in Holland ein, besetzten Belgien ohne jeden Widerstand und schlugen sich ihren Weg hinein nach Frankreich, zum Hohn der angeblich uneinnehmbaren Maginot-Linie. Paris fiel am 14. Juni 1940. Am nächsten Tag marschierte die Rote Armee in Litauen ein.

Wir sassen in der Falle.

Leider fiel mit der sowjetischen Machtübernahme der Handel mit Fischer flach. Da Vater in der Lebensmittelbranche tätig war, gelang es ihm bald, Geschäfte mit der russischen Armee zu machen, wo man froh darüber war, mit jemandem verhandeln zu können, der fließend Russisch sprach. Nach einer Weile gewann das Leben eine neue Routine. Man beruhigte sich und gelangte zu der Ansicht, dass alle Geschichten über Sowjet-Terrorismus übertrieben seien. Viele in der jüdischen Gemeinde gingen wieder aus, suchten die Cafés auf, die Kinos, das Theater.

Die Tage verstrichen, und Vaters Befürchtungen wegen seiner Menschewiken-Vergangenheit nahmen ab. Vielleicht war der sowjetische Geheimdienst doch nicht so tüchtig wie sein Ruf. Doch dann begannen die Russen, Listen mit «Unerwünschten» zusammenzustellen – darunter eine Grosszahl Prominenter, Geschäftsleute, Regierungsbeamte, Christen, Juden, auch Zionisten und andere «konterrevolutionäre» Elemente der jüdischen Gemeinde – und nach Sibirien zu deportieren.

Jetzt endlich beschloss Vater, aus Litauen zu fliehen, koste es, was es wolle. Seine Bemühungen wurden immer verzweifelter, doch sowjetisches Gebiet zu verlassen erwies sich als ebenso schwierig, wie er es befürchtet

hatte. Seit der Besetzung führte der einzige Weg aus Litauen heraus über Russland. Wir brauchten also Transitvisa. Unsere Einreisevisa in die Vereinigten Staaten besaßen keinen Wert mehr. Sie waren in unsere litauischen Pässe gestempelt, und die hatten die Russen für ungültig erklärt. Trotz der klar erkennbaren Hoffnungslosigkeit der Lage schloss Vater sich den langen Menschenreihen an, die verzweifelt vor den Konsulaten um Hilfe und Unterstützung anstanden.

Eines Tages erschien Rosenblat bei uns in Begleitung eines jungen Studenten der berühmten Telzer Yeshiva. Rosenblat war sehr aufgeregt. Es stellte sich heraus, dass der Junge Holländer war, einer von vielen aus Westeuropa, die man zum Studium an die Rabbiner-Hochschulen nach Kaunas geschickt hatte. Jetzt hatten die Nazis ihre Heimatländer besetzt, und die Jungen saßen fest.

Der holländische Honorar-Konsul Jan Zwartendijk zog für die Studenten Erkundigungen ein und entdeckte, dass zwei holländische Kolonien in der Karibik, Surinam und Curacao, zur Einwanderung keine Visa verlangten. Der holländische Gouverneur erteilte die Einreiseerlaubnis nach eigenem Gutdünken. Ein vermeintliches «Endvisum» für diese Kolonien, unterzeichnet vom holländischen Konsul in Kaunas, wäre ein Anfang. Tatsächlich war der Konsul einverstanden, jedermann, der danach fragte, Visa für diese Kolonien auszustellen.

Es blieb das Problem der Transitvisa. Nur ein einziges Konsulat würde noch helfen können: Flüchtlingen mit einem japanischen Transitvisum würden, so glaubte Rosenblat, die Sowjets vielleicht gestatten, durch russisches Gebiet zu reisen. «Jetzt liegt es an Ihnen», erklärte Rosenblat meinem Vater. «Sie sind mit Sugihara befreundet. Sie müssen zu ihm gehen und ihm unsere Notlage schildern. Vielleicht gibt er uns jetzt die Transitvisa. Er ist unsere letzte Hoffnung.»

Vater willigte ein, Sugihara am nächsten Tag aufzusuchen. Früh am nächsten Morgen machten wir uns zu fünft auf den Weg. Vater und ich, Rosenblat, seine Tochter und der holländische Junge. Sugihara sah müde aus, doch er begrüßte uns herzlich. Seine Frau war bei ihm. Er hatte sogar ein paar Briefmarken für mich. Er war gerade bei den sowjetischen Behörden gewesen. Sie hatten seine Aufenthaltsgenehmigung verlängert, somit konnte das Konsulat noch für weitere drei Wochen geöffnet bleiben.

Vater beschrieb ihm die entsetzliche Gefahr, in der wir uns alle befanden. Dann zeigte er ihm das Visum nach Curacao im Pass des holländischen Jungen. Würde es ausreichen für ein japanisches Transitvisum?

Sugihara hatte seine Entscheidung bereits getroffen. Unzählige Flüchtlinge waren seit der sowjetischen Machtübernahme bei ihm gewesen, hatten tagelang vor dem Konsulat ausgeharrt. Nach wie vor verweigerte die japanische Regierung das Ausstellen von Visa. Er und seine Frau seien bei Lage der Dinge aber übereingekommen, dass humanitäre Pflicht zuweilen über der Regierungspolitik stehe, sagte Sugihara. Er werde Visa erteilen, ungeachtet der Anweisungen seiner Vorgesetzten. «Doch zuerst müssen wir herausfinden, ob die Russen ein japanisches Transitvisum akzeptieren. Der sowjetische Konsul hatte mir für heute eine Antwort versprochen.» Damit entschuldigte er sich und ging ans Telefon.

Wir hielten den Atem an. Unsere Blicke hingen an Sugiharas Gesicht, während er in die Muschel sprach. Das Schicksal vieler Leben stand auf Messers Schneide. Plötzlich erhellte sich sein Gesicht, und triumphierend schwang er die Faust. Rosenblats Augen schimmerten feucht, als Sugihara auflegte. Ohne weitere Förmlichkeit führte er uns in sein Büro und stempelte all unsere Pässe.

Tränen strömten über Rosenblats Gesicht. Er griff nach der Hand des Konsuls und küsste sie, noch ehe dieser es verhindern konnte. Es war ein gefühlsgeladener Augenblick, auch Vater hatte Tränen in den Augen, als er Sugihara die Hand drückte. «Ich habe die grosse Ehre, einem wahren Menschenfreund gegenüberzustehen», sagte er, «der die Interessen anderer höher als die eigenen erachtet. Gott segne Sie.» Es war die kürzeste Ansprache, die Vater je gehalten hat, doch ich wusste, dass sie aus ganzem Herzen kam.

Sugihara sah Vater traurig an. Uns würde sein Visum nicht viel nützen, sagte er, denn die Sowjets erteilten nur Ausländern die Ausreisegenehmigung.

Bevor wir gingen, schenkte mir Sugihara einen Umschlag mit Briefmarken und gab mir die Hand. Zwischen uns war schon längst so etwas wie Freundschaft gewachsen. Er sah mich einen Augenblick lang an, dann sagte er: «Vaya con Dios.» Ich verstand nicht, was die Worte bedeuteten, aber irgendwie spürte ich ihre Absicht, und ich habe sie all die Kriegsjahre hindurch bewahrt.

Vaya con Dios – Geh mit Gott. Ich weiss nicht, warum er es auf spanisch sagte, aber er meinte es ehrlich, und bis heute berühren mich diese drei Worte bis ins Innerste.

Am nächsten Tag war die Hölle los: Scharen von Menschen drängten sich vor dem holländischen und japanischen Konsulat, einige hatten schon die ganze Nacht über Schlange gestanden.

Man berichtete uns davon, wie es in Sugiharas Büro weitergegangen war. Tag für Tag sass er dort mit hochgekrempelten Ärmeln, unterzeichnete Visa, kaum noch fähig, die Augen offenzuhalten, er war todmüde. Endlose Menschenschlangen standen stunden-, tagelang vor dem Tor. In den drei Wochen bis zu seiner Versetzung nach Berlin stellte er mehr als 6'000 Visa aus. Gerüchten zufolge soll er sogar noch im anfährenden Zug die letzten Dokumente unterzeichnet und sie durchs Fenster gereicht haben, um schliesslich einem der Flüchtlinge den Stempel in die Hand zu drücken, so dass sie einander Visa fälschen konnten.

Einmal in jenen letzten Wochen bin ich noch am Konsulat vorbeigekommen und habe gesehen, wie Sugihara müde am Fenstersims lehnte, um auszuruhen. Er hat mich erkannt und mir zugewinkt. Es war das letzte Mal, dass ich ihn gesehen habe.

Die Monate vergingen. Im späten Mai 1941 nahmen die Ereignisse eine düstere Wende. Nicht lange nachdem die Sowjets in Litauen eingefallen waren, hatte Hermann sich mit einem jungen russischen Hauptmann angefreundet. Es stellte sich heraus, dass er sowjetischer Geheimdienstoffizier war. Mein Bruder war zu der Zeit 20 Jahre alt und ein äusserst geeigneter Kandidat für ein militärisches Sonderkommando. Er sah gut aus, war charmant und wusste, wo es langging. Als der Hauptmann herausfand, dass er fliessend Russisch, Deutsch und Litauisch sprach, berief er ihn in den militärischen Geheimdienst.

Hermann hat meinen Eltern nie erzählt, was genau er da tat, aber oft war er tagelang verschwunden. Eines Samstags Ende Mai 1941 stand er wieder mal vor unserer Tür. Einige Verwandte waren zum traditionellen Sabbat-Scholent-Essen zu Gast. Gewöhnlich mied Hermann derlei Familientreffen. Vater sah ihn fragend an. «Ich glaube», sagte Hermann, «dies ist das letzte Mal, dass wir die ganze Familie unter einem Dach versammelt sehen.»

Er gestand, dass er schon vor einigen Monaten auf einer Deportationsliste Vaters Namen entdeckt hatte. Um uns nicht zu beunruhigen, behielt er es für sich und überredete seinen Hauptmann, den Haftbefehl zurückzuhalten, doch die Vorgesetzten des Hauptmanns erfuhren davon. Sogleich wurde er nach Usbekistan versetzt, Hermann wurde entlassen und auf der Einberufungsliste der Infanterie vermerkt.

Mein Vater nahm diese bestürzenden Neuigkeiten mit einem gewissen düsteren Ernst entgegen. Mutter jedoch reagierte verstört und lief sofort zum Telefon, um ihren Vetter Georg Shtrom um Hilfe zu bitten.

Georg war Geschäftsmann, einer von Grossonkel Ichiel Shtroms erfolgreichen Söhnen. Trotz seines Reichtums, vermutlich seiner liberalen Erziehung wegen, war er ein Anhänger der Sozialisten und Kommunisten, unter seinen Freunden galt er als Anwalt der Unterdrückten. So wurde er ein enger Freund von Shnieckus, einem führenden Generalsekretär der Kommunistischen Partei, die mit der sowjetischen Besetzung des Baltikums an die Macht kam. Georg Shtrom wandte sich sofort an Shnieckus, und der versprach, sich um die Angelegenheit zu kümmern.

Im Juni war Tante Anuschkas Geburtstag. Spät am Abend stiess Georg Shtrom zur Festgesellschaft. Flüchtig küsste und gratulierte er Anuschka. Dann zog er Vater ins Nebenzimmer. Mit klopfendem Herzen schlüpfte ich hinter den Vorhang, um zu lauschen. Georg kam sofort zur Sache.

«Es tut mir fürchterlich leid, Chaim, aber hier kann niemand mehr etwas tun. Du stehst auf der Liste der Konterrevolutionäre und Feinde der Sowjetunion. Die Parteibosse toben, weil du immer noch auf freiem Fuss bist. Shnieckus bekam sogar einen Verweis, weil er versucht hat, sich einzumischen. Ich wünschte, ich hätte mehr tun können, aber die Befehle sind schon erlassen.»

Er legte seine Hand auf Vaters Schulter. Vaters Gesicht war aschfahl, seine Stimme kaum zu verstehen. «Mein Gott, was war ich für ein Idiot, so lange an dieses Paradies zu glauben. Jetzt ist alles verloren.»

Georg nahm Vaters Hände in seine. «Wo Leben ist, ist Hoffnung», sagte er. Wie oft sollte ich diesen Satz in den folgenden Jahren noch hören!

Schweigen breitete sich im Zimmer aus, als Georg und mein Vater wieder hereinkamen. Am selben Abend noch packten wir Rucksäcke und kleine Taschen mit Dingen für das nackte Überleben: un verderbliche Lebensmittel, warme Unterwäsche, Mützen und Handschuhe, ein zusätzliches Paar bequemer Schuhe. Vater und Hermann nähten Rubel in ihre Kleidung.

Wir sprachen wenig miteinander. Mutter war still und gespenstisch bleich die ganze Nacht über. Von Zeit zu Zeit wischte sie sich über die Augen. Hermann sass bei ihr und hielt ihre Hand. Meine Schwester Fanny trug ein paar Dinge zusammen, an denen sie besonders hing, um sie an ihre Freunde weiterzugeben, die sie nacheinander aufsuchte. Nur mein Vater sass allein in einer Ecke und las seelenruhig in einem Buch. Als Fanny nach Mitternacht zurückkam, ordnete Vater an, dass wir uns alle noch etwas Schlaf gönnen sollten. Wir blieben angekleidet. Bloss die Schuhe zogen wir aus. Sie sollten nur kommen. Wir waren bereit.

### 3

22. Juni 1941. Es war heiss in jener Nacht, auch wenn das Fenster über meinem Bett weit geöffnet war. Ich glaubte, nur wenige Minuten geschlafen zu haben, als irgendetwas draussen in der Dunkelheit mich aufweckte. Es war Queenie, die Brieftaube unseres Nachbarn. Sie hockte auf dem Fenstersims, gurrte, schlug mit den Flügeln und versuchte mit allen Mitteln, mich auf sich aufmerksam zu machen. Ich wunderte mich, dass sie so früh kam. Gewöhnlich tauchte Queenie gegen sieben auf, aber es war noch nicht einmal fünf. Nun, mir war es egal. Die Nacht war vorüber und keine russische Polizei gekommen.

Ich suchte nach dem Beutel mit Brotkrumen, den ich in meinem Zimmer aufhob, und streute die Brocken in den kleinen hölzernen Futternapf unter meinem Fenster. Dann blieb ich lange am Fenster stehen. Ich bewohnte das Dachzimmer. Wenn ich mich auf die Zehenspitzen stellte, konnte ich die ganze Gegend bis hinunter zum Fluss überblicken.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne tauchten den Alexotasberg in Rosa und Gelb. Die Stadt begann, sich aus ihrem Schlaf zu räkeln. Tief

sog ich die frische Morgenluft ein. Es würde wieder eine Affenhitze werden.

Plötzlich bemerkte ich über dem Flughafen von Alexotas etwas Seltsames – mehr als ein Dutzend Silberpunkte schwärmten durch die Luft, als hätten sich silbrige Schmetterlinge zum frühen Balztanz getroffen. Ich sah ihnen noch verträumt zu, als plötzlich um sie her schwarze Rauchwolken aufstiegen. Kurz darauf war aus der Ferne Geknatter zu hören, wie von Gewehren. Im selben Moment erkannte ich, wie sich Flugzeuge nacheinander hernieder stürzten. Es gab ein schrilles Heulen wie bei auseinanderberstendem Metall. Deutsche Stukas! Wie oft hatte ich von ihnen gelesen, sie in der Wochenschau gesehen. Dumpf grollende Explosionen folgten jedem Sturzflug, liessen die Fenster im Haus klirren. Über dem Flugplatz erhob sich dicker schwarzer Rauch. Es war soweit: der Krieg hatte uns erreicht.

Eine weitere Formation von Flugzeugen stürzte heulend hinab, gefolgt von heftigen Explosionen. Jetzt schossen Flugabwehrkanonen auf Hochtouren. Ein Bombensplitter fiel auf ein Nachbardach, die Dachziegel flogen in alle Richtungen. Erschrocken sprang ich vom Fenster zurück. Plötzlich war der Krieg sehr nah und sehr wirklich. Ich rannte nach unten und fand meine Familie schon ums Radio versammelt.

Molotow hielt eine wütende Rede. Es war der 22. Juni 1941. Die Deutschen hatten die «Operation Barbarossa» begonnen. Berlin berichtete kurz und sachlich vom raschen Vorrücken der deutschen Armeen in Litauen auf der einen und Weissrussland auf der anderen Seite. Aus London bestätigte BBC mehr oder weniger die deutsche Meldung. Was für eine Ironie: Jetzt hatten die Nazis uns vor der Deportation nach Sibirien bewahrt. Beim Frühstück hielt Vater Familienrat. Wir waren alle der Meinung, dass es zu gefährlich wäre, in Kaunas zu bleiben. So erschreckend der Gedanke an die russische Polizei war, der an die Nazis war es noch mehr. Und niemand setzte viel Vertrauen auf die Sowjetarmee. Wir hatten genug über den deutschen Blitzkrieg im Westen gehört, und die russischen Truppen hatten wir selbst gesehen. In Kaunas nannte man die schwerfälligen Vorkriegspanzer der Sowjets «Fünfingerpanzer»: Man brauche einen Mann zum Lenken, wurde gespottet, und neunundvierzig zum Schieben.

Es war entschieden. Wir würden versuchen, uns bis zur russischen Grenze

durchzuschlagen. Mein Onkel Itzhak, meine Tante Sonja und ihre Kinder sollten mit uns kommen. Seit Langem schon hatten die Sowjets alle Privatfahrzeuge beschlagnahmt, wir mussten uns also nach einer anderen Transportmöglichkeit umsehen. Doch selbst wenn wir in Sibirien landen würden, so wäre das sicher besser, als unter die Nazis zu fallen.

Mittags fanden wir zu einem letzten, denkwürdigen Familienessen zusammen. Mutter benahm sich höchst sonderbar. Sie bestand auf ihrem besten Porzellan. In steifer Haltung räumte sie im Zimmer herum, deckte den Tisch und machte alle Lichter an.

Das Rosenthal-Porzellan schimmerte. Vater hielt seinen Protest zurück beim Anblick ihres versteinerten Gesichts – ein deutliches Zeichen dafür, dass keines seiner Worte sie erreichen würde. Was ging in ihrem Kopf vor? Schweigend sassen wir um den grossen Mahagonitisch, umgeben von den schweren blauen Vorhängen, den Familienphotos und Gemälden, den bestickten Kissen und den ganzen Kleinigkeiten – all jenen vertrauten Gegenständen, die ein Teil unseres Lebens waren. Mir kam das alles gespenstisch vor, und traurig, wie eine Henkersmahlzeit. Mutter reichte sogar Wein.

Ich erinnere mich, wie ich durch mein Zimmer ging, wie ich einen letzten Blick auf all das warf, was ich zurückliess, wie ich schliesslich noch mein Lieblingsbuch «Die geheimnisvolle Insel» in den Rucksack stopfte.

Explosionen aus der Ferne holten uns in die Wirklichkeit zurück. Wir liefen die Treppe hinunter, rafften unser Gepäck zusammen und wollten gerade das Haus verlassen, als Onkel Itzhak vor uns stand, mit rotem Gesicht und schwer atmend. Seit Kurzem litt er an Herzbeschwerden. Wie sollte er die Strecke nach Russland zu Fuss bewältigen?

Doch diesmal gab es gute Nachrichten. Onkel Itzhak kannte einen Mann namens Leiser, der Pferd und Wagen besass. Leiser war bereit, einige von uns mit seiner Familie fahren zu lassen. Allerdings verlangte er dafür eine Menge Geld. Wir vereinbarten einen Treffpunkt: eine Bäckerei in Janeve, etwa 30 Kilometer nordöstlich von Kaunas. Sie gehörte Leisers Schwager Jankel. Vater und Onkel Itzhak kannten den Ort. Sollten wir uns verlieren, so würden wir uns dort treffen.

Die schmale Strasse nach Ukmerge und zur lettischen Grenze quoll über vor Flüchtlingen und zurückweichenden Sowjettruppen. Ein endloses Band aus Vehikeln, Pferdewagen, Motorrädern und Fahrrädern schlängelte sich durch den gigantischen Schwarm von Fussgängern. Kolonnen zerlumpfter Sowjetsoldaten mischten sich darunter, doch in erster Linie waren Zivilisten zu Fuss unterwegs, die meisten von ihnen Juden.

Kaum hatten wir Kaunas verlassen, da bombardierte die Luftwaffe die Strasse. Es schien, als solle alles, was sich nur bewegte, unter Feuer genommen werden. Jeder warf sich in die Strassengräben. Ich lag mit dem Gesicht im Dreck und zitterte, während Kugeln um uns her einschlugen und Staubwolken aufwirbelten. Zum Glück war niemand von uns verletzt, nicht einmal Leisers Pferd, das bebend abseits in einem Feld stand. Doch als alles zurück auf die Strasse drängte, bemerkten wir, dass in der Verwirrung Tante Sonja und meine fünf Cousins verschwunden waren.

Onkel Itzhak war fürchterlich aufgeregt, aber Leiser bestand darauf, weiterzufahren, wir konnten nichts dagegen machen. «Ich bin sicher, sie sind wohlauf», erklärte Vater immer wieder, «wir finden sie in Janeve.»

Wir kamen nicht sonderlich voran an jenem Tag. Oft blockierten liegengeliebene Armeefahrzeuge die Strasse. Einem war schlicht der Treibstoff ausgegangen. Andere waren von Bomben getroffen worden, von ihnen war nicht viel mehr übrig als ein Haufen rauchender Trümmer.

Am späten Nachmittag, als sich gerade eine Kolonne sowjetischer Panzer und Munitionslaster an uns vorüberschob, vernahmen wir wieder das schrille Pfeifen von Stukas im Sturzflug. Erneut zerstoben schreiende Zivilisten in alle Richtungen, während ein paar russische Soldaten mit ihren Gewehren die Flugzeuge unter Beschuss nahmen. «In den Graben!» brüllte mein Vater. Er winkte uns an den Strassenrand. Weiter entfernt schlugen die ersten Bomben ein, überall war Feuer, waren Säulen aus Staub und Erde zu sehen.

Ich erinnere mich, dass mir die herabfallenden Bomben wie ein exaktes Muster erschienen, als hätte ein Schneider sie an den Himmel gestickt – da riss es mir plötzlich den Boden unter den Füßen weg. Eine gewaltige Explosion erschütterte die Erde. Mir wurde der Atem genommen. Ich fand mich in der Luft wieder, meine Füsse flogen hinter mir hoch. Es können

nur ein oder zwei Sekunden gewesen sein, doch die Zeit schien stillzuste-  
hen. Ich sah auf der Strasse einen Lastwagen in Flammen aufgehen, einen  
Körper zerteilt in die Luft aufsteigen, den abgeschnittenen Kopf mit her-  
vortretenden Augen an mir vorüberfliegen. Jedes einzelne scheussliche  
Detail brannte sich in mein Gedächtnis ein.

Dann lag ich auf dem Boden, nur halb bei Bewusstsein. Dreckklumpen  
und Steine regneten auf mich herab. Überall um mich herum schrien Men-  
schen um Hilfe. Ein russischer Offizier galoppierte auf einem weissen  
Hengst vorüber, das Gesicht unter der Mütze grimmig und blutver-  
schmiert. Ich bilde mir das alles bloss ein, dachte ich. Das Ganze war wie  
eine Zeitlupe. Von weit her hörte ich Vaters Stimme: «Alles in Ordnung  
mit dir, Solly? Alles in Ordnung?»

Langsam setzte ich mich auf. Vater, Hermann, die ganze Familie war von  
Kopf bis Fuss mit Dreck bespritzt, doch am Leben und unverletzt. Um uns  
gähnten Bombentrichter, überall lagen Verwundete, die erbarmungswür-  
dig stöhnten. Ein älterer Mann stolperte die Strasse entlang, sein rechter  
Arm war bis zum Ellbogen abgerissen. Tote lagen wie zerbrochene Pup-  
pen herum.

Wie ist das alles geschehen? Vor wenigen Stunden noch war ich in mei-  
nem Zimmer gewesen, hatte verträumt winzigen Silberflugzeugen zuge-  
sehen, wie sie über Alexotas schwebten.

Vater und ich machten die anderen ausfindig und fanden Hermann und  
Fanny damit beschäftigt, die Verwundeten zu verbinden und den anderen  
auf die Füsse zu helfen. Nur meine Mutter verharrte am Boden. Leichen-  
blass starrte sie in die Luft. Als Vater sich ihr näherte, schlug sie die Hände  
vors Gesicht und schluchzte.

«Bitte, Rebecca, nimm dich zusammen», sagte Vater zärtlich, «wir müs-  
sen hier herauskommen, wir haben keine Minute zu verlieren.» Jetzt erst  
bemerkten wir, dass Onkel Itzhak verschwunden war, ebenso Leisers Fa-  
milie und der Wagen. Wir suchten nach ihnen unter den Trümmern und  
toten Pferden am Strassenrand, doch sie waren nicht dabei.

«Sie sind schon vorausgegangen», versicherte Vater unentwegt, «nach  
Janeve. Wir sehen sie am vereinbarten Treffpunkt.» Doch er klang nicht  
sehr überzeugend.

Ich stand noch immer unter Schock. Meine Beine zitterten, als wir uns zu  
Fuss auf den Weg machten. Die Luftwaffe fuhr fort, uns zu bombardieren,

und je weiter wir vorankamen, desto dichter war die Strasse mit Leichen übersät.

Nach einem der Angriffe trafen wir ein junges jüdisches Mädchen, dem Fanny vor der Besetzung Nachhilfe in Hebräisch gegeben hatte. Sie hiess Dvora. Während der Flucht war sie von ihrer Familie getrennt worden. Kurz nachdem sie sich uns angeschlossen hatte, flog eine Stuka über uns hinweg und nahm die Menge unter Beschuss. Wie bisher stürzten wir uns in den Strassengraben, doch als der Angriff vorüber war, stand Dvora nicht mehr auf. Eine Kugel hatte ihr den Rücken durchbohrt. Sie stöhnte jämmerlich. Vater und Hermann kümmerten sich um sie. Vater deutete auf ein Dickicht ganz in der Nähe, am anderen Ende eines Feldes. «Da drüben ist ein Tümpel», sagte er zu mir, «lauf und hol Wasser.»

Dichte Büsche wuchsen rund um den Tümpel. Ich musste mich hindurchzwängen und hielt den Kopf gesenkt, um mein Gesicht zu schützen. Als ich mich dem Ufer näherte, blickte ich kurz auf und erstarrte. Am anderen Ufer stand im Wasser eine Gruppe nackter Menschen. Gespensterweiss war ihre Haut. Der Wind kräuselte das Wasser und zerwühlte das Haar der Frauen. Dunkles Haar, nur eine war blond, und gross. Schockiert erkannte ich sie: meine Geschichtslehrerin. Neben ihr stand ihr Mann, ein Herr in mittlerem Alter mit Brille – ich hatte ihn ein paarmal in der Schule gesehen. Die fünfjährige Tochter meiner Lehrerin klammerte sich, Daumen im Mund, ans Bein ihrer Mutter. Vor ihnen stand eine Gruppe von Siauliai, litauische Nationalisten, gekleidet in alte litauische Uniformen, die Gewehre angelegt.

Einer der Männer brüllte «Feuer!», und dann drückten sie ab. Ich sah die schockierten Gesichter ihrer ins Wasser stürzenden Opfer. Nur das kleine Mädchen blieb unverletzt stehen. Sie schien eingefroren, den Daumen noch immer im Mund, die andere Hand unsicher ausgestreckt, als griffe sie nach der Frau, die neben ihr umgefallen war.

«Erschiesst sie!» brüllte der Offizier wieder, doch die Männer standen nur da und sahen verlegen umher. Da ging der Anführer, ein älterer Mann, gelassen auf das Kind zu und schlug ihm seinen Revolver über den Kopf. Blut strömte über das kleine Gesicht, doch das Kind gab keinen Laut von sich, als es fiel.

Minutenlang kauerte ich dort, wagte kaum zu atmen. Es brauchte meine

ganze Willenskraft, nicht den Verstand zu verlieren. Dann war ich auf den Füßen und rannte.

Ich konnte nicht glauben, was meine Augen gesehen hatten. Die abziehende Sowjetarmee war nur wenige Meter entfernt, und direkt vor ihrer Nase ermordeten die Litauer Juden. Ich rannte auf die Strasse. Eine russische Einheit tankte dort ihre Panzer aus Kanistern auf. Ich stürzte auf sie zu und bat sie schreiend um Hilfe.

Der Kommandeur schenkte mir einen müden Blick. Von den litauischen Schweinen habe er nichts anderes erwartet, sagte er. Und dass er seine Befehle habe. Und dass sie nicht die Polizei seien, sondern die Armee. Und dass dies eindeutig eine Polizeiangelegenheit sei. Ich versuchte es bei anderen Soldaten. Auch die zuckten nur mit den Achseln. In meiner Verzweiflung wandte ich mich an einen Militärpolizisten, der den Verkehr regelte, und packte ihn am Ärmel. «Sie bringen Zivilisten um, da unten am Wasser!» schrie ich, während mir die Tränen übers Gesicht liefen. «Kommen Sie, bitte! Helfen Sie uns!» Er blickte auf mich herab. Ich sah, wie er meine schmutzige dunkle Haut betrachtete, meine dunklen Augen, meine schwarzen Haare. Da war ein Wiedererkennen in seinen grauen slawischen Augen, dann Feindschaft. Ich kannte diesen Blick schon. Ich sollte ihn noch oft sehen.

«Sind es Juden?» fragte er kalt.

Ich schlug die Augen zu Boden. Er würde nicht helfen, selbst wenn er könnte.

So machte ich mich auf, meine Familie wiederzufinden. «Lässt du dich auch noch mal blicken!» fuhr mein Vater mich zornig an. «Und mit leeren Händen! Das Kind ist längst tot. Wo zum Teufel bist du gewesen?»

Ich hatte das verletzte Mädchen und das Wasser völlig vergessen. Als ob das ihr Leben hätte retten können, dachte ich und sah Tränen in Vaters Augen. Ich hatte ihn nie zuvor weinen sehen. Dvora lag im Gras, einen Ausdruck der Überraschung im Gesicht. Ihr weisses Kleid war blutdurchtränkt, und ihre Augen starrten blind in den blauen Himmel.

Bis heute weiss ich nicht genau, wie es uns gelang, nach Janeve zu kommen. Mit einer wild rasenden Menge aus Soldaten und Zivilisten wurden wir in die Stadt gefegt. Um uns herum schlugen Granaten ein, jedes Gebäude schien in Flammen zu stehen. Irgendwie gelang es Vater, Jankels

Bäckerei zu finden. Sie lag abseits der Hauptstrasse. Brandbomben prasselten auf uns herab. Die Bäckerei war in Flammen gehüllt.

Noch während wir dort standen, löste sich das Schild über der Tür und zerbarst brennend vor unseren Füßen. Mutter fiel schluchzend auf die Knie. «Ich kann nicht mehr weiter. Ich kann nicht mehr.» Plötzlich raste aus einer Seitenstrasse ein Pferdewagen in unsere Richtung. Beinahe hätte er uns umgefahren. Es war Leiser mit seiner Familie.

Noch einmal wurden Mutter und ich auf den Wagen gehievt. Leiser gestattete uns beiden, oben zu sitzen, die anderen mussten laufen. Das Pferd war völlig erschöpft und liess sich kaum noch leiten.

Weil die Hauptstrasse verstopft war, bog Leiser rasch in eine schmale Seitenstrasse ab, und nachdem wir noch ein paarmal abgebogen waren, erreichten wir eine einigermassen freie Strasse, die zur Stadt hinausführte.

Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich auf dem Wagen sass. Vater fiel es schwer, mit dem Pferd Schritt zu halten, und auch meine Schwester Fanny zeigte Anzeichen von Erschöpfung, doch Leiser war nicht bereit, ihretwegen langsamer zu fahren. Wieder versprach er, auf sie zu warten, wenn wir getrennt würden. Die nächste Stadt war Ukmerge, wo wir uns treffen würden. Hermann, der noch kräftig genug war, sollte uns begleiten. Etwa acht Kilometer vor Ukmerge gerieten wir wieder in einen Angriff. Die Bombern schlugen so nah vor uns ein, dass wir taub wurden. Wir krabbelten zurück auf die Strasse, das Blut lief uns aus Ohren und Nasen. Dann fanden wir im Strassengraben Leisers Pferd. Es war tot. Leiser und seine Familie waren verschwunden.

Wir sammelten ein paar Sachen auf dem Wagen zusammen und beschlossen, hier auf Vater und Fanny zu warten. Etwa 50 Schritte entfernt stand eine Baumgruppe. Dankbar streckten wir uns unter ihrem Schutz aus.

Zwei, drei Stunden vergingen ohne ein Anzeichen von ihnen. Wieder und wieder rollten Angriffe über uns hinweg, so dass wir gezwungen waren, uns weiter von der Strasse zurückzuziehen. Die Dämmerung brach herein. Am anderen Ende eines nah gelegenen Feldes stand ein kleiner Bauernhof. Hermann schlug vor, dort einen Unterschlupf zu suchen.

Mutter konnte kaum noch laufen, also trug Hermann sie fast den ganzen Weg über. Der Bauernhof sah ruhig und friedlich aus. Doch als wir das Tor erreichten, stürzte ein schwarzer Hund heraus, knurrend und mit gefletschten Zähnen. Ein grosser Mann mit Walrossschnäuzer und metallgefasster Brille trat aus dem Haus und rief ihn zurück. Er musterte uns und wünschte uns gelassen einen guten Abend. Wir hatten Glück – er war bereit, seinen Mitmenschen zu helfen. Zwar verlangte er eine unverächtete Summe für Unterkunft und Verpflegung, doch wir widersprachen nicht.

Der Bauer hiess Kazys, genau wie der Fährmann in Kalautuvas, ein verbreiteter litauischer Name. Er brachte uns zu einer grossen Scheune, wo bereits sechs jüdische Familien Zuflucht gesucht hatten. Die meisten hatten drei oder vier Kinder. Drei der Männer waren verwundet und litten an starken Schmerzen. Bis auf ein junges Paar aus Slabodke, einem Vorort von Kaunas, kamen die meisten von ihnen aus Janeve und den umliegenden Dörfern. Mutter kannte die junge Frau aus Slabodke, ihr Name war Rachel.

Kazys zeigte uns einen Wassertrog, an dem wir uns waschen konnten, und seine Frau brachte etwas zum Essen heraus – einen grossen runden Laib Schwarzbrot, ein dickes Stück Butter und einen Liter Milch. Sie hiess Magda, war eine stämmige Frau mit freundlichen blauen Augen und einem scheuen Lächeln. Bei jeder Gelegenheit bekreuzigte sie sich.

Wir schliefen tief und fest in jener Nacht, trotz des Stöhnens der Verwundeten in der Scheune, trotz des Bombendröhnens von der Strasse. Es war noch sehr früh, als Hermann uns weckte. Im Osten hellte sich der Himmel auf, die Scheune war noch in Dunkel gehüllt. Mutter war sehr müde und wollte weiterschlafen, aber Hermann liess sie nicht.

«Hör doch mal», flüsterte er.

«Ich höre nichts», sagte Mutter schläfrig.

«Das ist es ja gerade, was mir Angst macht.»

Tatsächlich herrschte ungewöhnliche Stille. Keine Bomben, keine Schüsse, nicht einmal das scheppernde Geräusch der Panzerketten.

«Das gefällt mir nicht», sagte Hermann, «was, wenn wir schon hinter der deutschen Frontlinie sind?»

Wir nahmen unsere wenigen Sachen und gingen nach draussen, wo es gerade hell wurde. Eine leichte Brise liess die Pappeln über uns rascheln.

Plötzlich hörten wir Stimmen von der Hausfront her. Rasch drängte Hermann uns hinter eine Gruppe von Bäumen und Büschen. Einige bewaffnete Litauer tauchten seitlich des Hauses auf und schlugen an Kazys Tür. Er erschien in einem weissen Nachthemd.

«Wir haben gehört, du versteckst Juden hier», fuhr ihn einer der Siauliai an, «wo sind sie?»

Noch bevor Kazys ein Wort sagen konnte, wurde er zu Boden geschlagen. Als er versuchte aufzustehen, schlugen sie ihn wieder zusammen. Blut spritzte ihm aus der Nase und rann ihm über das Kinn. Auf den Knien blieb er hocken und flehte die Männer an, ihm nichts zu tun. «Die Juden! Wo sind die Juden, du Schwein?» forderte der Anführer. «Zeig uns, wo sie sind, sonst bringen wir dich um!» Mit zitternden Fingern deutete Kazys auf die Scheune.

«In Ordnung, geh wieder ins Bett, alter Mann», lachte einer der Siauliai. Dann durchquerten sie den Hof. Sie waren zu acht. Als sie an den Büschen vorüberkamen, sah ich, dass zwei von ihnen graue Uniformen trugen und Helme.

«Das sind Deutsche», flüsterte Mutter mit schreckerfüllter Stimme.

Hermann presste ihr die Hand vor den Mund. Aus dem Innern der Scheune hörten wir Schreie und Weinen, dann fielen Schüsse. Ich kniff die Augen zusammen und hielt mir die Ohren zu. Als Hermann mir tröstend die Hand aufs Haar legte, schlug ich die Augen wieder auf und sah, wie Rachel und die anderen nach draussen getrieben wurden. Zu unserem Entsetzen wurden sie in unsere Richtung gedrängt. Nur wenige Meter von unserem Versteck entfernt blieben sie stehen. Mein Herz schlug so laut, dass ich fürchtete, die Mörder könnten es hören.

Es war grauenvoll. Einige der Männer versuchten, mit ihren Peinigern zu reden, andere wimmerten bloss. Die Kinder schienen viel zu entsetzt, um zu weinen. Manche der Menschen bluteten, ihre Kleider waren zerrissen. Rachel stand am nächsten zu uns. Sie war über ihrem Mann zusammengesunken, dessen Körper achtlos nach draussen geschleudert worden war. Er war einer von zweien, die sie schon in der Scheune erschossen hatten. Rachels Gesicht schwoll an. Ihr Mund war ein blutiges Loch. Sie hatten ihr die Zähne ausgeschlagen. Mir wurde schlecht, mein Magen krampfte sich zusammen, ich musste fest schlucken, um nicht zu kotzen.

Einige der Litauer verschwanden und kehrten mit Spaten zurück. Die gaben sie den jüdischen Männern und wiesen sie an, eine Grube auszuheben. Einer von ihnen, ein Älterer mit Brille, erstarrte vor Angst. Der Grössere der Deutschen trat vor und hielt ihm den Gewehrlauf an die Brust. «Du nimmst jetzt diesen Spaten und gräbst», sagte er kalt. Als der Mann nicht antwortete, erschoss er ihn. Die Wucht der Kugel, aus so unmittelbarer Nähe abgegeben, schleuderte ihn herum. Seine Frau schrie entsetzt auf und warf sich über ihn. Ihre fünf Kinder standen daneben mit offenen Mündern, als könnten sie nicht glauben, was da geschah. Alles ging rasend schnell.

Meine Mutter war so schockiert, dass sie laut losschrie. Zum Glück hatten im selben Moment die zum Tode verdamnten Juden aufgeschrien, so dass niemand sie hörte. Sie wollte aufspringen, doch Hermann riss sie nach unten.

Hastig stiessen die drei anderen Männer ihre Schaufeln in den sandigen Boden, als hinge ihr Leben davon ab. Die Litauer liessen eine Flasche Wodka kreisen.

«Na also, ihr faules Judenpack», höhnten sie, «jetzt dürft ihr endlich mal anständig arbeiten. Wie schade, dass es euer letztes Mal ist.» Die beiden Deutschen standen abseits und rauchten. Die Flasche, die die Litauer ihnen anboten, lehnten sie ab.

«Wenn ihr in eurem jüdischen Paradies landet», liess einer der Litauer sich vernehmen, «dann lassen sie euch vielleicht zum Tor hinein beim Anblick eurer frischen Schwielen.» Die anderen fielen in sein Gelächter ein.

Als sie mit der Grösse der Grube zufrieden waren, befahlen sie den Juden, sich auszuziehen. Die fingen an zu weinen, einige flehten um Gnade, andere beteten. Manche riefen Gott an: «Sch'ma Israel.» Da trat der grössere Deutsche erneut vor und erschoss einen der Schaufelnden, woraufhin die anderen sich hastig die Kleider vom Leibe rissen. Wir rochen Schweiss, Urin und Kot. Als sie bis auf die Unterwäsche entkleidet waren, befahl der Deutsche ihnen, sich in einer Reihe vor der Grube aufzustellen, doch die Litauer wollten sie nackt sehen, vor allem die Frauen.

«Nein», sagte der grosse Deutsche, «sie bleiben in Unterwäsche.» «Gönnen Sie den Männern doch ihren Spass», beharrte der litauische Offizier und grinste den Deutschen an, «sie haben ihn verdient.» Er sprach ziemlich gut Deutsch.

«Ich sagte: nein!» brüllte der Deutsche. «Ich weiss, was ich tue. Der Anblick von Nackten hat oft eine verheerende Wirkung, vor allem der von nackten Kindern. Viele gute Männer verlieren schlicht die Nerven. Besser, diese Untermenschen bleiben in ihrer lächerlichen Unterwäsche. Kapiert?»

Der Litauer blickte skeptisch, widersprach aber nicht.

Niemals werde ich diese kleine Lektion des Deutschen vergessen. Er hatte sie so deutlich formuliert, als würde er eine Rede halten. Ich hatte jedes Wort verstanden. Es war mein erster Einblick in die Gedankenwelt der deutschen Nazis.

Sie erschossen Rachel als erste. Sie hatte noch immer an der Seite ihres Mannes gesessen und ein merkwürdiges Ritual vollzogen, sich hinuntergebeugt zu dem Körper, dann in stummem Schrei die Arme zum Himmel erhoben. Der kleinere Deutsche trat hinter sie, und in dem Moment, als sie die Arme hob, setzte er geschickt seine Pistole an und schoss ihr ins Genick. Es gab keine überflüssige Bewegung während dieser Hinrichtung. Die Litauer warfen ihm respektvolle Blicke zu. Dann erschossen sie die anderen.

Es war unerträglich. Ich wäre am liebsten davongelaufen, aber Hermann hielt mich fest und zischte mir ins Ohr, keinen Laut von mir zu geben. Mutter war völlig zusammengebrochen.

Nach der Hinrichtung schlepten sie den zitternden Bauern aus seinem Haus herbei und befahlen ihm, das Grab mit Erde zu füllen. «Sieh zu, dass sie nicht abhauen», lachte der Offizier. Dann fügte er streng hinzu: «Wenn du noch einmal versuchst, Juden zu verstecken, begraben wir dich mit ihnen zusammen. Kapiert?»

«Ja, Herr, ja», antwortete Kazys und bekreuzigte sich mehrmals, «nie wieder verstecke ich Juden, solange ich lebe.»

Als sie fort waren, näherte er sich furchtsam dem Grab und sah hinein. Wir konnten erkennen, wie das Entsetzen sich auf seinem Gesicht breitmachte. Er schlug eine Hand vor den Mund und würgte.

Das Massaker an diesen Menschen, das wir in all seinen Einzelheiten aus nächster Nähe sehen, hören und riechen konnten, brannte sich in mir ein wie mit glühendem Eisen. Ich war ein ganz normaler dreizehnjähriger Junge, aufgewachsen in behüteter Umgebung, und plötzlich fand ich mich in eine Welt gestürzt, in der jeder, dem danach war, mich hetzen und ermorden konnte.

Als der Bauer sich wieder gefangen hatte, griff er nach einer Schaufel und

hing an, Erde in das Grab zu werfen. Hermann erhob sich hinter dem Busch. Kazys stiess einen gellenden Schrei aus und liess seine Schaufel fallen. Beruhigend streckte Hermann ihm die Hand entgegen.

«Bitte, erschrecken Sie nicht. Wir haben uns versteckt, als die Deutschen kamen.»

«Verschwindet hier!» rief der Bauer und wich zurück. «Verschwindet, sofort!»

«Bitte, helfen Sie uns», flehte Hermann ihn an, «wir bezahlen Sie gut. Hier, wir geben Ihnen unser ganzes Geld.» Damit drängte er ihm eine Handvoll Scheine auf.

«Nein, nein, nein!» rief der Mann. «Wenn sie euch hier finden, bringen sie uns um. Haut ab, oder ich rufe sie zurück!» Er hatte die Stimme erhoben, beinahe schrie er.

Da hörten wir plötzlich ein gedämpftes Weinen. Es klang wie ein Baby. Hermann und der Bauer drehten sich gleichzeitig dem offenen Grab zu, ihre Gesichter spiegelten ungläubiges Staunen. Obwohl Hermann mich gebeten hatte, im Versteck zu bleiben, sprang ich auf und lief zu ihm. Kazys bemerkte mich kaum. Zu dritt starteten wir in die Grube. Nie, solange ich lebe, werde ich dieses Bild vergessen. Etwa dreissig Körper lagen übereinander in einem Haufen, die meisten Kinder, die meisten Gesichter schreckverzerrt. Andere, die sie aus kürzester Entfernung erschossen hatten, waren nur noch ein blutiger, unkenntlicher Matsch.

Wieder schrie das Baby. Hermann und Kazys stiegen hinab und rückten den Körper einer grossen rothaarigen Frau zur Seite. Unter ihr lag ein einziges Mädchen mit karottenrotem Haar und unzähligen Sommersprossen. Sie konnte nicht älter als zwei sein, und obwohl auf ihrem Kopf ein blutiger Schnitt klaffte, war sie sehr lebendig. Ihre Mutter hatte ihr offensichtlich den eigenen Körper als Schutzschild dargeboten.

«Gott, mein Gott, was für schreckliche Zeiten», stöhnte Kazys und rang unschlüssig die Hände, «das ist noch ein Baby! Ach, Gott...» Die Kleine schrie immer heftiger. Da hob er sie in seine Arme und rannte ins Haus, ohne uns noch eines Blickes zu würdigen.

Wir kehrten zu Mutter zurück. Hermann rieb ihre Handgelenke und gab ihr kleine Klapscheins ins Gesicht. Als sie das Bewusstsein zurückerlangte, blickte sie voller Abscheu um sich. Wir halfen ihr zurück in die Scheune,

wo aufgelöste Strohballen verstreut umherlagen. Zwei riesige Blutflecken waren auf dem Boden zu erkennen. Hastig stiess Hermann mit dem Fuss etwas Stroh darüber. Ich zitterte, und Mutter sah aus, als wäre sie um zehn Jahre gealtert.

Wir machten es ihr im Stroh bequem und sassen minutenlang still zusammen, einander an den Händen haltend. «Ich glaube», sagte Hermann leise, «wir haben keine andere Wahl, als zu versuchen, zurück nach Hause zu kommen. Die Deutschen sind wahrscheinlich längst auf dem Weg zur Grenze. Vielleicht lässt der Bauer uns noch eine Weile hierbleiben. Aber die Siauliai kommen bestimmt zurück.» In dem Augenblick betrat der Bauer die Scheune, das Kind auf dem Arm. Beide trugen frische Verbände.

«Nehmt das Baby und verschwindet», sagte er, «es ist ein Judenkind, also eure Sache. Ich will damit nichts zu tun haben. Kapiert?» Hinterdrein kam seine Frau Magda. Sie bekreuzigte sich, und zugleich verfluchte sie ihn. «Du schamloser Affe», brüllte sie und nahm ihm das Kind aus den Armen, «was fürchtest du dich bloss so vor dem Sterben? Du bist sowieso bald tot, und wenn du diesen armen Menschen keine Zuflucht gibst, wirst du in der Hölle schmoren!» Kazys wollte ihr etwas entgegnen, aber sie hiess ihn schweigen.

«Für heute hast du genug gequasselt! Jetzt geh mir aus dem Weg.» Damit brachte sie uns zurück ins Haus, wo sie dem Kind ein Bettchen herrichtete. Dann bot sie uns etwas zum Essen an. Seit dem Abend zuvor hatten wir nichts zu uns genommen. Wieder tischte sie selbstgebackenes Brot auf, Butter und Milch. Kazys fiel in jämmerliches Schweigen, doch nach wenigen Minuten stand er auf und holte ein Stück geräuchertes Schweinefleisch.

«Ich weiss, euresgleichen isst kein Schwein», sagte er entschuldigend, «aber ihr braucht jetzt Kraft.» Er vermied, Hermann in die Augen zu blicken. Der Tadel seiner Frau schien ihn ins Mark getroffen zu haben. Später gingen Kazys, Hermann und ich nach draussen, um Erde auf das Massengrab zu schaufeln. Ich versuchte, nicht hinabzusehen, aber ich konnte es nicht vermeiden, und mit jeder Schaufel Erde spürte ich, wie sich mir der Magen umdrehte.

Am selben Abend noch entschuldigte sich Kazys bei uns. «Ich hatte solche Angst!» sagte er. «Ich wusste nicht, was ich tat. Sie haben mir die Nase gebrochen!» Er deutete auf seinen Verband und das «Veilchen» über sei-

nem Auge. «Aber, wie meine Frau schon sagte: Man stirbt nur einmal, und es ist Christenpflicht, Notleidenden zu helfen, selbst wenn es Juden sind.» Wir verbrachten die Nacht in Kazys' Apfelkeller. Er war gerade gross genug, dass wir uns hinlegen konnten. Süsser Apfelgeruch durchzog den Raum. Die Anspannungen des Tages hatten uns erschöpft, und schon nach wenigen Sekunden war ich in tiefen Schlaf gefallen.

Lautes Hämmern an der Haustür weckte uns auf. «Wer ist da?» brüllte Magda über uns. «Was wollt ihr? Es ist mitten in der Nacht!»

«Mutter! Mach auf, Gottverdammte. Ich bin's, Vytas!»

«Vytas!» schrie Magda auf. «Geh und schlaf in der Scheune, du betrunkenen Flegel!» Sie klang zornig.

Das Hämmern wurde noch lauter. «Willst du mich die ganze Nacht lang hier draussen stehenlassen? Ich breche die Tür ein, hörst du?» Vytas schien mit einem Gewehrkolben gegen die Tür zu schlagen. Der Lärm war ohrenbetäubend. Dann brach er plötzlich ab. Wir hörten Stiefelschritte über unseren Köpfen.

«Lass mir das Gewehr aus den Augen», sagte Magda ärgerlich. Schep-pernd liess Vytas es fallen.

«Ich habe seit zwei Nächten nicht geschlafen», sagte er in völlig verändertem Ton, «ich brauche was zu trinken. Bitte, Mutter, ich muss was trinken.» Es klang, als wäre er den Tränen nahe.

«Zwei Tage lang haben wir Juden zusammengetrieben. Alle Juden von Ukmerge. Ich habe die Bastarde nie leiden können, aber das war grauenvoll. Frauen erschossen, Kinder...»

Mir standen die Haare zu Berge.

«Himmlischer Vater», hörten wir Magda schauernd sagen, «ich habe dich davor gewarnt, dich mit diesen Schlägern herumzutreiben. Jetzt musst du mit deiner Sünde leben für den Rest deiner Tage.» Dann sagte sie noch etwas, aber es war zu leise, um es zu verstehen. Wir hörten ihre Schritte. Ihre Stimmen klangen gedämpft. Dann war alles still. Im Dunkeln begann Mutter zu weinen. Es dauerte lange, bis ich wieder einschlief. Magda musste ihren Sohn geradezu abgefüllt haben, denn als sie am Morgen die Falltür über uns hochzog, war er immer noch aus dem Verkehr gezogen.

«Macht schnell, bevor mein Sohn aufwacht.» Ihre Stimme klang belegt,

als hätte auch sie geweint. «Es tut mir so leid», sagte sie beim Anblick unserer Gesichter, «es tut mir unendlich leid, dass Sie das alles mit anhören mussten. Er war immer so ein lieber kleiner Junge, aber er ist in schlechte Gesellschaft geraten. Ich bete für ihn.» Sie bekreuzigte sich. Ihre Augen standen voll Tränen. «Mein Mann bringt Sie zurück nach Kaunas. Er spannt gerade das Pferd an. Aber bevor Sie aufbrechen, müssen Sie Ihre Stadtkleidung ablegen. Die suchen überall nach Juden, und Sie sehen viel zu verdächtig aus.» Sie warf ein paar Arbeitskleider herab, und wir folgten ihrem Rat. Uns war klar, dass Magda und Kazys ihr Leben für uns riskierten, und wir waren ihnen sehr dankbar. An der Tür übergab Magda uns noch ein Bündel mit Lebensmitteln. Mutter war so gerührt, dass sie Magda auf beide Wangen küsste.

Unsere Verkleidung war nicht sehr überzeugend. Die Kleider sassen miserabel, und unsere Gesichter, die dunkle Haut erinnerten nicht gerade an litauische Bauern, die überwiegend «nordischen» Typs waren. Doch das liess sich nun einmal nicht ändern.

#### 4

Unsere Reise dauerte vier Tage. Nachts versteckten wir uns im Wald. Um den 5. Juli 1941 herum erreichten wir die Umgebung von Kaunas. Auf halbem Weg in die Stadt hielten uns zwei Litauer an. Mutter, Hermann und ich legten uns flach auf den Boden und taten, als ob wir schliefen.

«Wir sind bloss Bauern», hörten wir Kazys sagen. Da feuerte einer der Litauer einen Schuss ab. Das Spiel war aus. Wir setzten uns auf. In diesem Augenblick fuhr ein schwarzer Mercedes vor und hielt. Zwei Deutsche in SS-Uniformen stiegen aus. Da sprang Hermann vom Wagen und sprach sie an in perfektem Deutsch. Gemeinsam gingen sie hinüber zu dem Mercedes. Wir konnten nicht hören, was sie dort besprachen. Wir sahen nur, wie Hermann einstieg und wie der Mercedes mit ihm davonfuhr. Einer der Litauer kam zurück und kletterte zu Kazys auf den Wagen.

«Ihr Juden bekommt jetzt, was ihr verdient», sagte er und befahl Kazys, zum Fort VII zu fahren. Der hatte bis dahin kein Wort von sich gegeben. Bestimmt bereute er, sich mit uns eingelassen zu haben.

Während der Fahrt drehte er sich von Zeit zu Zeit um und sah uns aus ernsten Augen an. So fuhren wir auf Kaunas zu.

Aufgrund ihrer Nähe zur deutschen Grenze und ihrer Lage zwischen den beiden Flüssen Niemunas und Vilija war die Stadt Kaunas für die Russen lange von strategischer Bedeutung. Im neunzehnten Jahrhundert liess der damalige Zar einen Ring von Forts um die ganze Gegend errichten. Ursprünglich dienten sie der schweren Artillerie zur Verteidigung der Stadt, doch nach dem Ersten Weltkrieg schwand ihr militärischer Wert. Ein Fort wurde zu einem Gefängnis umgebaut, die anderen blieben ungenutzt.

Das Fort VII war gewaltig, wahrscheinlich das grösste von allen. Vor seiner dicken steinernen Mauer trafen wir auf einen SS-Unteroffizier in Lederjacke, der rittlings auf einem schweren Motorrad sass. Er schien uns schon zu erwarten. Wir sollen ins Innere fahren, befahl er uns. Dann warf er die Maschine an und donnerte davon. Kazys musste den Wagen in einen grossen Hof lenken. Eine weitere massive Steinmauer erhob sich vor uns. Eine halbe Stunde verging. Wir sassen auf dem Wagen und warteten. Hinter der Mauer fielen Schüsse, verhallten, begannen von neuem. Wir hörten Schreie. Mich schauderte. Nervös wandte Mutter sich an den litauischen Wachposten. «Was ist denn bloss passiert?» fragte sie. «Generationenlang haben wir in friedlicher Nachbarschaft zusammengelebt. Was haben wir euch getan?»

Das erboste den Mann nur noch mehr. «Halt die Klappe», schrie er sie an. «Ihr Blutsauger habt unseren Leuten das Brot aus dem Mund gerissen, und jetzt seid ihr dran.» Er fuhr sich mit dem Zeigefinger die Kehle entlang.

Ein kleines Tor in der inneren Mauer öffnete sich, und drei uniformierte Litauer schwankten heraus. «Sieh mal an, was haben wir denn da?» rief einer von ihnen, «ein paar hochnäsige Juden? Wieso müssen die hier draussen warten? Drinnen spielt doch die Musik.»

Unser Wachposten klärte sie über den Befehl des Deutschen auf, doch sie lachten bloss. Offensichtlich waren sie betrunken. «Das hier ist Litauen, nicht Deutschland», sagte einer von ihnen.

«Das ist unser Land, wir haben die Russen hier rausgeschmissen», pflichtete ein anderer ihm bei. «Die Deutschen haben uns einen Scheiss zu sagen.» Er konnte kaum auf seinen Füessen stehen, schwankte von einer Seite zur anderen.

In dem Moment hallten drinnen heftige Gewehrsalven. «Geben wir diesen Juden den Empfang, den sie verdienen», rief der erste Litauer und stiess meine Mutter zu Boden. Die anderen beiden packten mich im Genick, und unter dem Protest unseres Wachmanns schleppten sie uns durch das innere Tor.

Was sich dort unseren Augen offenbarte, war die Hölle. Ein riesiges Gelände, ein Hof, der schräg von den Mauern abfiel. Unten waren Tausende von Männern. An den Hängen über ihnen standen unzählige Litauer, viele in Zivilkleidung, die ihre Waffen auf sie richteten. Gelbe Blitze zuckten aus den Läufen ihrer Gewehre. Von überall her stieg blauer Rauch in die Luft. Unter uns versuchten schreiende Menschen, den Kugeln auszuweichen, wie wahnsinnig rannten sie von einer Seite zur anderen. Überall lagen Verwundete und Tote. Bis heute hat sich das Bild dieser perversen Schiessbude in mein Gedächtnis eingebrannt.

Meine Beine gaben schon nach, als plötzlich hinter uns jemand bellte: «Lasst diese Juden los!»

Die Männer drehten sich um. Am Tor stand einer der beiden SS-Offiziere aus dem Mercedes, unseren Wachposten neben sich und einen weiteren Mann in litauischer Offiziersuniform. «Lasst sie los!» brüllte der Offizier noch einmal. Die drei überraschten Betrunkenen taten, wie ihnen befohlen war, und schoben uns wieder hinaus. Dort sanken wir zu Boden.

Als das Tor hinter uns zufiel, nahm ich zum ersten Mal die grünen Bäume und Büsche wahr, die im äusseren Hof des Forts wuchsen. Der Himmel war aussergewöhnlich blau. Wie wollige kleine Schafe sahen die Wolken aus. Wie wunderschön die Welt auf einmal war...

Was Mutter und mir an diesem Tag widerfuhr, war ein Wunder. Man befahl uns, zurück in den Wagen zu steigen, und ich schwöre, gehört zu haben, dass der Deutsche dem litauischen Offizier sagte, er habe sein Wort gegeben, uns laufenzulassen. Es wird für immer ein Geheimnis bleiben, was Hermann mit den Deutschen ausgemacht hat.

Bei der Fahrt durch die Stadt brach mir das Herz. Alles sah aus wie sonst: dieselben Alleen, dieselben Läden, dieselben sonnenbeschienenen Gärten. Nur Juden, die vor dem Krieg ein Drittel der Bevölkerung ausgemacht hatten, waren nirgendwo zu sehen.

Kazys brauchte eine gute Stunde, um unser Haus in der Kalviu-Strasse zu erreichen. Es dämmerte bereits. Der Himmel im Westen färbte sich violett. Unsere Nachbarin kam vorüber, bekreuzigte sich, als sie uns sah, und ging rasch weiter.

Angstvoll standen wir vor der Haustür. Was würde uns drinnen erwarten? Vielleicht lebten Litauer dahinter. Vielleicht hatten die Deutschen die jüdischen Wohnungen besetzt, so wie sie es in Polen getan hatten.

Kazys, der die Greuelthaten seiner Landsleute miterlebt hatte, verstand unsere Furcht. Er würde hier draussen auf der Strasse warten, versprach er uns, bis wir herausgefunden hätten, was los sei.

Wir hatten die beiden oberen Stockwerke eines fünfgeschossigen Hauses bewohnt. Der Fahrstuhl war defekt, also stiegen wir die Treppen hoch, langsam, hungrig und entsetzlich müde. Es herrschte gespenstische Stille. Wo waren sie alle? Die Rogols, die Grünblats, die Friedlands, die Roms? Endlich standen wir vor unserer Wohnungstür. Sie war verschlossen. Ich presste mein Ohr an die Tür, doch ich konnte nichts hören. Mit zitternder Hand steckte meine Mutter den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn langsam um. Ich drückte die Klinke hinab und stiess die Tür auf. Wir starrten in die angstverzerrten Gesichter von Vater und Fanny!

Wie soll ich unsere Freude beschreiben? Wir fielen einander in die Arme, drückten, küssten uns, weinten, redeten, und das alles zugleich. Wir waren sicher, dass die beiden tot waren, und sie hatten dasselbe von uns angenommen. Als sie uns an der Tür gehört hatten, waren sie überzeugt, abgeholt zu werden. Nur Hermanns Abwesenheit trübte unsere Wiedersehensfreude.

Plötzlich fiel uns ein, dass Kazys noch immer unten wartete. Vater gab mir Geld für ihn. Ich rannte die Treppen hinunter, immer zwei Stufen auf einmal. Kazys war auf der Wagenbank eingedöst. Das Pferd zermalmte langsam ein Bündel Hafer. Als ich mich näherte, wandte es den Kopf und sah mich über seinen Futterbeutel hinweg an. Vielleicht habe ich es mir nur eingebildet, aber in seinen braunen Augen bemerkte ich so etwas wie Mitgefühl. Ich ging zu ihm, schlang meine Arme um seinen Hals und küsste es auf die Stirn. Als ich mich umdrehte, traf ich Kazys' Blick. Er hatte

Tränen in den Augen. «Die guten Geschöpfe auf dieser Welt sind nicht die Menschen», sagte er.

Einen Moment lang sahen wir uns schweigend an. Eine Ewigkeit schien vergangen zu sein seit jenem Abend, an dem wir seinen Hof betreten hatten. Kazys war nicht mehr derselbe.

Ich berichtete ihm, dass wir meinen Vater und meine Schwester in der Wohnung vorgefunden haben. «Gott sei Dank», sagte er. Ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus. Als ich ihm das Geld geben wollte, schob er meine Hand beiseite.

«Ihr werdet es in den kommenden Tagen mehr brauchen als ich», sagte er. Dann zog er einen grossen Brotlaib und ein Stück Käse aus seiner Tasche und reichte es mir. Das Brot war trocken, doch es roch köstlich. Seit dem vergangenen Tag hatte ich nichts mehr gegessen.

«Ich wünschte, ich könnte dir mehr geben», sagte er, «bestimmt wird es schwierig für euch werden, in der Stadt etwas zu kaufen.»

Ich bedankte mich. Dann trieb er das Pferd an. In der hereinbrechenden Dunkelheit sah ich Kazys' Wagen kleiner und kleiner werden und schliesslich am Ende der Strasse verschwinden. Was mir blieb, war eine grosse Traurigkeit.

Als der letzte Bissen Brot, die letzte Dose Sardinen verzehrt war, machten Fanny und ich uns auf den Weg, etwas einzukaufen. Fanny bleichte ihr Haar mit Peroxid, damit es blond wurde. Ich versteckte meine schwarzen Haare unter einer grossen Mütze. Wir entschieden, auf getrennten Wegen zu gehen, weil unsere Chancen dann besser sein würden.

Ich suchte ein Geschäft auf, das vor Kriegsbeginn von Juden geführt worden war. Vor dem Eingang wartete eine grosse Schlange. Ich stellte mich an und hoffte, dass niemand mich erkennen würde. Doch schon bald wurde ich von Nachbarn entdeckt. «Juden!» schrien sie, «Juden raus hier!»

Zwei Jungen, die ich nur entfernt kannte, kamen auf mich zu, Stöcke in den Händen. Ohne mich noch umzusehen, rannte ich davon. Sie liefen hinter mir her, und ich hörte sie brüllen: «Haltet den Juden! Lasst ihn nicht entkommen!»

Ein älterer Mann, der mir entgegenkam, versuchte, mir ein Bein zu stellen, aber ich konnte ausweichen. Ich rannte zum Fischmarkt hinüber und tauchte rasch in der Menge unter. Mein Herz schlug mir gegen die Rippen,

als wollte es zerspringen. Ich bekam kaum noch Luft. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich mich beruhigte. Doch da waren vier Menschen, die Hunger hatten, und nichts zu Essen im Haus.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen, zog die Mütze tiefer in die Stirn und machte mich auf in Richtung Wilnaer Strasse. Dort würde mich vielleicht niemand erkennen. Schliesslich fand ich eine Bäckerei, die geöffnet hatte. Wieder standen dort Menschen an und warteten. Vorsichtig und mit etwas Abstand ging ich die Schlange ab.

In der Mitte erkannte ich ein vertrautes Gesicht. Ich erschrak. Es war ein jüdischer Junge. Er hiess David. Wir sind zusammen zur Schule gegangen. Jetzt wagten wir nicht, einander zu grüssen.

Langsam kam die Schlange voran. Ich hielt den Kopf gesenkt, bis ein Tumult an der nächsten Ecke mich aufsehen liess. Ein halbes Dutzend Jungen kam die Strasse hinunter. Hitlerjugend! Ich erkannte sie an ihren braunen Uniformen und den rot-schwarzen Hakenkreuzen auf ihren Armbinden. Vor der Bäckerei blieben sie stehen.

«Ich wette, in dieser Schlange sind auch ein paar Juden», sagte der Anführer auf deutsch, «los, Müller, du bist der Experte im Judenriechen. Zeig, was du draufhast.»

Gehorsam ging der Junge zum vorderen Ende der Schlange und begann, die Menschen nacheinander zu mustern. Er war etwas grösser als ich, mit kurzgeschorenen Haaren und hellblauen Augen. Irgendwie kam mir sein Gesicht bekannt vor, doch ich konnte ihn nicht recht einordnen. Ich sah mich nach einem Fluchtweg um. Vergeblich: die anderen Hitlerjungen hatten uns fest im Blick. Es half nichts, ich musste es durchstehen.

Dann sank mir das Herz. Müller packte David am Kragen und befahl ihm, er solle ihm in die Augen sehen. Im Gegensatz zu mir sah David nicht sehr «jüdisch» aus. Er war dunkelblond, hatte graue Augen und eine kleine gerade Nase. Er kam dem Befehl des Jungen nach, und der zog ihn hinaus auf die Strasse.

«Alles klar, er ist ein Jude. Haltet ihn fest, bis ich fertig bin.»

«Aber er sieht überhaupt nicht jüdisch aus!» wunderten die anderen sich.

«Woher willst du wissen, dass er ein Jude ist?»

«Na ja, die blöden Litauer verstehen nicht ein einziges Wort Deutsch. Dieser kleine jüdische Gelehrte hier aber schon. Hätte er sich halt dumm stellen sollen...»

Während Müller fortfuhr, die Menschenreihe zu examinieren, fielen die anderen über David her. Schon lag er auf der Strasse und versuchte, seinen Kopf mit den Armen zu bedecken. Sie traten ihn in den Rücken, die Rippen, den Magen. Dann trampelte der Anführer ihm brutal mit dem Stiefel ins Gesicht, noch mal und noch mal, bis David sich nicht mehr bewegte. Eine Blutlache bildete sich unter seinem Kopf, doch die Schläger liessen nicht eher von ihm ab, bis sie sich ausgetobt hatten. Ein Ausdruck sadistischer Befriedigung lag auf ihren Jungengesichtern.

Ich wandte den Blick ab. Mein Herz raste wie verrückt. Müller näherte sich dem Ende der Schlange. Meinem Ende. Er warf einen Blick auf mich. Ein zufriedenes Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. In dem Augenblick erkannte ich ihn. Mein Herz krampfte sich zusammen. Trotzdem gelang mir ein Lächeln.

«Hansi», sagte ich leise, «wie geht es meinem Holzpferd?»

Er hob den Arm wie zum Schlag, dann wandelte sich die Verwirrung in seinem Blick zu Schrecken. Einen Augenblick lang starrten wir einander an, bis er sich abrupt umdrehte und wegging. Die anderen Hitlerjungen hatten unseren Blickwechsel bemerkt.

«Das ist doch auf jeden Fall ein Jude!» protestierten sie. «Wieso lässt du ihn laufen?»

«Nein! Ich kenne ihn. Sein Vater ist Italiener, deshalb ist er so dunkel.»

Der Anführer sah mich zweifelnd an und legte den Arm um Hansi. «Schon gut, Hansi, ist schon in Ordnung. Wir müssen nicht alle Juden töten. Wir sollten der Gestapo und der SS auch noch ein paar überlassen. Der hier bedeutet dir irgendwas, stimmt's?»

Hansis Gesicht versteinerte. Ihm war klar, dass sie ihn prüften. «Nein. Ich kenne die Familie», beharrte er und schüttelte den Arm des Anführers ab, «er ist kein Jude. Wie ich schon sagte: er ist Italiener.» Er drehte sich um und ging, ohne noch einmal zurückzusehen.

Die anderen zogen ab, nur der Anführer blieb und sah mich von oben bis unten an. «Come stai?» sagte er plötzlich.

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Trotzdem antwortete ich lächelnd: «Grazie, bene.»

Er war überrascht, dann winkte er. Ich winkte zurück, noch immer lächelnd, und dankte Gott, dass ich diese italienische Floskel von Onkel Georg gelernt hatte. Die Bande verschwand und liess David in seiner Blut-

lache zurück. Er lag starr da. Einige litauische Frauen in der Schlange bekreuzigten sich.

Ich zitterte am ganzen Leibe, doch ich war ebenso überrascht wie schockiert. Unter normalen Umständen hätte ich zu heulen angefangen, aber das hier waren keine normalen Umstände, und wenn ich mich nicht zusammenriss, würde ich bald neben David auf dem Kopfsteinpflaster liegen. Welche bösen Mächte hatten meinen geliebten Hansi in diesen Totschläger verwandelt? Was machte er überhaupt in Kaunas?

Als ich schliesslich an der Reihe war, kaufte ich zwei Laibe Brot, das Maximum, das einer Familie zugebilligt wurde. Auf einem Plakat an der Wand las ich, dass vom nächsten Tag an das Brot rationiert und nur noch gegen Lebensmittelmarken abgegeben werden würde. Ich fragte den Bäcker, wo man sie bekommen konnte, und er gab mir die Adresse. Dann beugte er sich über den Tresen und sagte leise: «Pass bloss auf, du Judenbengel, sonst erwischt es dich noch genauso wie den anderen da.» Panisch stürzte ich davon. Wie sollten wir das alles jemals überleben?

Am 10. Juli 1941 veröffentlichten die deutschen Behörden einen Erlass, der an beinahe jedem Gebäude der Stadt aushing. Alle Personen jüdischer Herkunft hatten bis spätestens 15. August 1941 nach Slabodke umzuziehen. Slabodke war ein armseliger Vorort im Nordosten der Stadt, mit ungeteerten Strassen und auffälligen kleinen Häusern, in denen überwiegend Arbeiter und kleine Handwerker lebten. Die Litauer nannten es Vilijampole, die Juden sprachen von Slabodke, denn hier war die weltberühmte Slabodker Yeshiva, in der Generationen bedeutender Rabbiner ausgebildet worden waren. Jetzt sollte hier ein Ghetto eingerichtet werden. Jeder Jude, der nach dem 15. August ausserhalb des Ghettos erwischt würde, sollte erschossen werden.

Das Ghetto lag auf der anderen Seite des Flusses Vilija, hinter der Vilijampole-Brücke, ziemlich weit entfernt von unserer jetzigen Wohnung. Wie sollten wir innerhalb eines Monats unseren gesamten Hausstand dorthin bringen? Wo sollten wir dort überhaupt wohnen? Einige Tage vergingen. Das Ultimatum rückte näher. Es wurde immer schwieriger, Lebensmittel einzukaufen.

Eines Tages ging ich die Strasse entlang, die zur Vilijampole-Brücke führ-

te. Viele jüdische Familien zogen bereits um. Mit Bündeln in den Armen bewegten sie sich die Strasse entlang, schoben zusammengeschusterte Karren und Kinderwagen. Manche, wenige, kamen mit Pferdewagen. Auf beiden Seiten der Strasse standen Litauer und sahen schweigend zu, wie ihre jüdischen Nachbarn die Häuser verliessen. Ein paar Jugendliche verspotteten und hetzten die Juden. Viele Menschen traten einfach an die Wagen heran und nahmen sich, was ihnen gefiel. Die Juden wagten nicht, sich zu wehren.

Ich rannte zurück nach Hause und berichtete, was ich gesehen hatte. Wenn wir nicht bald etwas unternähmen, würden wir hab- und schutzlos im Ghetto landen.

Am nächsten Morgen liess uns lautes Klopfen an der Tür hochschrecken. Es war noch sehr früh. Wir fürchteten das Allerschlimmste. Vater versteckte sich sofort im Schrank. Mit gedämpfter Stimme fragte ich, wer da sei. Zu meiner Überraschung und Freude war es mein Freund Petras! Ich hatte ihn zuletzt in Kalautuvas gesehen, im vergangenen Sommer. Er war gewachsen seitdem, war um einiges grösser als ich, doch immer noch der gute Petras mit seinen lachenden blauen Augen und dem weissblonden Schopf. Zu unserer grossen Freude brachte er uns eine Tasche voll Esswaren: Brot, Butter, zwei Sorten Käse, Schweinefleisch und Würstchen und eine Tüte voller weisser Kirschen. Seit der sowjetischen Invasion hatten wir so etwas nicht mehr zu sehen bekommen.

Das kam gerade rechtzeitig. Sorgfältig teilten wir die Lebensmittel in kleine Portionen für mehrere Tage. Dann verspeisten wir die erste Ration, während Petras uns traurig zusah. Er hatte uns jedoch nicht nur zu essen gebracht, sondern die Lösung des Problems, das uns am meisten beunruhigte: Sein Vater, ein armer Schuhmacher, hatte unter der sowjetischen Herrschaft eine Wohnung in Slabodka zu sehr geringer Miete erhalten. Wenn wir nichts anderes hätten, schlug Petras vor, könnten wir die Wohnungen tauschen. Natürlich gab es keinen Vergleich zwischen dem Wohlstand unserer Vierzimmerwohnung und dem, was er uns da anbot, aber wenn wir einen Ort brauchten...

Am 7. August erschien Petras mit dem Pferdewagen seines Onkels und mit zwei Cousins, um uns abzuholen. Wir liessen ihnen fast alle unsere Möbel zurück und nahmen nur das Notwendigste mit: die Betten, zwei kleine Schränke, einen winzigen Holzofen, einen Küchentisch und Stühle,



Juden auf dem Weg ins Ghetto Kaunas, Anfang August 1941.

Geschirr und Töpfe. Der einzige Luxusgegenstand, den wir uns gönnten, war ein grosser Schrank voller Bücher. Mutter bestand darauf. Sie liebte Literatur über alles und hatte Jahre gebraucht, die Bibliothek zusammenzutragen. Sie besass eine stattliche Reihe klassischer Autoren: russische, daneben deutsche, jiddische ebenso wie französische und englische in russischen Übersetzungen. Doch als alles auf den Wagen gestapelt war, blieb kein Platz mehr für den Bücherschrank. Mutter war todunglücklich. Petras versprach, ihn noch zu bringen, bevor das Ghetto abgesperrt würde, aber keiner von uns glaubte, die Bücher je wiederzusehen.

Wir warteten bis zum späten Vormittag, bevor wir uns auf den Weg machten. Petras' älterer Cousin hatte das vorgeschlagen. Die meisten Litauer würden zu dieser Zeit bei der Arbeit sein, und wir würden dann weniger Gewalttaten ausgesetzt sein.

Alle Augenblicke sahen wir auf die Uhr. Plötzlich läutete das Telefon und riss uns von den Sitzen hoch. Erstaunt sahen wir einander an. Seit Wochen war die Leitung tot gewesen. Am anderen Ende meldete sich mein Onkel Jochil, Mutters Bruder. Sie waren vor einer Woche zurückgekommen und hatten seitdem versucht, uns zu erreichen. Ihre Wohnung war besetzt worden, also waren er und Tante Dobbe – Fanny und ich nannten sie Dobbe die Grobbo, auf jiddisch bedeutet das «die Dicke» – zu Tante Anuschka geflohen, ohne etwas mitnehmen zu können. Sie besaßen nur noch die schmutzigen Kleider am Leibe, die sie seit der Flucht vor den Russen trugen.

Mutter bot ihnen an, bei uns einzuziehen. Petras, der das Gespräch im Hintergrund mitangehört hatte, schüttelte ungläubig seinen Kopf. «Es gibt da nur zwei Zimmer, und die sind ganz schön klein. Wie wollen Sie diese vielen Menschen dort unterbringen?»

Einen Moment lang sah Mutter ihn erbittert an. «Wir schaffen das schon, Petras», sagte sie schliesslich weich, «wir schaffen das.»

## 5

Zu unserer Überraschung zogen an diesem Tag nicht sehr viele Juden ins Ghetto. Später erfuhren wir, dass die meisten Angst hatten, bis zum letzten Moment in der Stadt zu bleiben, und schon längst übergesiedelt waren.

Die meisten Menschen auf der Strasse waren auf dem Weg zur Arbeit. Nur manchmal stiess jemand Verwünschungen aus, fluchte «Ihr jüdischen Bastarde, euer Ende ist nahe!» oder «Christusmörder, bald schmort ihr in der Hölle!»

Einmal versuchte eine kleine Gruppe Jugendlicher, uns zu überfallen, aber Petras und seine Cousins verteidigten uns und vertrieben die Bande.

Auf der Vilijampole-Brücke wartete eine gemischte Streife aus Deutschen und litauischen Helfern. Sie lehnten am Geländer und rauchten. Wir konnten nicht verstehen, was sie einander sagten, aber mir fiel auf, dass ein Unterschied war in den musternden Blicken der Deutschen und denen der Litauer. Während die Deutschen Gleichgültigkeit und Verachtung zeigten, betrachteten die Litauer uns mürrisch aus hasserfüllten Augen.

Ich fühlte mich elend und verletzbar in diesem Spiessrutenlauf und erwartete in jedem Augenblick, angegriffen und ermordet zu werden, mitten auf der Strasse. Ich zitterte, obwohl es ein warmer Tag war, und zog die Jacke enger um mich. Mit gesenktem Kopf gingen meine Eltern dicht neben dem Wagen und wagten nicht aufzusehen. Nur meine Schwester Fanny schritt erhobenen Hauptes und mit herausforderndem Blick weiter. Petras' Cousins war offensichtlich äusserst unbehaglich zumute. Sie versuchten, das Pferd anzutreiben. Auf halbem Weg wurden wir angehalten. Ein Litauer hielt das Pferd, während ein anderer auf den Wagen zukam. «Was seid ihr denn für welche? « fragte er die Jungen mit drohendem Unterton, «etwa Judenfreunde?»

Beide erbleichten, doch Petras trat vor und nahm einen Zeitungsausschnitt aus der Tasche. «Ich bin der Sohn von Feldwebel Munkaitis, der mit blossen Händen einen sowjetischen Panzer zerstört hat. Seht euch bloss vor. Er ist einer unserer Helden.»

Die Litauer sahen verwirrt drein, nahmen aber gehorsam das Papier aus Petras' Hand.

«Mein Vater hat uns angewiesen, Herrn Genkind und seine Familie ins Ghetto zu bringen. Er hat gegen die Bolschewiken gekämpft und lange in ihren Gefängnissen gesessen. Diesen Leuten hier wird kein Haar gekrümmt!»

«Also gut, du grosser Anti-Bolschewik», sagte der Anführer unter dem Gelächter der beiden anderen, «dann wollen wir euch diesmal nicht erschiessen. Überlassen wir euch halt den Deutschen.»



Brücke über den Fluss Vilija in Kaunas.

Dann wandte er sich an Petras. «Es überrascht mich, dass Munkaitis sich um diese jüdischen Zecken kümmert. Wie ich neulich erst gehört habe, ist er nicht gerade ein Judenfreund. Aber ich schätze, jeder hat seinen eigenen Juden. Los, verschwindet.»

Ich kann meine Angst nicht beschreiben, als wir über die Brücke gingen, in der Erwartung, jeden Moment wieder angehalten zu werden. Eine Ewigkeit schien vergangen zu sein, als wir endlich das Ghetto-Tor erreichten. Männer mit gelbem Davidstern auf ihren Jacken arbeiteten an einem Zaun, befestigten Stacheldraht an Pfosten, die sich von der Krisciukaiciostrasse bis zum Fluss zogen.

Wir mussten das ganze Ghetto durchqueren, um zu unserer neuen Behausung zu gelangen. Die Krisciukaiciostrasse war die längste. Fast alle Christen, die hier lebten, waren schon weggezogen.

Überrascht und erleichtert betrachteten wir durch die Fenster, wie Familien ihre Bündel auspackten und Möbel rückten. Die Strasse war voll mit lärmenden Kindern, die im Dreck spielten. Viele grüssten auf jiddisch. Wir hatten die feindliche Christenwelt hinter uns gelassen. Ich musste daran denken, was mein Grossvater immer gesagt hatte: «Wos wet sein mit klal Israel, wet oich sein mit uns.» Nach allem, was wir durchgemacht hatten, schien dies hier der Himmel zu sein.

Ein paar Kinder stoben auseinander beim Anblick von Petras und seinen blonden Cousins auf dem Wagen. Petras warf mir einen Blick zu und senkte beschämt den Kopf.

Der alte Munkaitis stand vor seinem Haus auf der Strasse und schwang seinen Stock. Sein Haar war viel weisser, als ich es in Erinnerung hatte. Über der Oberlippe trug er ein Hitlerbärtchen. Er war betrunken und schlechter Laune.

«Wo zur Hölle seid ihr gewesen?» brüllte er und hinkte herbei auf seinem verwundeten Bein. «Ich warte hier schon seit Stunden! Lasst uns bloss verschwinden, bevor die gottverdammten Deutschen kommen und loschiessen. Wir sind die letzten Gottverdammten hier, die abhauen!» Er sah nicht einmal in unsere Richtung. Für ihn waren wir so gut wie tot.

Petras' Gesicht flammte auf bis zu den Wurzeln seiner weissblonden Haare. Er vermied es, uns anzusehen. Auch seine beiden Cousins zeigten eine Spur von Verlegenheit und begannen rasch damit, unsere Sachen vom Wagen zu laden. Der alte Munkaitis ging auf und ab und blickte ner-

vös die Strasse entlang. Von Zeit zu Zeit zog er eine kleine Flasche Wodka aus der Tasche und nahm einen Schluck.

Petras versprach, uns ab und zu etwas zum Essen zu bringen, als Gegengabe für das, was wir ihnen in der Wohnung zurückgelassen hatten. Ausserdem versprach er, bevor das Ghetto geschlossen würde, den Schrank mit den Büchern zu bringen.

Die Wohnung der Munkaitis' war in einem Holzhaus, in dem sich mehrere Wohnungen befanden. Es gab ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer. Eine Küche war nicht da, ebensowenig ein Badezimmer oder eine Toilette, geschweige denn fliessendes Wasser. In der Ecke des Wohnzimmers stand ein kleiner Holzfeuerofen zum Kochen. Wasser musste man von einem Brunnen am Ende des Blocks holen, die Toilette befand sich ausserhalb des Hauses und wurde von allen Nachbarn gemeinsam benutzt. Der Häuserkomplex war neu und galt als luxuriös im Vergleich zu den meisten zerfallenen Bauten in Slabodka.

Wir haben eine ganze Weile gebraucht, den Unrat fortzuräumen, den die Munkaitis hinterlassen hatten. Als wir endlich all unsere Sachen hereingetragen hatten, war die Wohnung voll.

«Wo sollen wir bloss Jochils Familie und Tante Anuschka unterbringen?» rief Mutter aus. Wir sahen einander an und hatten ein schlechtes Gewissen, dass wir sie völlig vergessen hatten. Aber was sollten wir tun? Wir sahen uns in der engen Wohnung um und versuchten, uns vorzustellen, wo wir fünf weitere Menschen und ihre Möbel beherbergen sollten.

«Nun, Mutter», sagte Fanny geradeheraus, «nachdem du sie so grosszügig eingeladen hast, mit uns zu wohnen, wirst du wohl dein Bett mit Dobbe Grobbe teilen müssen.»

Tante Dobbe war ebenso aufgeblasen und unfreundlich wie sie breit war, und in Mutters Gesicht stand angesichts dieser Vorstellung so viel Schrecken, dass wir alle lachen mussten. Sogar Vater brach in Gelächter aus. Je mehr wir lachten, desto komischer blickte Mutter drein, bis uns allen die Tränen übers Gesicht liefen. Nach der Anspannung der vergangenen Wochen war es wie ein reinigendes Bad für uns.

Am nächsten Tag machte ich mich auf, unsere neue Umgebung zu erkunden. Die Gimbutostrasse, in der wir lebten, war eine kleine Strasse zwi-

schen der Varniu- und der Naslaiciustrasse. Die Varniustrasse war die zweitgrösste im Ghetto und verlief vom Fluss Vilija zur Paneriustrasse, die die nördliche Grenze des grossen Ghettos bildete. Auf der einen Seite der Gimbutostrasse standen niedrige Holzhäuser wie das, in dem wir nun lebten. Auf der anderen Seite standen kleine Einfamilienhäuser. In jedem Block gab es hinter den Wohnbereichen mehrere kleine Nebengebäude. Der Brunnen, aus dem wir alle unser Wasser holten, befand sich auf der anderen Strassenseite. Das Wasser war ausgezeichnet und selbst im Sommer angenehm kalt.

Am anderen Ende der Strasse sah ich ein Mädchen in meinem Alter mit einem kleineren Jungen reden. Sie kam mir bekannt vor, hatte rabenschwarze Haare, dunkelbraune Augen und eine gerade Nase. Und wäre ihr Kinn nicht so übermässig lang gewesen, hätte man sie schön nennen können. Als ihr Blick auf mich fiel, weiteten sich ihre Augen, und sie errötete. «Entschuldigung», sagte ich, «kennen wir uns nicht von irgendwoher?» Vor dem Krieg hätte ich es um nichts in der Welt gewagt, mich einem fremden Mädchen zu nähern und sie so anzusprechen. Doch seitdem hatte die Welt sich verändert.

Einen Moment lang war sie verwirrt, dann fand sie die Sprache wieder. «Aber natürlich. Wir sind uns auf Lena Grünblats Chanukah-Feier begegnet. Weissst du das denn nicht mehr?» Sie klang ein wenig beleidigt.

«Doch, ja! Jetzt erinnere ich mich. Du hast neben Lena gestanden und ihr beim Anzünden der Chanukah-Kerzen geholfen. «

Sie hiess Aviva. Die Erinnerung an unsere damalige Begegnung kam so plötzlich, dass es mir den Magen vor Schmerz zusammenzog. Ich hatte Lena an jenem Abend wenigstens einmal kurz für mich haben wollen, doch Aviva hatte uns keinen Moment lang aus den Augen gelassen.

Jetzt stand sie vor mir, etwas älter, etwas grösser. Unter ihrem Wollpullover konnte ich ihre Brüste erkennen, die sich bereits entwickelten. Verlegen gaben wir uns die Hand. Ich bemerkte den wehmütigen Ausdruck in ihren Augen. Sie bemühte sich, ihre Tränen zurückzuhalten, und auch ich hatte plötzlich einen Knoten im Hals. Wie wenig wir unsere glücklichen Kindertage geachtet hatten.

Voll Entsetzen fiel mir auf, dass «diese glücklichen Kindertage» erst ein paar Monate zurücklagen.

Ich fragte Aviva, ob sie seit der Besetzung irgendetwas von Lena gehört hätte.

«Aber sie sind doch hier im Ghetto!» rief sie überrascht aus. «Hast du das nicht gewusst?»

«Wo? Wie?» fragte ich aufgeregt. «Weisst du, wo sie wohnen?»

«Ich glaube, irgendwo in der Linkuvosstrasse.»

Ich beschloss, bei nächster Gelegenheit nach Lena zu suchen.

Am nächsten Morgen rief uns ein Klopfen zur Tür. Es war Tante Anuschka! Hinter ihr standen Onkel Jochil, Tante Dobbe und ihre Kinder Fima und Miriam. Alle hatten seit der Besetzung abgenommen, was Onkel Jochil hager aussehen liess, den Frauen aber gutstand, auch wenn ihre Gesichter Erschöpfung zeigten. Vor allem Fima sah anders aus, irgendwie älter und irgendwie trauriger, doch als er mich sah, lächelte er wie sonst, das hatte sich nicht geändert.

Nachdem wir ihre Sachen hereingetragen hatten, war nicht ein Zentimeter Platz mehr übrig, doch wir waren froh, zusammenzusein.

Anuschka hatte es geschafft, einige Konserven herüberzuretten. Das war eine willkommene Ergänzung unserer kärglichen Vorräte. Zur Feier des Wiedersehens öffneten wir eine Dose Fleisch und assen dazu gekochte Kartoffeln. Weil wir nicht genügend Betten für alle hatten, teilten wir uns paarweise auf in der Nacht. Für Fima und mich wurde Stroh auf den Boden gelegt. Es war heiss, und Onkel Jochil schnarchte. Ich bekam kaum ein Auge zu, und das lag diesmal nicht daran, dass ich Hunger hatte.

Früh am nächsten Morgen kam ein Mann zu uns und brachte meinem Vater eine Nachricht. Er sollte sofort vor dem «Ältestenrat» vorsprechen. Wir nannten ihn «Jiddischer Kommitet». Ein Mann mit Namen Dr. Elchanan Elkes war der Vorsitzende. Vater achtete ihn sehr. Rasch zog er seinen besten Anzug an. Es hiess, sie brauchten Vater für eine Arbeit. Trotzdem waren wir besorgt und folgten ihm bis zur Tür, um uns feierlich von ihm zu verabschieden.

Als er spät am Abend zurückkam, waren wir alle sehr erleichtert. Ich merkte sogleich, dass er etwas Gutes erlebt haben musste. Seine ganze Haltung hatte sich geändert, und sein Gesicht hatte wieder etwas Farbe bekommen. Er spannte uns auf die Folter, ass erst einmal die Suppe, die Mutter vorbereitet hatte, dann setzte er sich hin, um uns die Neuigkeiten mitzuteilen.

Verantwortlich für das Ghetto war SA-Hauptsturmführer Jordan, ein Mann, der zwar in Litauen geboren und aufgewachsen, doch von deutscher Herkunft war. Er hatte dem Ältestenrat befohlen, das Ghetto zu organisieren und Arbeitskräfte in die verschiedenen Institutionen zu senden. «Je mehr Nutzen wir von euch Juden haben, desto grösser sind eure Überlebenschancen», hatte Jordan Dr. Elkes mitgeteilt, «wenn euch also die Arbeit nicht gefällt und wir sie für euch machen müssen, glaubt mir, dann seid ihr noch viel schlechter dran. «

Dr. Elkes und sein Komitee verstanden Jordans Drohung sehr gut und begannen, Organisationen einzurichten, die zur Existenz des Ghettos notwendig waren. Die Deutschen beschlossen, dem Ältestenrat eine gewisse Autonomie zu geben.

Er bekam als Verwaltungsgebäude ein zweigeschossiges Haus in der Varniustrasse. Von Anfang an hatte der Judenrat alle Hände voll zu tun. Seine Aufgabe war es, sich um die 30'000 Juden zu kümmern, die inzwischen im Ghetto lebten. Er hatte bereits einen Wohnungsausschuss gebildet, damit begonnen, Polizeikräfte aufzustellen, Arbeits-, Gesundheits- und andere Ämter einzurichten, doch jetzt brauchten sie dringend fähiges Verwaltungspersonal. Vater, der Erfahrungen im Lebensmittelgeschäft besass, sollte künftig für den Versorgungsbereich tätig sein. Er war glücklich, eine Arbeit zu haben, von der er etwas verstand. Inzwischen war er 49 Jahre alt und hatte noch nie in seinem Leben körperlich schwer arbeiten müssen.

Wir alle gingen in jener Nacht beinahe erleichtert zu Bett. Es gab inzwischen einige behelfsmässige Vorhänge im Haus, hinter denen wir uns umziehen und waschen konnten. Trotzdem liess es sich nicht vermeiden, dass ich sah, wie die Frauen sich auszogen. Einmal habe ich Miriam nackt gesehen. Sie war ganz rosa und rundlich, und ihr Anblick erregte mich sehr. Ich schämte mich dafür, aber das hielt mich nicht davon ab, mich immer in der Nähe herumdrukken, wenn sie sich umzog.

Am ersten Tag, als Vater seine Arbeit aufnahm, kamen mehrere Ladungen Lebensmittel an. Er sollte die Verteilung überwachen.

Abends brachte er eine Aufstellung unserer wöchentlichen Rationen. Unsere Herzen sanken. Wie sollten wir davon leben? Jede Person würde pro Woche 700 Gramm Brot bekommen, 125 Gramm Pferdefleisch, 122

Gramm Mehl, 75 Gramm Kaffee-Ersatz und 50 Gramm Salz. Von Zeit zu Zeit würden wir ein paar Kilo Kartoffeln erhalten. Das waren Hungerrationen. Wenn wir keine anderen Quellen ausfindig machen konnten, würden wir nie überleben. Wenigstens konnte Vater unsere Rationen vom Lebensmitteldepot direkt mit nach Hause nehmen, so dass wir nicht wie die anderen in langen Schlangen anstehen mussten.

Seit ihrem «Dobbe Grobbe»-Witz schien meine Schwester Fanny wieder die alte zu sein, dieselbe Fanny, die immer eine zweite Mutter für mich war. Sie war jetzt 25 Jahre alt und eine entschlossene junge Frau. «Die einzige Möglichkeit, Extraportionen zu bekommen, ist die, mit den Litauern ins Geschäft zu kommen», sagte sie. «Die Deutschen werden uns bald zum Arbeiten schicken, dann versuche ich, einen entsprechenden Job zu bekommen.» Fima und Miriam waren derselben Meinung. Am nächsten Tag gingen alle drei zum Ältestenrat, um zu sehen, ob in der Stadt Bedarf an Arbeitern bestand.

Tausende von Menschen warteten vor dem Gebäude. Einige suchten Arbeit. Es gab zwar Gerüchte, dass die Deutschen Leute für ihre Einrichtungen brauchten, doch niemand wusste Genaueres. Die meisten Menschen hatten vor allem noch immer kein Dach über dem Kopf. Hunderte von Juden aus den umliegenden kleinen Orten und Shtetln, denen es irgendwie gelungen war, dem Gemetzel zu entkommen, waren ins Ghetto geflohen auf der Suche nach Schutz. Doch die meisten Häuser und Wohnungen waren längst von Familien besetzt, die genau wie wir mit Litauern getauscht hatten. Das Komitee musste nun alle irgendwie unterbringen.

Am 14. August kam die erste Anfrage nach Arbeitern, und zwar von unerwarteter Seite. Wir hatten alle gedacht, die Deutschen würden Arbeitskräfte verlangen, doch stattdessen fragte Kaminskas nach 500 Intellektuellen. Kaminskas war für die deutschen Beauftragten der litauische Berater in jüdischen Angelegenheiten. Er überzeugte das Komitee davon, 500 «Studierte» für Arbeiten im Rathausarchiv zu brauchen, das in einem verwahrlosten Zustand sei. Am 18. August 1941 sollten sie vor dem Ghetto warten. Das Arbeitsamt des Ältestenrates sandte nach Anwälten, Ärzten, Buchhaltern, Ingenieuren, Lehrern und allen, die sich der neugebildeten «Studierten Brigaden» anschließen wollten.

Vater brachte diese Nachricht mit, als er am 14. von der Arbeit heimkam.

Niemand von uns war aufgefordert worden, doch Fima war der Meinung, es sei eine gute Gelegenheit – eine Arbeit, die seine ganze Ghettozukunft entscheiden könnte.

Fima war erst 16, doch er sah viel älter aus. Er hatte es fertiggebracht, sich einen stattlichen Schnurrbart wachsen zu lassen, und mit seiner schmalgefassten Brille sah er ziemlich intellektuell aus. Ausserdem sprach er sehr gut Deutsch und Litauisch.

Onkel Jochil versuchte, es ihm auszureden. «Ich habe eines gelernt während meines Soldatendienstes: Melde dich niemals freiwillig. Ausserdem bist du viel zu jung. Du wirst Schwierigkeiten bekommen, wenn sie herausfinden, dass du sie angelogen hast. « Doch seine Mutter und seine Schwester standen auf Fimas Seite, und auch Fanny redete ihm zu.

Am nächsten Tag erschien zu unserer grossen Freude Petras mit dem Pferdewagen seines Onkels, um uns, wie versprochen, den Schrank mit den Büchern zu bringen. Damit hatten wir nicht gerechnet und auch nicht damit, dass er im Schrank etwas Essbares hereinschmuggeln würde.

An diesem Abend wurden die Ghettotore offiziell geschlossen. Jetzt waren wir gefangen wie hilflose Schafe. Immerhin: Wir hatten Bücher, wir hatten Brot.

## 6

18. August 1941. Fima stand früh auf an diesem Morgen. Er wollte versuchen, in die Brigade der «Studierten» aufgenommen zu werden. Ich begleitete ihn bis zum Tor. Mutter hatte ich versprochen umzukehren, bevor wir in die Nähe der Torwachen kamen. Auf der Varniustrasse trafen wir einige Bekannte, die alle in dieselbe Richtung eilten. Unter ihnen waren viele aus der Leitung der jüdischen Gemeinde in Kaunas. Plötzlich entdeckte ich eine bekannte grosse Gestalt, die vor uns herschritt.

«Herr Grünblat!» rief ich. Es war Lenas Vater. Ich erkannte ihn kaum wieder. In der kurzen Zeit, seit ich ihn das letzte Mal gesehen hatte, war er um Jahre gealtert.

Er sah mich nachdenklich an. Dann lächelte er. «Sieh an, der junge Genkind! Wie geht es der Familie, sind alle wohlauf?»

Ich erzählte ihm die Geschichte mit Hermann.

«Richte deiner Familie mein Beileid aus», sagte er. «Aber jetzt muss ich mich beeilen. Ich will diese Arbeitseinheit nicht verpassen. Wahrscheinlich will das ganze Ghetto da mitmachen.» Er lief beinahe, als wolle er die Zeit einholen, die er mit mir verplaudert hatte.

«Herr Grünblat, warten Sie!» rief ich hinter ihm her. «Wo wohnen Sie? Ich möchte Lena besuchen!»

«Linkuvosstrasse 36!» rief er zurück und winkte.

In der Ferne konnten wir das Ghettotor erkennen. Hunderte von Menschen hatten sich dort bereits versammelt. Fima drängte mich umzukehren. Das hatte er meiner Mutter versprochen. «Bis heute abend», sagte er.

Kaum hatte ich mich umgedreht, kam eine Gruppe litauischer Partisanen aus einer Nebenstrasse gestürzt. Sie zerrten Dutzende junger Männer herbei. Bevor ich wusste, wie mir geschah, liefen andere Gruppen von überall her zusammen, und ich wurde mitgeschwemmt von einem anwachsenden Mob. Ich sah, wie Fima mir verzweifelte Zeichen gab wegzurennen, aber dafür war es zu spät. Die Litauer knüppelten jeden nieder, der nicht schnell genug zum Tor lief.

Für einen Moment erkannte ich das aschfahle Gesicht von Lenas Vater, dann verschwand er aus meinem Blickfeld. Wir wurden alle bis zum Tor getrieben, umringt von litauischen und deutschen Soldaten. Fima schob sich durch die Menge, bis er neben mir stand. «Irgendwas stimmt hier nicht», flüsterte er alarmiert, «wir müssen abhauen.» Unter den jüdischen Polizisten am Tor sah ich einen Freund von Fanny. Er hiess Ika Grinberg. Ich rief in seine Richtung und winkte. Seine Augen weiteten sich vor Überraschung. Er bahnte sich einen Weg zu uns herüber und fragte mich leise, was zum Teufel ich hier täte. Dann entdeckte er Fima und befahl uns, an der Seite zu warten. Er schob sich vor zu dem verantwortlichen Deutschen. Während er auf uns zeigte, sprach er auf ihn ein. Der Deutsche warf einen flüchtigen Blick herüber. Dann redeten sie weiter.

Schliesslich war Ika wieder bei uns. «In Ordnung, ihr zwei Spassvögel», sagte er laut. «Was habt ihr vor? Schneller wachsen? Ihr seid viel zu jung für diese Arbeit.» Dann stiess er uns heftig an den litauischen Wachposten vorbei in eine Seitenstrasse. «Lauft jetzt nach Hause», sagte er atemlos, «verstanden?»

In halsbrecherischem Tempo stürzten wir davon. Hinter uns hörten wir die

Litauer lachen. Später fanden wir heraus, dass der Deutsche, der uns laufen liess, kein anderer als Rauca war, der bald bekannt werden würde als Schlächter vom Ghetto.

Wir liefen den ganzen Weg bis nach Hause und kamen völlig ausser Atem an. «Was ist passiert?» wollten sie alle wissen. «Was war los?» Doch wir hatten keine Antwort. Wir sagten ihnen nur, dass Litauer die Leute von der Strasse trieben und zusammenschlugen.

«Ich glaube nicht, dass wir diese Menschen je wiedersehen», sagte Fima wütend, «das war bloss ein Nazitrick. Wenn ich daran denke, dass ich fast darauf hereingefallen wäre!»

«Das weisst du nicht», sagte Dobbe scharf, «sie schlagen Juden zusammen, seit der Krieg begonnen hat. Das ist nichts Neues.» Rote Flecken traten auf ihr Gesicht und ihren Hals, als sie meine Mutter ansah. Sie klang schuldbewusst.

«Warum sammeln sie dann alle möglichen Männer von der Strasse?» gab Fima zurück. «Das waren mit Sicherheit nicht alles Ärzte und Gelehrte.» Mutter sah beunruhigt aus. Sie hatte bisher nicht viel gesagt. Plötzlich kam sie auf mich zu und gab mir eine Ohrfeige. «Nächstes Mal hörst du auf mich. Ich hatte dir verboten, bis zum Tor zu gehen, aber du hast nicht gehorcht, wie ein dummes kleines Kind. Ich habe einen Sohn verloren, und ich habe nicht vor, noch einen zu verlieren. Verstanden?»

Der Schlag brannte wie ein Peitschenhieb. Tränen schossen mir in die Augen, aber vor allem war ich überrascht. Es war das erste Mal, dass meine Mutter mich geschlagen hatte. Auch die anderen waren erstaunt. So etwas passte überhaupt nicht zu Mutters Wesen.

Als fiel ihr plötzlich auf, was sie getan hatte, umarmte sie mich und gab mir einen Kuss auf meine brennende Wange. Das hatte sie immer gemacht, als ich klein war – mich dort zu küssen, wo es wehtat.

Wir brauchten alle eine Weile, bis wir uns beruhigt hatten. Aber Lenas Adresse hatte ich trotzdem nicht vergessen. Am Nachmittag ging ich in die Linkuvosstrasse.

Das Haus Nr. 36 war alt und aus Holz. Es hatte sogar einen kleinen Zaun zur Strasse hin, und vor den Stufen wuchsen ein paar Blumen. Eine Zeitlang blieb ich dort stehen und versuchte, Lenas Anwesenheit zu spüren. Plötzlich öffnete sich die Tür, und ein dünnes Mädchen kam heraus. Sie trug ein kurzes Kleid mit Schachbrettmuster und Trägern über der Schul-

ter. Ihr Haar war zerwühlt, und es sah aus, als würde sie weinen. Mit Schreck erkannte ich, dass es Lena war. Mein Herz schlug schneller, als sie die Stufen hinabließ. Sie rannte an mir vorüber, ohne mich anzusehen. Dann erschien Frau Grünblat in der Tür und rief etwas hinter ihr her. Auch sie war in der kurzen Zeit gealtert, doch sie klang noch immer so energisch wie sonst. Sofort erkannte sie mich.

«Solly, steh nicht herum wie ein Ochse!» rief sie mir zu, als hätte sie mich erst gestern gesehen, «lauf hinter ihr her!» Als hätten die letzten Wochen nicht eine Kluft gerissen zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Ich brauchte keine weitere Einladung. Ich lief hinter Lena her, erreichte sie, schlang die Arme um sie. Ihr entsetzter Gesichtsausdruck wandelte sich in Erstaunen. Ihre Augen hellten sich auf. «Solly, du bist das. Ich dachte, du wärest tot. Sie haben uns erzählt, ihr wäret im Fort VII umgebracht worden!»

Ich hielt sie fest, und sie schmiegte sich an mich. Dann fing sie an zu weinen. «Mein Vater... er ist heute morgen mit den anderen gegangen. Er war so voller Hoffnung... Er dachte, er hätte eine gute Arbeit gefunden, aber sie werden ihn umbringen, ich weiss es...» Sie schluchzte und vergrub ihr Gesicht an meiner Schulter. Ich spürte ihre Tränen durch mein dünnes Hemd, und dann brach auch ich in Tränen aus. Da stand ich mit meiner kleinen Lena, und unser ganzes Elend verschlang mich. Ich weinte um Hermann. Ich weinte um meine Geschichtslehrerin und ihre kleine blonde Tochter, die tot in dem Tümpel lagen. Ich weinte um die rothaarige Frau und ihr rothaariges Baby und um alle, die sie auf Kazys' Bauernhof erschossen hatten. Und ich weinte um uns hier im Ghetto, die wir zum sicheren Tode verurteilt waren.

Lange standen wir so da, in Tränen aufgelöst. Lena hatte sich an mich gepresst. Ich spürte ihre Brüste. Irgendwann gab ich ihr einen Kuss auf die Stirn. Sie zog meinen Kopf herab und küsste mich mit solcher Leidenschaft, dass mir die Luft wegblieb. Im selben Augenblick schluchzte sie wieder auf.

«Er ist tot, ich weiss es. Ich liebe ihn so sehr, und ich werde ihn niemals wiedersehen, niemals.»

Verzweifelt versuchte ich, etwas Hoffnung in ihr zu wecken. «Aber Lena, woher willst du das wissen! Warum sollten die Deutschen sich solche

Tricks ausdenken, wenn sie sie bloss umbringen wollen? Sie können doch jederzeit so viele töten, wie sie wollen. Du wirst schon sehen, heute abend kommt dein Vater zurück, und all deine Ängste waren umsonst.»

Dann, wie zur Bekräftigung, erzählte ich ihr, dass ich ihren Vater am Tor gesehen hatte. Ich sagte ihr nichts von den brutalen Schlägereien, nur, dass Fima und ich aufgrund unserer Jugend zurückgeschickt worden waren.

«Du hast meinen Vater gesehen?» fragte sie zweifelnd und sah mir in die Augen, «du sagst das jetzt nicht bloss, um mich aufzuheitern?» Ich musste mehrmals schwören, dass ich ihn wirklich gesehen und sogar mit ihm gesprochen hatte. «Wie hätte ich dich denn sonst finden können? Er hat mir eure Adresse gegeben!» Das überzeugte sie schliesslich. Bekommen dachte ich darüber nach, wie leicht die Menschen neue Hoffnung schöpfen. Als ob die Tatsache, dass ich ihn gesehen hatte, irgendetwas mit seinem Schicksal zu tun hätte...

«Komm», sagte sie fröhlich und nahm mich bei der Hand, «das müssen wir meiner Mutter erzählen. «

Sie sagen dir immer, mit dreizehn kannst du noch keine so tiefen Gefühle haben, und Liebe, wie die Erwachsenen sie verstehen, kann ein Junge in dem Alter noch nicht empfinden. Aber was ich für Lena fühlte, war Liebe, und vielleicht war sie reiner und schöner als das, was die Erwachsenen darunter verstanden.

In ihrem Haus trafen wir auf ihren Bruder Vova und ihre ältere Schwester Rachel. Auch sie hatten sich verändert. Wir setzten uns, ich erzählte meine Geschichte, und Frau Grünblat nahm mich in die Arme. Ich hatte den Funken Hoffnung in ihnen entzündet, den sie brauchten.

Am frühen Nachmittag versammelten sich die Familien der 500, oder, um genau zu sein, der 534 «Studierten» am Tor, um auf ihre Lieben zu warten. Viele weinten. Ich stand bei den Grünblats, und Lena hielt meine Hand. Die Zeit verging, die Brigade kehrte nicht zurück, und Lena presste meine Hand fester und fester. Schliesslich kam ein jüdischer Polizist mit einer Nachricht. Die Deutschen hatten dem Komitee mitgeteilt, dass die Brigade an diesem Abend nicht zurückkehren würde, da sie mit zusätzlicher Arbeit in der Stadt aufgehalten worden war.

Eine Woche lang pilgerten die Grünblats jeden Abend zum Ghettotor. Jeden Abend kein Zeichen von den Männern. Jeden Abend dieselbe nichtsagende Entschuldigung der Deutschen, die Männer wären am Leben, wohl auf und irgendwo in Litauen bei der Arbeit.

In der Zwischenzeit hatte Fanny eine Arbeit als Köchin gefunden. Sie kochte für eine Brigade, die Güter am Bahnhof entlud. Es war eine schwere Arbeit, und die Deutschen betrachteten sie als wichtig, weshalb die Arbeiter Extrarationen und täglich einen Teller Suppe bekamen. Fanny kochte die Suppen, und sie war eine gute Köchin, ausserdem hübsch, humorvoll und perfekt Deutsch sprechend. So kam es, dass der Deutsche, der die Bahnstation leitete, bald für sie eingenommen war. Er nannte sie die «schwarze Sarah».

Innerhalb weniger Tage gelang es Fanny, sich mit den litauischen Arbeitern am Bahnhof anzufreunden. Sie tauschte mit ihnen Kleider gegen Essen. Anfangs brachte sie Brot und ein paar Kartoffeln heim, später waren es Schweinefleisch, Mehl, manchmal sogar Luxuriöses wie Butter und Zucker. Ihre Rolle als Ernährerin der Familie gab ihr plötzlich einen neuen Status. Sie bestand darauf, dass jeder das gleiche zugeteilt bekam.

Ich war sehr stolz auf meine mutige Schwester, doch durch neunmaliges Teilen wurden die einzelnen Rationen sehr klein. Fast ständig hatte ich Hunger.

Fima und ich beschlossen daher, uns selber Arbeit zu suchen und zusätzliche Rationen zu besorgen. Das bedeutete, ausserhalb des Ghettos zu arbeiten. Vater hatte davon gehört, dass eine Brigade junger Arbeiter auf die inzwischen verwahrlosten grossen Gemüsefelder in Alexotas geschickt wurde.

Es war Knochenarbeit. Die Felder waren völlig von Unkraut überwuchert, und wir mussten den ganzen Tag über zwischen den Karotten- und Kohlreihen knien und das Unkraut mit blossen Händen ausrupfen. Wir waren etwa dreissig Personen, die meisten in meinem Alter, einige auch jünger. Wer beim Stehlen erwischt wurde, in wessen Taschen auch nur eine einzige Karotte gefunden wurde, der würde erschossen, hatten sie uns gewarnt. Trotzdem gelang es mir, etwa zehn Karotten zu verschlingen – direkt aus dem Boden geholt, so dass mir der Sand zwischen den Zähnen knirschte. Plötzlich sah ich einen litauischen Aufpasser näherkommen und



Eine Arbeitskolonne verlässt das Ghetto. Die drei (mit Pfeil bezeichneten) Jungen könnten zur «Unkraut-Brigade» gehören, wie Solly.

musste deshalb ein dickes Stück Karotte herunterschlucken. Es blieb aber auf halbem Wege im Halse stecken, schwer wie ein Stein. Mittags gaben sie uns wässrige Kohlsuppe. Sie schmeckte scheusslich, aber ich schaffte es damit wenigstens, die Karotte herunterzuspülen. Wir hatten eine halbe Stunde Pause. Ich floh vor der Mittagssonne und suchte mir einen Platz im Schatten einer Kastanie, froh, mich für einen Augenblick ausstrecken zu können.

In der Ferne sah ich den blauen Fluss in der Sonne schimmern. Eine frische Brise wehte herüber, spielte in meinem Haar und kühlte mein Gesicht. Ich dachte an Kalautvas und daran, wie wir im Fluss geschwommen waren. Er entsprang in den verschneiten russischen Bergen, und ich erinnerte mich daran, wie erfrischend kalt das Wasser war. Der Wind schüttelte die Äste und liess die Blätter über mir rauschen. Ich schloss die Augen und stellte mir eine andere Welt vor.

«Oh Gott! Wenn du diesen Alptraum verschwinden lässt, werde ich täglich mein Leben lang deine wunderbare Schöpfung preisen. Ich werde jeden Baum küssen, jede Blume loben. Ich will mein Leben dazu widmen, den Armen zu helfen. Ich werde jedem streunenden Hund helfen, der meinen Weg kreuzt, jeder Katze. Bitte, Gott...» Ein scharfer Tritt in die Rippen brachte mich zurück in meine jämmerliche Wirklichkeit. Der litauische Aufpasser stand über mir. «Ich habe dich nicht zum Schlafen hergebracht, du Nichtsnutz, du faules jüdisches Schwein», schrie er mich an und trat mich noch mal in die Rippen. Ich musste eingeschlummert sein über meiner Sehnsucht nach einem Wunder. Ich sprang auf, rannte zurück zu meinem Karottenbeet und rupfte Unkraut, so schnell ich nur konnte. Auf keinen Fall wollte ich den Zorn des Aufpassers auf mich ziehen. Den ganzen Vormittag über hatte er zwei kleine Jungen auf dem Kieker gehabt, die ihm nicht schnell genug waren. Jedesmal, wenn er durch ihre Reihe gegangen war, hatte er sie getreten.

Am Abend konnte ich mich kaum noch aufrichten. Mein Rücken schmerzte fürchterlich, und ich spürte die Tritte in den Rippen. Niemals, dachte ich, werde ich den Weg zurück ins Ghetto schaffen. Wir brauchten zwei Stunden von den Feldern bis zum Tor.

Kurz vor der Alexotasbrücke schlüpfte Fima in eine Seitenstrasse und verschwand. Gott sei Dank haben die Wachen nichts bemerkt.

Wir marschierten in Viererreihen. Ich versuchte zurückzufallen. Die Jungen hinter mir schimpften, jedesmal musste ein anderer meinen Platz in

der Reihe zuvor einnehmen. Als ich endlich in der letzten Reihe angekommen war, stiess ich auf Fima. Er schwitzte, sein Gesicht brannte, seine Sommersprossen glühten wie gelbe Punkte, die Locken hingen ihm wild ins Gesicht, doch er grinste von einem Ohr zum anderen.

«Stell dir vor, für das dumme Halstuch habe ich einen halben Laib Brot und zehn Kartoffeln bekommen!»

«Wenn sie dich erwischt hätten, würden sie dir den Hals langziehen mit diesem Halstuch», sagte ich ärgerlich, «spinnst du komplett?» Ich wollte es nicht zugeben, doch ich war neidisch auf seinen Erfolg. Es würde blamabel sein, neben ihm mit leeren Händen heimzukommen. Er schien meine Gedanken zu erraten und gab mir das Brot, damit ich es in meinem Rucksack versteckte. «So ist es weniger riskant, wenn sie uns am Tor durchsuchen», grinste er, «zu Hause sage ich, dass wir es zusammen gemacht haben. «

Es war schon dunkel, als wir das Ghetto erreichten. Das Tor lag im Scheinwerferlicht. Die Wachen untersuchten jeden, der ein Bündel bei sich hatte. Ein paar Jungen, die Gemüse auf dem Feld gestohlen hatten, wurden gnadenlos zusammengeschlagen. Wir warteten in der letzten Reihe. Fima gelang es, die Kartoffeln verschwinden zu lassen. Ich versteckte stattdessen das Brot rasch unter meinem Hemd. Als wir an der Reihe waren, zeigten wir beide den Wachen unsere leeren Rucksäcke. Offensichtlich hatten sie sich schon genug bei den anderen Jungen ausgetobt, jedenfalls liessen sie uns durch.

Zwei kleine Jungen, kaum älter als zehn, standen neben dem Tor mit geschwollenen Gesichtern und blutenden Nasen. Beide hatten eine Karotte im Mund, zum Vergnügen der Wache. Die ganze Nacht über hatten die Kleinen so zu stehen. «Morgen früh entscheiden wir dann, ob wir euch erschiessen oder zurück zu euren Mamas schicken», lachte einer.

Auf dem Weg nach Hause gab ich Fima das Brot zurück. Erst wollte er es nicht nehmen, aber als ich darauf bestand, stopfte er es verlegen in seinen Rucksack.

«Das war zwar mutig, das Brot zu verstecken, aber auch ziemlich dumm», tadelte er mich, «du hast doch gesehen, was sie mit den anderen Jungen gemacht haben. Was ist denn in dich gefahren?» Ich glaube, er hatte ein schlechtes Gewissen, dass er die Kartoffeln weggeworfen hatte.



Kontrolle der Heimkehrenden durch deutsche Soldaten.

An jenem Abend kam Fanny weinend von der Arbeit heim. Ein litauischer Wachmann hatte sie beim Tauschhandel erwischt und ihr die Beute weggenommen. Dann hatte er sie so lange ins Gesicht geschlagen, bis es angeschwollen war. Sie sagte, die Schläge würden ihr nichts ausmachen, sie sei nur verzweifelt über das verlorene Essen. «Was sollen wir denn jetzt bloss essen?» schluchzte sie.

Anuschka wischte ihr die Tränen aus dem Gesicht. «Da fällt uns schon was ein», sagte sie und strich ihr übers Haar, «du musst hier nicht ständig die ganze Familie ernähren.»

Müde und wund fiel ich in dieser Nacht ins Bett. Ich hatte Blasen an den Füßen, im Rücken fühlte ich einen stechenden Schmerz, und meine Rippen schienen zerbrochen. Ich wollte mich auf meinen alten Platz am Boden legen, aber Fanny erlaubte mir, mich neben sie zu legen.

«Heute schläfst du bei der arbeitenden Bevölkerung», sagte sie. Ihre Augen waren völlig zugeschwollen, aber ihr Lächeln war süß wie immer.

Kaum lag ich auf dem Kissen, übermannte mich ein tiefer Schlaf. Dann war es schon wieder Zeit, zur Arbeit zu gehen, dabei kam es mir so vor, als hätte ich gerade erst die Augen geschlossen. Es war fünf Uhr früh und draussen noch dunkel. Ich versuchte aufzustehen, doch ich konnte mich kaum bewegen. Meine Rippen taten so weh, dass mir die Luft wegblieb.

«In dieser Verfassung kannst du nicht arbeiten», erklärte Mutter, und alle stimmten ihr zu. Nur Fima war enttäuscht. Er wollte nicht allein auf das Feld gehen, aber er hatte mit seinem litauischen Kontaktmann ausgemacht, ihn wiederzutreffen, und er brannte darauf, noch mehr herauszuschlagen.

Zu dieser Zeit wurden Jungen in meinem Alter noch nicht zur Arbeit herangezogen. Ausserdem gab es mehr Freiwillige als Arbeit. Also blieb ich im Bett liegen. Kaum hatten die anderen das Haus verlassen, war ich wieder eingeschlafen.

Lautes Hämmern an der Haustür weckte mich. Bevor Tante Dobbe sie öffnen konnte, sprang die Tür auf und vier Deutsche kamen herein. Warum wir nicht geöffnet hätten, wollten sie wissen. Ich kroch unter die Decke und hoffte, sie würden mich nicht bemerken. Wäre ich doch bloss mit Fima zur Arbeit gegangen, dachte ich. Doch im selben Moment wurde mir die Decke weggerissen. Über mir war ein breites, aufgedunsenes Ge-

sicht mit brutalen grauen Augen. Eine riesige Hand packte mich im Genick. Der Deutsche war vielleicht vierzig Jahre alt und hatte Streifen am Ärmel seiner Uniform. Seine breite Nase musste wohl irgendwann mal gebrochen gewesen sein. Er sah aus wie ein Boxer. Noch heute sehe ich dieses Gesicht in meinen Träumen.

«Wie ich sehe, bist du kleiner jüdischer Bastard hier der Mann im Haus», grölte er. «Dann erzählst du uns jetzt besser mal, wo ihr euer Gold und euren Schmuck versteckt habt, oder ich muss dir dein dünnes Hälschen brechen.» Er quetschte meinen Hals so sehr zusammen, dass ich kaum Luft bekam.

Miriam sprang vom Stuhl auf. «Er ist noch ein Kind», sagte sie laut, «er weiss nichts.»

Der Mann drehte sich überrascht zu ihr um. Mich liess er einfach auf den Boden fallen. «Also gut», sagte er, «dann wirst du uns erzählen, wo das Zeug ist, oder wir bringen euch alle um.»

Die anderen drei rissen die Schränke und Schubladen auf und kippten deren Inhalt auf den Boden. Rasch nahm Miriam ihre goldene Halskette ab, und Tante Dobbe zog ihren Hochzeitsring vom Finger. Die Männer sammelten Familiensilber auf, das Tante Anuschka gehörte. Ausserdem nahmen sie sich die Pelzmäntel der Frauen.

«Ihr seht mir genauso aus wie der Typ Juden, die Gold horten», sagte der Mann mit dem Boxergesicht, «ich weiss, dass ihr hier irgendwo Schmuck und Geld habt, und bis jetzt habt ihr noch so gut wie nichts rausgerückt. Legt euch lieber nicht mit uns an, ihr könntet es bereuen.»

Als Miriam nicht antwortete, änderte er seine Taktik. «Wie heisst du, Mädchen?» fragte er beinahe im Plauderton.

«Miriam.»

«Sieh an, Maria», lachte das Boxergesicht, «wie Maria, die Muttergottes. Zum letzten Mal: Wo versteckt ihr das Gold?»

«Wir haben nichts mehr. Die Litauer haben sich alles, was wir besassen, genommen, gleich in den ersten Kriegstagen.»

«Ach, tatsächlich?» gab er zurück. «Und was habt ihr beiden Pummelchen unter euren Blusen? Ausziehen!»

Als sie nicht antworteten, schlug er Miriam mit seinem Stock ins Gesicht. «Ausziehen!» herrschte er sie an. Ein grosser roter Striemen bildete sich auf Miriams Wange. Tränen schossen ihr in die Augen.

Sie zögerte noch. Der Boxer schlug sie wieder. Hastig streiften beide Frauen ihre Blusen und Röcke ab. Das befriedigte die Deutschen keineswegs. Sie zerrissen ihnen die Unterwäsche, bis beide nackt dastanden. Tante Dobbe hatte stark abgenommen, schlaff hing die Haut um ihren Körper, die dreieckigen Brüste berührten fast den Bauch. Ihr Gesicht war so rot, dass es fast violett aussah. Sie weinte bitterlich und flehte die Deutschen an, ihr nichts anzutun.

Miriam war immer noch rundlich. Ihr Körper glühte, ihre Brüste waren rund und fest. Ihr Schamdreieck war karottenrot. Sie versuchte, es mit den Händen zu bedecken.

Ich schämte mich dafür, dass mich ihre Nacktheit sexuell erregte. «Bücken. Bestimmt versteckt ihr die Goldstücke in euren Fotzen.» Tante Dobbe fiel auf die Knie, heulte unbändig und flehte um Gnade. Doch der mit dem Boxergesicht schlug mit dem Stock auf sie ein, bis beide über den Tisch gebeugt lagen. Entsetzt musste ich mit ansehen, wie der Boxer hinter Tante Dobbe trat und ihr den Stock in die Vagina rammt. Sie stiess einen fürchterlichen Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden. Dann näherte er sich Miriam und liess den Stock zwischen ihren Beinen pendeln. «Bitte nicht», sagte Miriam mit zitternder Stimme, «ich bin noch Jungfrau. « Sie bebte wie ein Blatt im Wind. «Na so was, die Jungfrau Maria», sagte der Boxer, «willst du uns einen neuen Jesus schenken? Was? Mir reicht der eine schon. Was meint ihr, Jungs?» Er stiess ein widerliches Lachen aus. Sie beschlossen, unseren Mahagonischrank mitzunehmen und Mutters Bücherschrank. Was darin war, warfen sie auf den Boden.

«Wenn ihr bis morgen nicht eure Wertsachen rausrückt», grinste das Boxergesicht, «dann bist du die längste Zeit Jungfrau gewesen. « Noch einmal stiess er Miriam mit dem Stock.

Voll Panik sprang sie auf. Es gelang ihr irgendwie, sich etwas überzuwerfen und eine Decke über ihre Mutter zu legen, die noch halb bewusstlos am Boden lag.

Ich blieb, wo der Boxer mich fallengelassen hatte, auch als die Männer schon draussen waren. Ich lag wie erstarrt, bekam kein Wort heraus. Mir war übel, mein Magen rebellierte. Ich war fürchterlich wütend auf mich selbst, dass ich nichts unternommen hatte, um Miriam oder ihrer Mutter zu helfen. Ich fühlte mich so beschämt, so hilflos in den Händen dieser Bestien. Zum ersten Mal begriff ich, was die Nazis meinten, wenn sie uns Untermenschen nannten.

Wir sorgten dafür, dass Tante Dobbe wieder zu sich kam, und halfen ihr ins Bett. Sie hatte grosse Schmerzen und stöhnte jämmerlich. Miriam flehte mich an, den anderen nicht zu erzählen, was ich gesehen hatte, vor allem nicht ihrem Vater und Fima. «Sie brauchen das nicht zu wissen», sagte sie mit scharfem Unterton, «hast du verstanden?» Ich schaffte es nicht, sie anzusehen. Ich nickte nur kläglich, während mir Tränen übers Gesicht liefen. Dann tat sie etwas Sonderbares. Sie lächelte mich an und küsste mich auf die Wange.

Mutter und Tante Anuschka kamen erst spät am Nachmittag zurück. Trotz Miriams Protest konnte Tante Dobbe nicht an sich halten und berichtete ihnen, was passiert war. Sofort wollte Anuschka sie zu einem Gynäkologen bringen, der in der Nähe in den «Grossen Blocks» lebte. Tante Dobbe lehnte das ab. Alles, woran sie denken konnte, war, was geschehen würde, wenn das Boxergesicht zurückkäme.

«Was sollen wir bloss machen?» weinte sie und rang die Hände, «wenn sie nicht bekommen, was sie wollen, werden sie uns umbringen.» «Das waren keine leeren Drohungen», bestätigte Tante Anuschka, «sie haben schon oft genug Menschen deswegen getötet. Wir haben keine andere Wahl. Wir werden wohl alles ausgraben und ihnen geben müssen.»

Miriam und mir blieb vor Staunen die Luft weg. Ich hatte keine Ahnung, dass wir Gold besaßen, geschweige denn vergraben hatten. «Ihr meint, wir hätten das alles vermeiden können?» rief Miriam, das Gesicht zornverzerrt. «Mutters Schmerzen, diese ganze Erniedrigung? Hast du das gewusst, Mutter?»

«Miriam, Liebling, bitte», begann Tante Dobbe in kummervollem Ton, «das verstehst du nicht...»

«Oh doch! Das verstehe ich sehr gut! Dein Gold ist dir wichtiger als alles andere! Wichtiger als unsere Würde, unsere Gesundheit, sogar wichtiger als unser Leben! Selbst wenn ich tausend Jahre alt werde, niemals komme ich darüber hinweg.»

«Miriam, bitte!» unterbrach Anuschka sie. «Wir fühlen alle mit dir. Aber das hat niemand vorhersehen können. Wir haben gedacht, die Wertsachen retten uns vor dem Verhungern, darum haben wir sie versteckt. «

Miriam startete Tante Anuschka an. Dann senkte sie den Blick und murmelte eine Entschuldigung.

In dem ganzen Tumult machte ich mir Sorgen um Lena. Ich konnte den

Gedanken nicht ertragen, dass ihr womöglich ähnliches zugestossen war, und musste mir Gewissheit verschaffen, dass es ihr gutging.

Lena klagte noch immer um ihren Vater. Frau Grünblatt sagte mir, dass sie wie abwesend sei. «Ich mache mir grosse Sorgen um sie, Solly», erklärte sie. «Sie isst nichts mehr. Du scheinst einen guten Einfluss auf sie zu haben, bitte, sprich du mit ihr. «

Ich nahm Lena mit nach draussen, wo wir uns auf die Stufen setzten. Ich versuchte ihr klarzumachen, dass sie etwas essen sollte und dass das Leben weiterginge.

«Wozu?» fragte sie. «Sie haben mir meinen Vater genommen. Er war alles für mich. Er war so stark, so selbstbewusst, so überzeugt, zu wissen, was er tat, und mit all seiner Klugheit ist er direkt in die Falle gelaufen. Verstehst du denn nicht? Es ist alles nutzlos. Der Himmel ist über uns zusammengebrochen. «

«Du musst an deine Mutter denken», bat ich, «an deinen kleinen Bruder Vova und an Rachel, deine Schwester. Sie alle lieben dich.»

«Und was ist mit dir?» fragte sie scharf. «Liebst du mich?»

«Das weisst du doch», sagte ich weich und strich ihr übers Haar. «Ich habe dich immer geliebt. «

Ungeduldig schüttelte sie meine Hand ab. «Beweise es», sagte sie in völlig verändertem Tonfall, «heirate mich.» Beim Anblick meines geschockten Gesichtes brach sie in Gelächter aus.

«Was ist? Glaubst du, wir sind noch zu jung? Ich bin sicher, dass wir nicht sehr viel älter werden. Am Ende dieses Jahres sind wir tot, wenn nicht früher. Also lass uns die Zeit geniessen, die uns noch bleibt. Willst du als Jungfrau sterben?»

Ihre Stimme wurde wieder weicher. «Wenn wir die Zeit doch zurückdrehen könnten... Weisst du, wo ich jetzt gern sein möchte? Erinnerst du dich an den Tag, als wir den Schneemann gebaut haben?» Ich nickte traurig.

«Du sahst so wunderschön aus in deinem Fellmantel», sagte sie verträumt.

«Und als du mich geküsst hast... Das war der süsseste Kuss... der schönste Tag in meinem Leben. «

Als ich nach Hause kam, war es bereits dunkel. Ich hatte damit gerechnet, dass Mutter mich ausschimpfen würde, aber sie sah mich nur verwirrt an. Vater und Jochil sassen am Tisch und blickten grimmig drein. Miriam sass

mit rotem Gesicht über einem Buch, und Tante Dobbe lag weinend im Bett. Fanny, Fima und Anuschka waren noch nicht zurückgekehrt. Es lag ein dumpfes Schweigen über dem Raum, das ich nicht unterbrechen wollte.

Ich setzte mich neben Vater, und Mutter tischte mir einen Teller Gerstensuppe auf, die mehr aus Wasser denn aus Gerste bestand. Danach war ich noch hungriger als vorher.

Schliesslich kehrten Fanny und Tante Anuschka von der Arbeit zurück. So wie Fanny Miriam ansah, musste Anuschka ihr alles erzählt haben. Ein paar Minuten später trat Fima ein. Offensichtlich hatten die Wachen die heimkommenden Brigaden nicht sehr sorgfältig untersucht, jedenfalls brachten Fima und Fanny etwas Essbares mit. Sie hatten beide keine Ahnung von den vergrabenen Wertsachen.

Bevor sie sich aufregen konnten, erklärte Tante Anuschka ihnen, dass sie uns deswegen nichts davon erzählt hätten, weil sie nicht wussten, was wir den Deutschen bei einem Verhör gesagt hätten. Je weniger wir wüssten, umso sicherer würden wir sein.

Die grosse Frage war: Was als nächstes tun? Eine Zeitlang überlegten die Erwachsenen, ob wir alle ausser Haus und bei Freunden sein sollten, wenn die Deutschen wiederkämen, doch dann verwarfen sie die Idee. Die Deutschen gingen von Tür zu Tür, also wären wir woanders auch nicht besser aufgehoben. Es schien so zu sein, als würden sie nur Männer töten. So wurde beschlossen, dass ich mit Fima wieder zum Gemüsefeld gehen sollte. Jochil hatte über Vater vorübergehend eine Arbeit bekommen und würde mit ihm gehen.

Während die Erwachsenen weiterdiskutierten, schlüpfen Fima und ich nach draussen und hockten uns auf die Stufen. Das war unser Lieblingsplatz geworden. Wir beobachteten, wie Sternschnuppen vom Himmel fielen. Vom Ghettozaun herüber hörten wir ab und zu Gewehrscüsse.

«Weisst du», sagte Fima, «Jabotinsky hatte recht. Für Juden gibt es nur eine einzige Möglichkeit, in dieser Christen weit zu überleben. Sie müssen sich bewaffnen und ihr eigenes Land besiedeln. Die werden uns nur achten, wenn wir uns verteidigen. Stärke – das ist die einzige Sprache, die sie verstehen.»\*

\* Der Schriftsteller Wladimir Jabotinsky (1880-1940) war Propagandist und Kopf eines wehrhaften Zionismus.

Am nächsten Morgen gingen Fima und ich früh aus dem Haus. Viele Jungen wollten sich inzwischen für die Unkraut-Brigade melden, darum mussten wir unter den ersten sein. Doch als wir am Tor ankamen, standen dort schon doppelt so viele, wie sie brauchten. Zuerst nahmen sie die, die am Vortage dabeiwaren, darunter auch Fima. Dann wählten sie noch ein paar ältere Jungen aus. Ich musste Zurückbleiben.

Unter den Abgelehnten bemerkte ich einen Jungen, den ich aus der Zeit vor dem Krieg kannte. Er hiess Kuki Kopelman und war so alt wie ich, ein schlaksiger dunkelblonder Junge mit langem Hals und durchdringend blauen Augen. Seine Mutter, Vera Schor, war eine berühmte Geigerin und sein Vater ein bekannter Schachspieler. Kuki hatte von beiden das Talent geerbt: Er war Junior-Schachmeister, begabter Geiger und ausserdem ein sehr guter Steptänzer. Es hiess, er sei ein Wunderkind.

Ich fürchtete mich davor, heimzugehen und auf das Boxergesicht zu treffen. Darum fragte ich Kuki, ob er ein Versteck wüsste. Er schlug vor, zu ihm nach Hause zu gehen. Sein Vater hatte auf dem Dachboden ein Versteck zusammengezimmert.

Die Kopelmans teilten das Haus mit einem jungen Paar, entfernten Verwandten. Doch alle waren bei der Arbeit. Das Haus besass eine kleine Küche und zwei winzige Zimmer, die kaum möbliert waren. Hinter einem der Räume gab es einen engen Durchgang. Von hier führte eine Leiter hinauf zu einer Öffnung in der Decke. Kukis Vater hatte einen Schrank vor den Durchgang geschoben und die Rückwand so befestigt, dass sie einfach beiseite- und wieder vorgeschoben werden konnte. Wir versuchten das ein paarmal und schafften es, in weniger als einer Minute im Versteck zu sein. Es war ein behelfsmässiges Versteck, aber besser als nichts. Die Deutschen kamen gewöhnlich früh am Morgen, also blieben wir äusserst wachsam.

Zu meiner Freude entdeckte ich unter den dürftigen Besitztümern, die sie mitgebracht hatten, eine grosse Kiste voller Bücher. Kuki war genauso verückt nach Büchern wie ich. Ich fand darunter sogar drei, nach denen ich schon ewig gesucht hatte: die Fortsetzungen der «Geheimnisvollen Insel», «Käptn Nemo» und «Die Kinder des Käptn Grant».

Schon bald war ich völlig in die Welt des «Käptn Nemo» versunken. Ich lebte im vergangenen Jahrhundert, an einem weitaus angenehmeren Ort

als im Ghetto. Ich war so weit weg, dass ich nicht einmal die Rufe und Flüche der Deutschen nebenan hörte. Kuki musste mich von der Bank stossen, um mich aufzuwecken.

Wir schafften es gerade noch, ins Versteck zu kommen, da brachen die Deutschen schon ins Haus herein. Vor lauter Eile konnten wir die Schrankrückwand nicht mehr ganz zurückschieben. Es blieb ein kleiner Spalt, doch wir konnten nichts anderes tun als zu beten, dass er ihnen nicht auffallen würde.

Die Decke bestand aus Holzlatten, die nicht ganz eben waren. Durch die Lücken konnten wir die Deutschen beobachten. Wir hatten solche Angst, dass wir nicht zu atmen wagten. Zu meinem Entsetzen erkannte ich unter ihnen den Boxer, und als ich sie genauer betrachtete, stellte ich fest, dass es dieselben wie gestern waren. Ich begriff nicht, warum sie jetzt auch in diesem Teil des Ghettos waren.

Die Deutschen stellten das ganze Haus auf den Kopf. Überall suchten sie nach versteckten Wertsachen. Einmal öffnete einer die Schranktür, und wieder hielten wir den Atem an. Er zog ein paar Schachteln und Kleider heraus und warf sie auf den Boden. Dann tastete er die Böden und Wände ab. Ich war sicher, unsere letzte Stunde hätte geschlagen. Und dann war es ausgerechnet der Boxer, der uns rettete. «Wir verschwenden bloss Zeit», sagte er, «lasst uns lieber ein paar Reichere finden.» Damit stapfte er aus dem Haus. Der am Schrank Stehende zögerte, doch die anderen drei waren bereits an der Haustür. Also warf er irgendwas zurück in den Schrank und folgte ihnen.

Wir klebten auf den Dielen, ohne uns zu bewegen. Dass wir uns in das Versteck zurückgezogen hatten, war ziemlich dumm von uns. Wir waren bloss Jungen, und wahrscheinlich hätte es nichts gemacht, wenn wir unten geblieben wären. Aber wenn sie uns hier im Versteck gefunden hätten – ich bin sicher, sie hätten uns erschossen.

Mir kam es so vor, als wären wir noch stundenlang dort hockengeblieben und hätten auf jedes Geräusch gehört. Es war schlimmer als am Tag zuvor. Wir hörten Morddrohungen, Schreie, Schüsse, erst nah, dann weiter entfernt, und wagten nicht, uns zu bewegen. Irgendwann sind wir dann eingeschlafen. Als wir aufwachten, war es dunkel draussen. Die Deutschen mussten das Ghetto verlassen haben, denn es war grauenvoll still. Wir krochen die Leiter hinunter, schoben die Rückwand beiseite und schlüpfen hinaus. Das Haus war ein einziges Chaos. Ich half Kuki, die paar Mö-

bel wieder an die richtige Stelle zu schieben, und dann kehrten wir noch das zerbrochene Geschirr zusammen, bevor ich ging.

Wann immer ich konnte, besuchte ich die Grünblats. Lena schien immer abwesender. Es war, als ob ein Fieber sie von innen leerbrennen würde. Eines Abends sassen wir auf den Stufen, und sie erzählte mir vom Tod ihrer Grossmutter.

«Sie war 92 Jahre alt», sagte sie mit weichem Ton, «ich war fünf. Sie lag in einem grossen Bett, gestützt von einem Stoss weisser Kissen. Wir standen alle um ihr Bett, die ganze Familie. Das war ihr letzter Wunsch gewesen. Ihr Gesicht war so weiss wie die Kissen, aber ihre Augen waren hellwach, und sie lächelte. Jeden rief sie bei seinem Namen. Als sie meinen Namen nannte, musste ich weinen. Ich hatte sie so lieb und wollte nicht, dass sie starb. Weine nicht, kleine Lena, hat sie zu mir gesagt, weine nicht. Ich sterbe jetzt, aber ich bin eine glückliche Frau. Ich habe alle meine Lieben um mich, und darum habe ich keine Angst. Dann hatte auch sie Tränen in den Augen und sagte: Ich hoffe, wenn deine Zeit kommt, wirst du auch so glücklich sein wie ich jetzt. Damals habe ich nicht verstanden, was sie meinte. Ich war doch erst fünf, mein Gott...»

Lena fiel in Schweigen und starrte einen Moment lang auf die dunkler werdende Strasse. Im Dämmerlicht sah sie ziemlich ausgemergelt aus. «Vielleicht können Sterbende in die Zukunft sehen», fuhr sie fort. «Jetzt weiss ich, was sie meinte. Wir werden nicht in einem schweren Bett sterben mit all unseren Lieben um uns. Uns werden sie erschiessen wie tollwütige Hunde.» Ihre Stimme schwoll an. «Solly, ich will nicht sterben! Der Tod ist so schrecklich... Ich spüre ihn kommen wie etwas Böses ohne Gesicht. Er kommt aus dem Irgendwo herangekrochen. Ich wünschte, ich wäre gläubig. Aber alles, was ich sehe, ist eine bodenlose schwarze Grube.»

Immer heftiger wurde ihr Ton. «Dunkel, bloss Dunkel – nie mehr werde ich die Wärme der Sonne spüren. Niemals werde ich mein eigenes Baby auf dem Arm haben. Nie mehr singen, nie mehr tanzen, nie mehr die Sonne, nie mehr der Mond...»

Sie sprang auf und warf die Arme gen Himmel. «Ich will leben!» schrie sie. «Ich will leben. Oh, mein Gott, wie sehr ich leben will!» Am liebsten wollte ich auch aufspringen und schreien. «He, Gott!» wollte ich schreien, «wach auf da oben! Sieh dir an, was sie mit deinem auserwählten Volk

machen. Sie bringen uns um, und du rührst dich nicht! Wo bist du? Gott Abrahams, Gott Isaaks, wo bist du?» Doch ich blieb sitzen und starrte auf Lena im Zwielflicht. Meine Augen blieben trocken. Nur mein Herz durchzuckte ein schrecklicher Schmerz, ein schrecklicher Verlust. Meine Lena glitt mir davon. Wir sind beide erwachsen geworden in dieser kurzen Zeit. Vor mir sass nicht mehr das süsse Mädchen meiner Erinnerung, sondern eine ausgemergelte junge Frau mit wilden Augen. Vielleicht war sie jetzt schöner, so wie Erwachsene Schönheit verstehen, doch meine frühere Verehrung, meine tiefe Liebe waren fort oder hatten sich verändert, so wie Lena sich verändert hatte. Wenn ich sie jetzt ansah, fühlte ich nichts als die schmerzvolle Wunde meiner verlorenen Kindheit.

Einmal brachte ich Kuki mit. Ich dachte, wenn er nicht arbeiten musste, konnte er doch etwas Zeit mit Lena verbringen. Frau Grünblat hatte Angst, sie allein zu lassen. Kuki gab sein Bestes, sie zu zerstreuen. Er führte sogar Septänze vor, zum grossen Spass der restlichen Familie. Zum erstenmal, seit ihr Vater ermordet wurde, sah ich eine Spur von Interesse an Lena. Sie mochte Kuki. In Wahrheit war ich ein bisschen eifersüchtig, weil er etwas für sie tat, das ich nicht konnte.

Eines Tages gestand er mir, er habe sich in sie verliebt. Natürlich, beteuerte er, sei nichts zwischen ihnen vorgefallen. Er habe sie noch nicht einmal geküsst. Doch er wollte, dass ich wüsste, was er für sie fühle. Zu meiner eigenen Überraschung war ich sogar erleichtert. Es ging nicht mehr um meine frühere Lena.

Ich hatte gerade Erich Maria Remarques «Drei Kameraden» zu Ende gelesen. Darin geht es um zwei Männer und eine Frau, die enge Freunde sind. Die Frau erleidet ein tragisches Ende, und ich weinte sehr über dieser Stelle. Ich fand, dass Lena, Kuki und ich ein ähnliches Verhältnis hatten wie die drei aus dem Buch. Also gab ich den beiden die Geschichte zu lesen, und wir wurden die drei Kameraden. Wir fingen an, ein paar Stellen aus dem Buch laut zu lesen und sie nachzuspielen. Das riss Lena aus ihrer Verzweiflung. Sie verlor sogar ein wenig ihr verhärmttes Aussehen.

Dann brachte ich einmal ihre Schulfreundin Aviva mit. Lena freute sich, sie zu sehen, doch zugleich war sie auch etwas eifersüchtig.

«Ist sie jetzt deine Freundin?» fragte sie, als wir für ein paar Minuten al-

lein waren, «hast du deswegen Kuki mitgebracht, damit du frei bist für eine andere?»

«Sie ist nicht meine Freundin», sagte ich ärgerlich, «ich dachte, du wärest froh, sie wiederzusehen.»

Unerwarteterweise entpuppte sich Aviva als grosse Bücherquelle. Ihr Grossvater, der nah bei ihnen wohnte, besass Unmengen davon. Vor dem Krieg hatte er einen Laden für fremdsprachige Literatur, und als er ins Ghetto ziehen musste, brachte er seine besten Bestände mit. Aviva hatte ihm von unserer Bücherleidenschaft erzählt, darum lud er uns in sein Zimmer ein. Das war in einem kleinen Dachgeschoss, vom Boden bis zur Decke vollgestopft mit Büchern. Es gab darin kaum noch Platz für ein Bett. Der kleine Mann mit seiner grossen Stirn hatte schneeweisse Haare, und seine Augen blickten freundlich und lustig. Neben den Klassikern, die wir schon kannten, besass er Bücher von Schriftstellern, deren Namen wir noch nie gehört hatten. Da waren Geschichten von Stefan Zweig, Jakob Wassermann, Franz Kafka, Thomas Mann und vielen anderen. Er erlaubte uns, sie alle anzusehen, doch er bat uns, vorsichtig damit umzugehen.

Sein Name war Chaim. Er brachte uns bei, wie man Literatur wirklich würdigen konnte. Anfangs erlaubte er uns nur, seine kostbaren Bücher in seinem Zimmer zu lesen. Doch als er uns ein wenig besser kannte, durften wir sie für kurze Zeit auch mit nach Hause nehmen. Jedesmal, nachdem wir etwas gelesen hatten, erklärte er uns die Figuren, den Hintergrund und die versteckten Bedeutungen der Geschichten. Sein Unterricht war faszinierend. Mir war, als hätte ich jahrelang ein zweidimensionales Bild betrachtet, und plötzlich wäre jemand gekommen, der mir zeigte, dass es eigentlich dreidimensional war.

Mitte September hatten wir uns in einer alltäglichen Routine eingerichtet. Es schien, als liessen uns die Deutschen nun in Ruhe. Doch am 15. des Monats kam Vater verzagt von der Arbeit heim. Stumm zog er vier Papiere aus der Tasche und gab sie an Mutter weiter. «Gerade habe ich diese Zertifikate vom Judenrat bekommen», sagte er bitter, «sie werden uns vermutlich das Leben retten. Sie haben davon nur fünftausend ausgestellt, für die ganzen Ghettobewohner nur fünftausend.»

Als die Bedeutung seiner Worte mich erreichte, lief ein Beben durch mei-

nen Körper. Voller Furcht sah ich auf die vier Zertifikate. Auf jedem stand, dass der Inhaber dieser Bescheinigung ein jüdischer Handwerker sei. Unterzeichnet waren sie von SS-Hauptsturmführer Jordan. Fünftausend würden damit geschützt. Im Ghetto lebten jedoch fast dreissigtausend Juden. Tante Dobbe und Miriam sahen leichenblass aus. Doch Vater versicherte ihnen, Jochil habe auch vier Zertifikate bekommen. In dem Augenblick trat Tante Anuschka ein. Sie war bleich. Mir wurde klar, dass der Judenrat ihr keine derartige Bescheinigung ausgestellt hatte, obwohl sie dort arbeitete. Ich konnte mich nicht zurückhalten, fiel in ihre Arme und weinte hilflos. Lieber Gott, meine geliebte Tante war damit zum Tode verurteilt, und es gab nichts, was wir dagegen hätten tun können.

## 7

26. September bis 4. Oktober 1941. Manchmal, wenn eine Ladung Kartoffeln im Ghetto ankam, besorgte Vater mir eine Arbeit als Sortierer. Ich wurde mit Kartoffeln entlohnt, eine willkommene Ergänzung unserer Lebensmittelration. Doch das waren nur kurzzeitige Arbeitsmöglichkeiten, und seltene obendrein. Die meiste Zeit verbrachte ich über Büchern oder damit, Kuki und Lena zu treffen.

Am Ende des Monats machten Kuki und ich uns wieder einmal auf den Weg zu Lena. Wir mussten ein Buch bei ihr abholen, das sie sich von Chaim geliehen hatte. Chaim war sehr pedantisch mit seinen Büchern und achtete genau auf die Zahl der Tage, für die er sie ausgeliehen hatte. Lena hatte das Buch schon zwei Tage länger als erlaubt, und darüber war er sehr verärgert.

Wir gingen die Linkuvosstrasse hinunter, Kuki und ich. Das Haus der Grünblats hatten wir schon fast erreicht, als ein Lastwagen mit litauischen Wachen vorfuhr. Sie sprangen herunter, verteilten sich auf die umliegenden Blöcke und versperrten uns den Weg. Frau Grünblatt stand auf der Treppe und winkte uns, doch die Litauer drängten uns zurück. Als wir uns umdrehten, sahen wir, wie deutsche und litauische Soldaten die Menschen aus den Häusern zerrten.

In meiner Panik stürzte ich auf einen jungen Litauer zu, der vor Lenas Haus stand. Ich erzählte ihm, wir würden in diesem Haus wohnen und Frau

Grünblat sei unsere Mutter. Er hob sein Gewehr, als wollte er mich mit dem Kolben schlagen, doch als er mein perfektes Litauisch hörte, sah er uns ziemlich überrascht an. Kuki, der mehr litauisch als jüdisch aussah, flehte ihn an, uns ins Haus zu lassen.

«Bist du jüdisch?» Misstrauisch sah der Soldat ihn an. «Du siehst nicht wie ein Jude aus, und du klingst auch nicht so. Was zum Teufel tust du hier im Ghetto?»

«Meine Mutter ist jüdisch und mein Vater litauisch. Bitte, lassen Sie uns durch», bat Kuki, «wir gehören nicht auf diese Seite des Ghettos, wir gehören auf die andere Seite.»

Der Litauer war vielleicht achtzehn Jahre alt. Er trug einen spärlichen blonden Schnurrbart und hatte baby blaue Augen. Unser Schicksal hing von seiner Laune ab, wie in so vielen anderen Fällen.

«Also gut», murmelte er und kratzte sich am Kinn, «wenn ihr in dem Haus da lebt, gehört ihr wirklich nicht auf diese Seite. Also lauft.» Noch bevor er den Satz beendet hatte, liefen wir an ihm vorbei und schlüpfen in Lenas Haus. Als wir die Tür zuschlugen, hörten wir ihn uns nachrufen: «Und lasst mich euch nicht noch mal erwischen, hört ihr!»

Obwohl wir zu Tode erschrocken waren, begannen wir hysterisch zu lachen. Wie oft hatten wir diesen Satz schon gehört? Wie oft, wenn wir Obst aus einem Garten geklaut oder Beeren vom Nachbarzaun gezupft hatten? Bleich wie ein Gespenst zog Frau Grünblat uns ins Zimmer, wo Rachel, Vova und Lena aneinandergeschelt auf dem Sofa sassen. «Wieso lacht ihr so wahnsinnig? Was ist da los? Wieso sind sie hinter diesen Leuten her? Sind wir die nächsten? Sollen wir nicht besser zu Kukis Versteck laufen?» Frau Grünblat fragte das alles auf einmal. Wir sagten ihr, dass wir keine Ahnung hätten, was draussen vor sich ginge. Was immer es war, es war schlimm für die Menschen auf der anderen Seite der Linkuvosstrasse. Die Idee, Kukis Versteck aufzusuchen, war gut. Doch als wir die Tür ein wenig öffneten, sahen wir die Deutschen und Litauer fast auf der Schwelle stehen. Es gab keine Möglichkeit, ungesehen das Haus zu verlassen. Hunderte von Männern, Frauen und Kindern wurden unter Schlägen auf die wartenden Lastwagen getrieben. Wir konnten nichts machen und mussten warten, bis die Aktion vorüber war.

In bangem Schweigen sassen wir da, hörten die Schreie von Frauen und Kindern und die kehligen Befehle der Deutschen. Von Zeit zu Zeit wurde ein Schuss abgefeuert, gefolgt von noch lauterem Schreien. Die Minuten schienen so lang wie Ewigkeiten. Lena presste die Hände auf die Ohren. Nervös durchmass sie den Raum. Plötzlich hörten wir ein Klopfen am Fenster. Ich spähte vorsichtig hinaus. Direkt vor mir stand ein kleines Mädchen, vielleicht sechs Jahre alt. «Das ist Chavale», flüsterte Lena erschrocken, «die Tochter unserer Nachbarn.» «Lass mich rein, Lena», weinte Chavale, «bitte, lass mich rein. « Noch bevor wir an der Tür waren, rannten zwei Deutsche hinter ihr her. Sie verfluchten sie, nannten sie «kleine jüdische Schlampe». Beim Anblick der Deutschen warf ich mich zu Boden und zerrte Lena mit hinunter. Von dort lugte ich über die Fensterbank. Ich sah, wie einer der Deutschen Chavale am Haar die Strasse entlangzog. Dann griff der andere ihren Arm, schwang sie über seinem Kopf wie einen Sack Kartoffeln und schleuderte sie auf den Lastwagen. Anfangs wehrte Lena sich noch und flehte mich an, sie loszulassen. Sie wollte hinter den Deutschen herlaufen und Chavale zurückholen. Doch dann gab sie auf. «Ich kann nicht mehr», schluchzte sie leise, «ich will bloss noch sterben und alles hinter mir haben.»

Endlich war es vorbei. Die letzten Lastwagen rumpelten davon mit ihrer Menschenfracht. Was blieb, war Stille. Grabesstille.

Wir warteten noch eine Weile. Dann öffneten wir vorsichtig die Tür. Die Strasse war wie ausgestorben. Wir drängten uns aneinander, und Frau Grünblatt sprach das «Gomel», ein Segensgebet, das Juden sprechen, die dem Tod entkommen sind.

Mir fiel ein, dass sich meine Eltern sorgen würden. Inzwischen mussten sie von der Aktion in diesem Viertel des Ghettos gehört haben. Hastig verabschiedete ich mich. An der Tür fragte ich Lena nach Chaims überfälligen Buch. Einen Augenblick lang sah sie mich verstört an. Dann drehte sie sich um und ging, um es zu holen. Als sie zurückkam, schleuderte sie mir das Buch entgegen. «Da!» schrie sie, «nimm dein wertvolles Buch! Ich wette, wenn wir alle tot sind, hockst du immer noch über deinen verdammten Büchern!»

In den Jahren, die folgten, in den schlimmsten Zeiten musste ich immer an Lenas Worte denken. Sie hatte mir zu verstehen gegeben, dass ich gefühllos sei, aber einer, der überlebt. Und um zu überleben, musste ich alles verschwinden machen. Ich musste zurückgehen in der Zeit, zurück zu ei-



Die Menschen werden auf Lastwagen aus dem Ghetto deportiert.

nem gewöhnlichen Alltag. Also tat ich das Nächste, Einfachste: Ich fragte Lena nach dem Buch. Sie beschämte mich, und zugleich ermutigte sie mich weiterzugehen, allem zum Trotz. Ihre Worte sollten sich noch als prophetisch erweisen.

An einem Samstagmorgen hatte Vater irgendetwas Offizielles im Krankenhaus zu erledigen. Er fragte mich, ob ich mitkommen würde, ich könnte meine Tante Lina wieder einmal sehen. Ausserdem gäbe es Arbeit, ich könnte ihm helfen und bekäme dafür Suppe und ein paar Kartoffeln. Weil Vater früh fertig sein wollte, gingen wir noch vor sechs Uhr morgens aus dem Haus. Es war der 4. Oktober 1941. Die frostig kühle Luft kündigte bereits den Winter an.

Als wir schon fast an der Brücke zum Kleinen Ghetto waren, hörten wir Schüsse. Wir hatten uns eigentlich längst an dieses Geräusch gewöhnt, aber an diesem Morgen war es heftiger als sonst. Vater zögerte.

«Du solltest vielleicht besser zurückgehen», sagte er, «mir gefällt das nicht. Ich muss gehen. Aber du nicht.»

«Wenn du gehst, gehe ich auch», sagte ich mit fester Stimme.

Als wir auf der Brücke waren, liessen die Schüsse nach. Zunächst schien alles ruhig. Dann kamen Lastwagen die Paneriustrasse heruntergefahren. Deutsche Soldaten und litauische Helfer verteilten sich entlang des Zaunes. Plötzlich bezogen zwei Deutsche auf der Brücke hinter uns Stellung. Sie trugen schwere Maschinengewehre.

Wir waren in eine Falle getappt. Es blieb uns keine andere Wahl, als bis zum Krankenhaus weiterzugehen. In den Seitenstrassen sahen wir Gruppen von Soldaten von Haus zu Haus gehen und die Menschen hinaus auf die Strasse jagen.

Das Krankenhaus bestand aus mehreren Gebäuden. Es gab eine Chirurgie, eine Entbindungsstation, Kinderstationen und eine Abteilung für ansteckende Krankheiten. Dort arbeitete Tante Lina. Weil wir uns nicht auskannten, gingen wir direkt auf dieses Gebäude zu. Ein deutscher Offizier hielt uns an. Vater versuchte, ihm zu erklären, dass er einen offiziellen Auftrag zu erledigen hätte. «Halt die Schnauze!» brüllte der Deutsche.

Er schob uns auf eine Gruppe Männer zu. Spaten wurden ausgeteilt, und der Offizier befahl uns, eine Grube auszuheben. Vater wurde leichenblass. Wir wussten alle, was das hiess. Doch dann zeichnete der Deutsche die

Umriss der Grube auf den Boden, und wir begriffen, dass sie viel grösser werden sollte, als es für uns zehn Leute nötig gewesen wäre. Wir fragten uns, für wen dieses Grab vorbereitet werden sollte. Die Litauer, die uns bewachten, schrien herum und trieben uns mit Schlägen an. Vater bekam einen Hieb ins Gesicht, so dass er seine Brille verlor und ihm das Blut aus Nase und Mund schoss. Ohne seine Brille war er fast blind.

Einer der Litauer kam heran und wollte gerade auf die Brille treten, da bückte ich mich rasch und fischte sie auf. Dafür handelte ich mir einen Tritt in den Rücken ein, der mich fast in die Luft geschleudert hätte. Doch ich durfte die Brille behalten.

Der deutsche Offizier kam zurück. Er war verärgert. «Wie sollen sie eurer Meinung nach mit dem Graben fertig werden, wenn ihr sie vorher zusammenschlagt?» fragte er. «Ihr wollt die Arbeit wohl selber machen, was?» Daraufhin liess der Litauer uns in Ruhe. Ich gab Vater seine Brille. Er bedankte sich. In seinen Augen schimmerten Tränen. «Hätte ich bloss den Mund gehalten», sagte er leise, «dann wärest du jetzt in Sicherheit. Wieso, um Gottes willen, habe ich dich bloss hierhergebracht?»

Die Menschen, die man aus ihren Häusern gezerrt hatte, wurden zu einem nahegelegenen Platz getrieben, wo sie sich in Reihen aufzustellen hatten. «Halt!» brüllte ein Soldat hinter einem Mann her, der auf den Eingang von Tante Linas Haus zulief, «keiner betritt oder verlässt dieses Krankenhaus!»

«Meine Frau ist da drin!» rief der Mann. «Ich will zu meiner Frau! Lina! Lina!!»

Mit Schreck erkannte ich meinen Onkel Jakob. Als er die Tür erreicht hatte, zog der Deutsche seine Pistole aus dem Halfter und schoss ihm in den Rücken. Onkel Jakob wirbelte herum, sah den Soldaten an und tat ein paar Schritte auf ihn zu. Dann knickten seine Knie ein, und er brach zusammen.

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür, und Tante Lina stürzte heraus. Sie fiel neben Onkel Jakobs Körper auf die Knie. «Das ist mein Mann!» stiess sie aus, «bitte, tun Sie ihm nichts an. Er ist doch mein Mann!»

Der Deutsche hatte die Pistole schon erhoben, um auch sie zu erschliessen.

Jetzt liess er die Waffe sinken. Ein sarkastisches Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus. «In Ordnung», erklärte er ihr, «nimm deinen Mann mit ins Krankenhaus. Vielleicht kannst du ihn da kurieren.»

Tante Lina versuchte, Jakob hineinzuschleppen. «Jakob, Liebling, bitte steht auf», flehte sie, «ich habe nicht die Kraft, dich zu ziehen.»

Der ganze Vorfall ereignete sich so schnell, dass mein Gehirn gar nicht begreifen konnte, was meine Augen sahen. Ich beobachtete das alles, als würde es Fremden geschehen. Ich erinnere mich, dass ich dachte: «Das also ist der Tod?» In einem Moment war Onkel Jakob ein lebendiges Wesen, im nächsten schon tot. Er schien gar keinen Schmerz gespürt zu haben, als er fiel. Da war kein Entsetzen in seinen Augen, nur Überraschung und Verwirrung. In dem Moment schien der Tod nicht so schrecklich.

Vater musste ähnlich gefühlt haben, denn er kroch aus der Grube und ging auf den Deutschen zu. «Entschuldigen Sie, darf ich der Dame helfen? Sie ist meine Schwägerin.»

Sogleich lief ich hinterher und bat: «Ich möchte auch helfen. Sie ist meine Tante.»

Der Deutsche starrte erst mich, dann wieder Vater an. Unsere Kühnheit überraschte ihn offensichtlich. Meine Angst war verschwunden, und irgendwie fühlte ich mich frei. Ich wusste, dass wir sterben würden. Dann können wir ebenso mit etwas Würde sterben, dachte ich. Mir war eigen tümlich zumute, fast so, als wäre ich betrunken. Vater sah mich an. In seinen Augen war Stolz.

Einen Moment lang spielte der Deutsche mit der Pistole in seiner Hand und taxierte uns. Ich glaubte, einen kleinen Funken von Bewunderung in seinem Blick zu entdecken. Die Nazis hatten ihnen eingebleut, die Juden wären feige Schafe, und hier bewiesen ein Vater und sein Sohn ihren Mut vor erhobener Waffe.

«Los, mach schon», dachte ich, «erschiess uns und mach ein Ende.» Doch der Deutsche hatte andere Pläne mit uns. Er nickte uns knapp zu und drängte uns mit der Pistole vorwärts.

Tante Lina zerrte immer noch an Jakobs Körper und sprach auf ihn ein. Ihre Umgebung, unsere Gegenwart nahm sie überhaupt nicht wahr. Vater ergriff Jakobs Beine, ich nahm seinen rechten Arm, und zusammen gelang es uns, ihn vom Boden hochzuheben.

«Ich habe ihm gesagt, er soll nicht so viel Wodka trinken», lächelte Tante Lina mich an, «jetzt müssen wir ihn nach Hause tragen.» Sie errötete.

«Du bist ein guter Junge, Solly. Du verstehst, dass ein Mann manchmal das Recht hat, sich zu betrinken.» Sie war völlig übergeschnappt.

Als wir im Hause waren, kamen sofort zwei Ärzte in weissen Kitteln und untersuchten Onkel Jakob. Doch die Kugel hatte ihn mitten ins Herz getroffen. Er sei schon tot gewesen, bevor er zu Boden ging, sagte einer von ihnen.

Wir wollten bei Tante Lina bleiben. Irgendwie schien es sicherer hier drinnen. Bestimmt, dachte ich, werden Krankenhäuser vom Internationalen Roten Kreuz geschützt. Doch der deutsche Offizier befahl uns, zurück zur Grube zu kommen.

Nach einer weiteren Stunde Arbeit, als wir schon bis zur Hälfte in dem Loch standen, kamen noch zwei Offiziere. Einer von ihnen schien einen höheren Rang zu haben und das Kommando zu führen. «Wir sind hinter dem Zeitplan», sagte er und sah auf seine Uhr. «Sperrt das Gebäude ab und brennt es nieder. Wir können es uns nicht leisten, dass sich Infekte ausbreiten.»

Zunächst begriffen wir nicht, was dieser Befehl bedeutete. Wir dachten, die Kranken und das Personal würden erst einmal evakuiert werden. Doch wir wurden brutal in die Wirklichkeit zurückgerissen: Die Litauer und die Deutschen umstellten das hölzerne Gebäude und begannen, die Türen von aussen zu verbarrikadieren. Mehrere Maschinengewehre wurden ringsum aufgestellt. Die Litauer gossen Benzin rings um das Haus herum.

Ich war sprachlos, kaum fähig, mich zu bewegen. Doch ich schaufelte weiter, rammte den Spaten in die Erde und schleuderte, so schnell es ging, die Erdbrocken hoch. Bestimmt würden sie das Gebäude nicht niederbrennen, mit all den Kranken, den Ärzten, den Schwestern darin. Bestimmt sind auch die Nazis nicht fähig, so etwas Barbarisches zu tun.

Dann kam der Offizier, der Onkel Jakob erschossen hatte, zur Grube herüber und deutete auf zwei ältere Männer. Er befahl ihnen, herauszukommen und übergab sie ein paar Litauern. «Werft sie da mit rein. Sie sind nutzlos.» Die beiden Männer sanken zu Boden und flehten um ihr Leben,

doch zur Antwort bekamen sie bloss Hiebe. Dann wurden sie zum letzten verbliebenen Eingang gezerrt und ins Haus gestossen.

In der Zwischenzeit liess der Deutsche seinen Blick über uns andere schweifen. Ausser Vater und mir waren es alles Männer zwischen zwanzig und dreissig Jahren. Ich schüttelte meine Angst ab und riss die Erde mit meinem Spaten auf, doch es war zu spät. Er blieb vor uns stehen. Seine Beine spreizten sich. Ich erstarrte. Meine Augen hingen wie hypnotisiert an seinen gebügelten Hosenbeinen, an seinen glänzenden schwarzen Stiefeln.

«He, ihr zwei Ritter der traurigen Gestalt, es ist Zeit, Tante Lina zu besuchen.» Er hatte sogar ihren Namen behalten! Stumm und wie benommen stieg Vater aus der Grube. Da erwachte mein Selbsterhaltungstrieb. «Bitte», rief ich, «wir haben Bescheinigungen von SA-Hauptsturmführer Jordan.» Hastig riss ich das Papier heraus. Vater warf mir einen erstaunten Blick zu. In seinen Augen war Mitleid, zugleich Hoffnungslosigkeit.

Wieder überraschte den Deutschen diese Dreistigkeit. Er betrachtete das Dokument mit zusammengekniffenen grünen Katzenaugen. Ich befürchtete, er würde es zerreißen, doch er schien sich eines Besseren zu besinnen. Befehl war Befehl. Wo wären die Nazis ohne ihren fanatischen Gehorsam?

Nachdem er auch Vaters Zertifikat kontrolliert hatte, befahl er uns, zu bleiben, wo wir waren. Vater sank zurück in das Erdloch und stürzte auf die Knie. Die Erleichterung hätte ihm fast das Bewusstsein geraubt.

Ich bemühte mich, stehenzubleiben. Meine Beine schlotterten, mein Herz schlug wie wild. Ich glaubte zu spüren, wie mir das Blut durch den ganzen Körper strömte. Wie gut das tat. Wie kurzlebig diese Begnadigung auch sein würde, wenigstens hatte ich uns beide vor einem schrecklichen Tod bewahrt.

Mehrere Fackeln wurden entzündet. Vor unseren schreckstarrten Augen wurden sie in die Benzinlachen geworfen, die donnernd explodierten. Blaue Flammen züngelten am trockenen Fachwerk des Hauses hoch.

Zuerst hörten wir das Gebrüll der Flammen, die sich ihren Weg durchs Gebälk frassen. Dann vernahmen wir die gellenden, fast unmenschlichen Schreie der Menschen drinnen, Schreie, die das Blut gefrieren liessen, und die sich mir für ewig in die Seele gebrannt haben.

Einige Ärzte und Krankenschwestern versuchten, durch die Fenster auszubrechen, und wurden im Kugelhagel der Maschinengewehre niedergemäht. Das waren die Glücklichen.

Irgendwann sah ich an einem der oberen Fenster eine Gestalt in einem weissen Kleid. Ich war sicher, dass es Tante Lina war. Doch als die anderen Fenster zersprangen, verschwand sie aus dem Blickfeld, und stattdessen quoll dichter schwarzer Rauch aus jeder möglichen Öffnung und hüllte das ganze Gebäude ein. Das Feuer verbreitete sich so schnell, dass bald das gesamte Haus eine einzige brüllende Fackel war. Die Hitze wurde immer stärker. Wir verkrochen uns in der Grube, die Deutschen und die Litauer zogen sich rasch zurück.

Ich dachte, ich hätte mich an den Anblick von Mord gewöhnt, doch das hier erschlug mich vollends. Ich presste die Fäuste gegen die Ohren und konnte doch nicht die fürchterlichen Schreie aus dem Gebäude verdrängen. Heulend fiel ich auf den Boden des Erdlochs. Ich konnte nicht mehr aufhören. Ich wollte nicht mehr aufstehen. Ich wollte, dass die Deutschen mich erschossen, jetzt und auf der Stelle.

Das war einer der wenigen Momente während des Krieges, in dem ich all meine Hoffnung verloren hatte und nur noch sterben wollte. Es gibt viele Arten zu sterben. Ich wusste, dass ich lieber durch eine Kugel sterben wollte, als lebendig verbrannt zu werden.

Die Balken brachen. Mit lautem Stöhnen stürzten nacheinander die einzelnen Teile des Hauses zusammen. Hitzewellen und Rauchwolken wälzten sich über die Grube hinweg. Wir hörten keine Schreie mehr. Stattdessen rochen wir verbranntes Fleisch. Vielen aus unserer Gruppe wurde übel.

Sogar die Deutschen und die Litauer standen stumm da. Niemand lachte oder redete. Die meisten von ihnen zogen Taschentücher heraus und hielten sie sich vor ihre Nasen. Vielleicht erkannten sogar sie die Ungeheuerlichkeit dessen, was sie soeben getan hatten.

Unsere Qual war noch nicht vorüber. Lange Kolonnen von Juden marschierten an uns vorüber auf dem Weg zum Tor. Unter ihnen waren viele Frauen mit Kindern, ältere Männer, Kranke. Man schickte sie auf die Strasse zum Fort IX.

Die Sonne war hinter den Wolken hervorgetreten. Als ich zum Himmel aufblickte, sah ich einen Schwarm Vögel Richtung Süden fliegen. Ich folgte ihnen mit den Augen, bis sie nur noch Punkte waren und schliesslich verschwanden.

Ein deutscher Melder auf einem Motorrad kam an und übergab dem Kommandoführer eine Mitteilung. «Also gut, ihr Drecksäcke», bellte der deutsche Offizier uns an, nachdem er den Brief gelesen hatte, «es wird Zeit, dass ihr euch euer Leben verdient!» Sie schickten uns zur Chirurgischen Abteilung. Mehrere Lastwagen fuhren am Eingang vor, und wir mussten helfen, die Patienten aufzuladen. Als alles geräumt war, wurden die Türen geschlossen, und die Laster fuhren den Berg hinauf zum Fort IX. Dann hatten wir die Alten aus dem Altenheim zu holen. Das Schlimmste war, die Waisen von der Kinderstation herauszubringen. Es waren mehr als zweihundert Kinder, begleitet von vielleicht zehn Lehrern und Pflägern. Alle wurden auf die Lastwagen geladen und fortgebracht. Es war schon später Nachmittag, als die letzte Gruppe davongefahren wurde.

Wir waren am Ende. Vater konnte sich kaum noch bewegen. Zwei junge Männer, die seit dem Morgen neben uns gearbeitet hatten, stützten ihn. Alle Häuser im Kleinen Ghetto waren jetzt leer. Die paar Juden, die nicht fortgeschickt worden waren, versammelten sich nahe der Brücke.

Schliesslich näherte sich der deutsche Offizier unserer Gruppe und befahl uns, zurück ins Grosse Ghetto zu gehen. Im Fortlaufen warf ich einen letzten Blick auf diesen Mann, der die Geschehnisse des Tages gelenkt hatte. Er stand da, die Hände in den Hüften, sein kalter Blick folgte uns über die Paneriubrücke. Ein Zittern durchlief mich bei der Erinnerung daran, wie ruhig er die Pistole gezogen und Onkel Jakob in den Rücken geschossen hatte, wie unbewegt er den Befehl gegeben hatte, das Krankenhaus niederzubrennen, wie ein dummes Papier, unterzeichnet von einem anderen Mörder, uns das Leben gerettet hatte.

Wenn ich die Augen schloss, sah ich immer noch Tante Lina, wie sie am Fenster stand.

«Wie sind wir da bloss hineingeraten?» schrie Kuki eines Tages. Wir hatten uns alle bei Chaim eingefunden, um ein paar Bücher auszutauschen und über die Lage zu reden. «Womit haben wir uns den Zorn und den Hass von ganz Europa zugezogen? Was haben wir denn bloss getan, dass ein Verrückter wie Hitler eines Tages entscheiden kann, uns auszulöschen, und die ganze christliche Welt nimmt das einfach hin? Das ergibt doch

keinen Sinn.» Wir waren sicher, über jedes Thema der Welt mit Chaim reden zu können und dass er immer eine Antwort wusste.

«Im Gegenteil», erwiderte er, «das ergibt sehr viel Sinn. Wie konnte das geschehen, dass ein Mann wie Hitler und seine Bande die Juden so sehr hasst? Viele werden euch erzählen, dass wir nichts als gewöhnliche Sündenböcke sind, aber das stimmt nicht. Sie hassen uns wirklich, mit aller Leidenschaft und Gnadenlosigkeit. Und das ist darauf zurückzuführen, dass die christlichen Kirchen ihren Gläubigen seit Generationen einimpfen, die Juden zu hassen. In den Anfängen des Christentums sahen sie in der jüdischen Religion eine Rivalin, die ihren Zugriff auf die Massen in Rom und im Römischen Reich untergraben könnte. Später, als die Nizäaner das Neue Testament vervollständigt hatten, ergänzten sie es gleich um Hunderte von antisemitischen Passagen, in denen die Juden als niederträchtige und habgierige Wesen beschrieben wurden, die obendrein verantwortlich waren für den Tod von Jesus Christus, Gottes Sohn. Sie setzten die Juden mit Judas gleich, der Christus für dreissig Silberlinge verkauft haben soll. Das geschah in den frühen Jahren des Christentums, mit dem Ziel, die Juden ins Unrecht zu setzen, damit die Heiden vom Judentum abliessen und Christen wurden. Wenn die Apostel, die ja selber Juden waren, gewusst hätten, wohin ihre Lehre führte, ich bin sicher, sie hätten sich mit Entsetzen abgewandt von dieser Propaganda.»

## 8

«Der Schlächter Rauca ist hier und inspiziert das Ghetto.» Mit bleichem Gesicht kam Vater nach Hause. Rauca, der Fima und mich aus der «Studierten Brigade» herausgehalten hatte, war der für jüdische Angelegenheiten zuständige Gestapo-Offizier. Er war es, der die Befehle für alle bisherigen Aktionen im Ghetto gegeben hatte.

«Es sieht schlecht aus», sagte Vater, «Rauca hat dem Ältestenrat bekanntgegeben, dass die Deutschen beschlossen haben, die arbeitende Bevölkerung vom Rest zu trennen. Alle Juden sollen am Dienstag, dem 28. Oktober 1941, zum Zählappell auf dem Demokratuplatz antreten.» Das war der grösste Platz auf dem Ghettoanlage. Niemand durfte an diesem Tag das Ghetto verlassen. Wer zu Hause angetroffen würde, sollte erschossen werden.

Am Sonntagnachmittag besuchten Kuki und ich Lena. Sie erwartete uns schon auf der Treppe. Ohne ein Wort nahmen wir einander in die Arme. Wir wussten, dass wir wohl bald durch einen Kugelhagel im Fort IX laufen würden und konnten unsere Tränen nicht zurückhalten. Da waren noch so viele Bücher, die gelesen werden wollten, Filme, Heiraten, Kinder, eine ganze Welt noch zu entdecken ...

Niemals werde ich die stille Trauer in Lenas Gesicht vergessen, als wir uns verabschiedeten, und wie sie auf den Stufen stand, in der Dämmerung, wie sie uns nachsah.

Abends öffneten wir zu Hause alle Dosen, die noch aus Anuschkas Geschäft übrig waren. Wir gönnten uns ein üppiges Abendessen. Später kamen ein paar unserer Verwandten vorbei. Auch Kukis Mutter besuchte uns, Vera Schor. Vor dem Krieg war sie eine elegante Frau gewesen. Jetzt wirkte sie sorgen verzehrt. Kuki war mit einer Brigade unterwegs, die auf dem zerstörten Alexotas-Flughafengelände einen Stützpunkt für die deutsche Luftwaffe baute. Eigentlich hätte ich diese Arbeit übernehmen sollen, in Vertretung für meinen Onkel Isaak, der völlig erschöpft war. Aber Kuki, der keine Jordan-Bescheinigung besass, war ständig auf der Suche nach Arbeit, und darum ging er an meiner Stelle. Die Brigade war noch nicht von der Tagesschicht zurückgekehrt.

«Was, wenn man sie einfach erschossen hat?» fragte Kukis Mutter immer wieder. «Was, wenn sie nicht rechtzeitig zum Zählappell zurück sind?»

Vater versuchte, sie zu beruhigen. «Die Flughafentarbeiter sind wichtig», sagte er. «Vielleicht sollen sie absichtlich von der Aktion ausgenommen werden.» Doch in jener Nacht klang jeder Trost hohl. Manche sprachen von Widerstand und davon, die Deutschen mit blossen Händen zu bekämpfen. Doch alle wussten, dass das vergeblich sein würde.

Wir gingen früh zu Bett. Der nächste Tag würde lang werden und kalt. Wir würden all unsere Kraft brauchen. Doch schlafen konnte keiner so recht.

Lange, bevor es dämmerte, kochte Tante Anuschka heissen Kaffee-Ersatz, während wir anderen uns warm anzogen. Als ich mich von Tante Anuschka verabschiedete, musste ich weinen. Mir war klar, dass sie ohne Jordan-

Bescheinigung die geringsten Überlebenschancen hatte. Und ich hatte sie doch so lieb. Sie sah mich an und lächelte.

«Mach dir keine Sorgen, Liebes», sagte sie und gab mir einen Kuss, «heute abend sehen wir uns wieder.»

Bevor wir gingen, sah ich noch einmal zurück in den schäbigen Raum, der unser Zuhause gewesen war. Plötzlich sah er unglaublich freundlich aus, fast gemütlich. Wenn ich mich doch nur in mein warmes Bett kuscheln und schlafen könnte, schlafen für immer... Dann fiel mein Blick auf ein Buch, das ich gerade las: Gogols «Mantel». Ohne nachzudenken, schob ich es unter meinen Pullover. Ich weiss nicht, warum.

Frost lag über den Strassen, die Felder waren in Nebel getaucht. Es würde ein kalter Tag werden. Ich zog mir die Klappen meiner Ledermütze über die Ohren.

Hunderte von Menschen kamen aus den Häusern ringsum. Im Halbdunkel des frühen Morgens sahen sie aus wie Gespenster. Manche hielten Kerzen in den Händen, die ein schauriges Licht auf ihre Gesichter warfen. Viele trugen kleine Kinder auf dem Arm oder schoben Kinderwagen durch die sandigen Strassen. Manche stützten ihre alten Eltern, andere schlepten Kranke auf Bahren. Keiner wollte zu Hause angetroffen und erschossen werden. Bald hörte ich ein merkwürdiges Summen. Als ich genau hinhörte, erkannte ich: Es waren gesummte Psalmen.

Ich dachte an Kuki. Ich dachte an Lena. Ihr Onkel arbeitete bei der jüdischen Ghettopolizei. Hoffentlich würde er sie beschützen. Warum sind wir nicht weggelaufen von diesem fürchterlichen Ort, als wir noch die Möglichkeit dazu hatten? In einem Moment sah ich mich in Gräber voller Toten fallen, im nächsten sah ich uns alle zu Hause und in Sicherheit. Immer wieder berührte ich die Jordan-Bescheinigung in meiner Tasche. Wellen der Angst schlugen über mir zusammen.

Am Demokratuplatz wies uns ein jüdischer Polizist zu unserer Versammlungsstelle. Wir hatten uns blockweise aufzustellen, je nach Arbeitsstelle des Familienoberhauptes. Ein Mann in der ersten Reihe trug ein Schild. Darauf stand auf deutsch: Ghetto-Verwaltung. Vorn waren die Mitglieder des Judenrats und Polizisten mit ihren Familien. Wir anderen stellten uns hinter ihnen an. Man hatte uns befohlen, Zehnerreihen zu bilden. Wir wa-

ren nur zu viert, darum schloss sich uns eine andere Familie an, eine Frau mit ihren zwei Kindern und ihren Eltern. Die Frau arbeitete zusammen mit Vater im Versorgungsdepot.

«Wo ist dein Mann, Rachel?» fragte Vater.

«Er ist gestern morgên zum Flughafen gegangen und noch nicht zurück.» Ängstlich sah sie sich um. Vielleicht hat Kuki sich richtig entschieden, dachte ich neid voll.

Je näher die gesetzte Frist rückte, desto mehr Menschen strömten auf den Platz. Ein grosser Mann kam auf unseren Block zugelaufen und rannte die Reihen ab. Sein alter Mantel war voller Schlamm. Vater erkannte ihn als erster. «Mosche! Hierher!» rief er. Der Mann kam herbeigerannt und umarmte Rachel.

«Gott sei dank, dass ich euch finde», keuchte er, «wir sind schon über den ganzen Platz gerannt auf der Suche nach unseren Familien. Wir mussten zwei Schichten am Flughafen durcharbeiten. Die Nachtschicht durfte nicht mehr aus dem Ghetto. « Er war völlig ausser Atem. Sein Gesicht war grau und ganz eingefallen, die verdreckten Kleider stanken nach saurem Schweiss und Urin. Er sah aus wie ein alter Mann.

Bei Tagesanbruch stand die gesamte Ghettobevölkerung ordentlich aufgereiht da. Mehr als 28'000 Männer, Frauen und Kinder warteten, dass die deutschen Henker ihr Frühstück beendeten.

Eine Stunde verging. Zwei Stunden vergingen. Ein paar Schneeflocken schwebten herab. Die Kälte kroch in meine Finger und Zehen. Wir blieben stehen und warteten. Bald taten mir die Beine genauso weh wie die Finger und Zehen. Ringsum hörten wir Babies weinen. Kinder baten ihre Eltern um Essen. Viele begannen wieder, Psalmen zu sprechen. Die melancholische Melodie breitete sich aus unter den Verdammten auf dem Platz. Hier und da verloren Greise das Bewusstsein. Ihre Familien bemühten sich, sie zu halten.

Endlich, gegen zehn Uhr, legte sich ein neues, merkwürdiges Geräusch über den Platz. Es erinnerte mich an den Wind, wie er durch die Baumspitzen fuhr. Doch es war der tausendmündige Seufzer beim Anblick der deutschen und litauischen Soldaten, die sich nun rings um den Platz aufstellten. Sie waren mit Maschinengewehren bewaffnet und sahen grimmig aus. Viele der Litauer schienen betrunken zu sein.

Dann näherten sich uns zwei Erscheinungen in strahlend neuen Uniformen und glänzenden Stiefeln: Ghettokommandant Jordan und Rauca. Der Ge-

stapomann baute sich vor unserem Block auf und begann ohne weitere Zeremonie mit seinem blutigen Geschäft. Die ganze erste Reihe, die Mitglieder des Judenrates und die Ghettopolizei, wurden mit ihren Familien auf die linke Seite geschickt, wo ein Bereich gekennzeichnet war. Danach kamen alle anderen Beschäftigten der Ghetto-Institutionen mit ihren Familien an die Reihe. Viele von ihnen wurden nach links geschickt, manche nach rechts. Bald zeigte sich, dass vor allem ältere Menschen und Frauen auf die rechte Seite geschickt wurden, ausserdem Kinder, darunter viele Jungen in meinem Alter.

Anfangs schien Rauca noch die Bescheinigungen der Arbeiter zu beachten und schickte deren Familien nach links. Doch bald schon riss er Familien auseinander. Die düstere Stille, die bisher über der Menge lag, wurde nun zerrissen von erschütternden Schreien. Manchmal versuchte jemand, zu seinen Lieben zu gelangen, doch die litauischen Wachen schlugen sie mit den Kolben ihrer Gewehre zurück. Einige, die nach rechts gehen sollten, zeigten Rauca ihre Jordan-Bescheinigungen. Er riss sie ihnen bloss aus den Händen und warf sie in den Dreck. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Vor meinen Augen wurde das lebensrettende Dokument plötzlich wertlos. Es war klar, welche Gruppe leben und welche sterben sollte. Im Genick spürte ich den kalten Atem des Todes.

Ich dachte, wenn ich es mir nur stark genug wünschte, könnte ich vielleicht die Zeit anhalten und für einen kurzen Moment zurückkehren in die Vergangenheit ...*der Schneemann auf dem Hügel... da sitzt Sugihara an unserer Tisch und hebt das Glas zum Trinkspruch... hier ist Onkel Melech, seine dunklen Augen lachen mich an. Komm, Solly, mein Junge, komm mit mir nach Palästina. Aber da ist mein Vater, er schüttelt den Kopf. Ein fanatischer Zionist, ein unrealistischer Träumer...*

Unsere Kolonne rückte vorwärts. Ich begann zu beten. Gott, gib uns ein wenig mehr Zeit, nur ein wenig mehr Zeit. Das rote Gesicht, blassblaue Augen, den rechten Arm erhoben, als würde er ein Orchester dirigieren – so stand Rauca vor unserem Block. Drei Reihen, zwei Reihen, eine Reihe noch vor uns. Links... rechts... links... Ich konnte die Schreie der auseinandergerissenen Familien nicht mehr ertragen. Mein Herz hörte auf zu schlagen. Ich ertrank in meiner Angst.

Dann standen wir vor ihm. Seine Augen taxierte uns gleichgültig. Er

schien gelangweilt. Mit dem Finger zeigte er auf Mosche und seine Familie. «Du da! Drecksack!» sagte er, «du und der Rest von deinem Müll, ab nach rechts.»

Mosche neben mir zitterte wie Espenlaub. Todesqualen eines Tieres. Mir wurde übel. Ich dachte, ich müsste Rauca mein Frühstück vor die Füße kotzen. Wie festgewachsen stand ich auf der Stelle, als Mosche und seine Familie abzogen.

Raucas behandschuhte Rechte schoss auf mich zu. Sein Daumen reckte sich und zeigte in dieselbe Richtung. «Du auch», zischte er. Zwei Wörter bloss. Es hätten genausogut Gewehrkerne sein können. Ich zitterte, wie eben noch Mosche. Der war nur wenige Schritte entfernt. Jetzt drehte er sich um. Unsere Blicke begegneten sich.

«Er ist nicht mein Sohn», sagte Mosche ruhig, «er gehört zu dieser Familie. « Damit zeigte er auf meinen Vater.

Vater, Mutter und Fanny, die noch eben genauso hypnotisiert waren wie ich, wachten plötzlich auf. Alle redeten auf einmal. «Er gehört zu uns. Er ist unser Kind. « Zugleich zog ich meinen Handschuh aus und gab Rauca meine Jordan-Bescheinigung. Er blinzelte. Wenn ich ein Gewehr gehabt hätte, dann hätte ich ihn erschossen. Vielleicht dachte er dasselbe.

Aber er war schon mit der Reihe hinter uns beschäftigt. Wie in Trance bewegte ich mich nach links, hinter meiner Familie her. Fanny zog mich mit aller Kraft. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Mosche und seine Familie von den Litauern geschlagen wurden. Ich drehte mich um. Mosches älterer Sohn sah mich an. Er war so alt wie ich. Ein Vorwurf lag in seinem Blick.

Fannys entsetzlicher Schrei weckte mich am nächsten Morgen. Ich setzte mich im Bett auf und sah noch, wie sie sich an der Fensterbank festklammern wollte. Dann gaben ihre Knie nach und sie fiel zu Boden.

Wir stürzten zum Fenster. Im grauen Licht der Morgendämmerung sahen wir eine endlose Kolonne Menschen den Berg hinaufgehen in Richtung Fort IX. Eine kilometerlange Menschenschlange. Das hatte nichts von der Grausamkeit der vielen blutigen Szenen, die ich bisher gesehen hatte, und war dennoch tausendmal schlimmer.

Eine unerklärliche Kraft trieb uns zum Ghettozaun, wo schon andere sich versammelt hatten. Bewaffnete Litauer säumten beide Seiten der Strasse,

so weit das Auge sehen konnte, bereit, jeden zu erschiessen, der zu fliehen versuchte. Es ist unmöglich, die Klagen jener zu beschreiben, die ihre Verwandten erkannten. Die Kolonne war so lang, dass der Todesmarsch vom Tagesanbruch bis mittags dauerte. Doch wir ertrugen es nicht so lange und stolperten vorher davon.

Zu Hause schlüpfte ich ins Bett, ohne mich auszuziehen. Trotzdem froh ich. Schreie weckten mich auf, und ich wusste erst nicht, wo ich war. Ich fand die anderen am Fenster und verstand. Obwohl das Fort Neun mehrere Kilometer entfernt lag, hörten wir das unmissverständliche Geknatter von Maschinengewehren.

Die nächsten zwei Tage waren die schrecklichsten seit Beginn des Krieges. Die Überlebenden im Ghetto liefen umher wie Wahnsinnige, suchten nach Verwandten und Freunden, hielten sich die Ohren zu, um dem fürchterlichen Geräusch der Maschinengewehre zu entkommen, das vom Fort IX herüberwehte. Die Schüsse, mal schwächer, mal lauter, hörten nicht auf, Stunde auf Stunde, Tag und Nacht.

Eine Zeitlang hoffte ich noch, dass Lena und Kuki vorbeikommen würden. Aber nichts geschah. Ich wusste, dass ich den gefürchteten Schritt tun und sie aufsuchen musste. Am dritten Morgen nach der «Grossen Aktion» gingen Vater und Onkel Jochil wieder zur Arbeit. Ich verliess das Haus mit ihnen.

Auf meinem Weg zu Lena lag Avivas Haus. Ich hatte sie und sogar Chaim über all den fürchterlichen Ereignissen völlig vergessen. Die Tür war nur angelehnt. Ich klopfte ein paarmal, aber niemand antwortete. Meine Beklommenheit wuchs. Vorsichtig schob ich die Tür auf. Im Halbdunkel erkannte ich Chaim. Er sass auf Avivas Bett und starrte vor sich hin. Sein Kopf war mit einem blutigen Stück Leinen verbunden. Er hatte mich nicht bemerkt. Starr sass er da. Ich schüttelte ihn. Endlich drehte er den Kopf und sah mich an mit einem merkwürdigen Blick.

«Ich hätte mit ihnen gehen sollen», murmelte er, «statt mich zu verstecken. Vielleicht hätte ich sie retten können.» Seine Stimme war so leise, dass ich ihn kaum verstand. Mir sank das Herz. Ich verstand, worüber er sprach. Schlagartig erkannte ich, wie wichtig mir Aviva geworden war. Chaim erzählte mir, dass er sich unter einem Bücherstapel versteckt hatte.



Das Fort IX vor der Stadt Kaunas. Es gehörte zu einer Festigungsanlage, die der russische Zar Nikolaus I. im 19. Jahrhundert gegen die Deutschen hatte erbauen lassen.

Als die Deutschen kamen, schossen sie in den Stapel hinein, ohne ihn zu entdecken. Glücklicherweise hielten die Bücher das meiste ab, so dass ihn bloss eine Kugel streifte. Jetzt war er allein auf der Welt und hatte niemanden mehr, der für ihn sorgte. Ich versprach ihm, bald wiederzukommen, und stürzte hinaus.

Vor Lenas Haus angekommen, fand ich die Tür verschlossen. Mit zitterndem Herzen stand ich draussen, wagte nicht zu klopfen.

Plötzlich sah ich, wie sich hinter dem Vorhang etwas bewegte. Mit einem Freudenschrei sprang ich die Stufen hinauf und stürzte ins Haus, bereit, mich in Lenas Arme zu werfen. Doch ich sah mich ihrer Tante gegenüber, die erschrocken zurücksprang. Hinter ihr im Bett lag Grünblat, der Polizist, Lenas Onkel, einen Verband um den Kopf gewickelt. Er war leichenblass. Als er mich sah, versuchte er aufzustehen.

«Nicht, Liebling», hielt seine Frau ihn zurück, «du sollst im Bett bleiben, hat der Arzt gesagt.»

Stöhnend sank er zurück. «Ich habe alles versucht, sie zu retten», stiess er hervor und begann zu weinen. «Ich hatte es fast schon geschafft. Doch sie haben mich zusammengeschlagen. So viele habe ich gerettet an diesem Tag, und als es um mein eigen Fleisch und Blut ging...»

Mein Herz hatte ausgesetzt. Er versuchte, sich unter Kontrolle zu halten, doch sein Gesicht war eine Maske aus Schmerz. «Dieses verrückte Mädchen. Selbst Rauca wollte sie retten. Selbst dieser Schlächter bemerkte ihre Schönheit. ‚Du bist viel zu schön, um mit den anderen zu gehen.‘ Ich habe es mit eigenen Ohren gehört. Aber dieses verrückte Mädchen liess sich nicht davon abbringen, ihre Familie in den Tod zu begleiten. Arme schöne Lena, sie hätte ihr Leben retten können.» Unter Schluchzen brach er zusammen.

In meinem Kopf schwirrte es. Ich glaubte, das Bewusstsein zu verlieren. Lenas Tante brachte mir einen Stuhl und ein Glas Wasser.

«Ich habe noch weitere Hiobsbotschaften für dich», sagte Herr Grünblat und vermied es, mich anzusehen: «Dein Freund Kuki war bei ihnen.»

«Nein, nein!» schrie ich und sprang vom Stuhl auf. «Sie irren sich. Kuki war am Flugplatz. Wie hätte er bei Lena sein sollen? Er musste doch seine Eltern finden.» Ich weigerte mich, zu glauben, was meine Ohren hörten.

«Es war ein schreckliches Durcheinander. Die Flughafenarbeiter liefen herum auf der Suche nach ihren Familien. Sie haben die Tagesschicht 24 Stunden lang durcharbeiten lassen, sie waren erschöpft und verdreckt, und als sie ankamen, hat dieser Bastard die meisten von ihnen ins Fort geschickt!»

Die Bedeutung seiner Worte traf mich wie ein Blitzschlag. Lena und ihre Familie mussten in den Tod gehen, weil Kuki bei ihnen aufgetaucht war. Und was viel schlimmer war: Eigentlich hätte ich in der Flughafenbrigade sein sollen. Grünblat sah mich mitleidig an. Er hatte wohl meine Gedanken erraten.

«Es lag nicht an Kuki, Solly. Rauca hat die meisten auf die schlechte Seite geschickt, die keinen Mann als Familienoberhaupt bei sich hatten. Es tut mir so leid, Solly. Ich weiss, wie nah ihr drei euch gewesen ward.»

Ich kann mich nicht daran erinnern, das Haus verlassen, geschweige denn, mich verabschiedet zu haben. Das nächste, was ich wieder weiss, ist, dass Lenas Tante mich auf der Strasse anhielt. Sie hatte ein kleines Bild von Lena dabei. «Ich bin sicher, sie möchte, dass du es bekommst», sagte sie. Die Tränen rannen ihr übers Gesicht. Es war ein hübsches kleines Bild, erst ein, zwei Jahre zuvor angefertigt. Lena sah genauso aus, wie ich sie aus der Zeit vor der Invasion in Erinnerung hatte, vor Millionen von Jahren, auf einem anderen Planeten. Ich konnte es kaum ertragen, das Bild anzusehen.

Es war alles meine Schuld. Wenn ich nicht Kuki zu ihr gebracht hätte, wäre sie noch am Leben. Und ebenso Kuki, denn eigentlich hätte ich an seiner Stelle sein sollen. Ich war derjenige, der im Fort IX hätte sein sollen.

Ich wusste, dass ich zu seinen Eltern gehen sollte. Aber ich hielt den Gedanken an ihren Anblick nicht aus. Von überall her hörte ich die schauerlichen Klagen derer, die ihre Familien verloren hatten. Ich fühlte mich schuldig, noch unter den Lebenden zu sein. Ich ging an den Häusern entlang. Aus jedem klang der Kaddisch: Die Toten beteten für die Toten.

Eine Woche nach der «Grossen Aktion» gingen die meisten wieder zur Arbeit. Was den Drohungen von Jordan und Rauca nicht gelang, schaffte der Hunger. Alle Brigaden, vor allem die der Flughafenarbeiter, mussten neu zusammengestellt werden, weil so viele fehlten. Die Aufseher erwarteten, dass die Arbeit gemacht wurde, ob die Arbeiter nun tot oder am Leben waren. Darum füllten sie die geschrumpften Kolonnen mit Leuten auf, die sie von der Strasse herbeigezerrt hatten.

Immer öfter arbeitete ich jetzt im Versorgungsdepot, weil ich nicht zum Flughafen geschickt werden wollte. Ich hatte kaum genug Kraft, auch nur die einfachsten Dinge zu erledigen. Fast täglich besuchte ich Chaim und brachte ihm etwas zu essen, wann immer ich konnte. Ohne Aviva und ihre Mutter lebte er bloss von seinen Rationen. Er stand vor dem Verhungern. Avivas Tod bedrückte ihn unendlich. Kuki und Lena vermisste er beinahe so sehr wie ich. Manchmal sprachen wir über die Bücher, die er mir ausgeliehen hatte, doch er war nicht wirklich bei der Sache. Nun durfte ich die Bücher behalten, solange ich wollte. Abends, wenn alle schliefen, sass ich in meiner Ecke und las, in eine Decke gehüllt, im schwachen Licht von Kerzen, die Fanny ab und zu von der Arbeit mitbrachte.

Eines Nachts, während ich noch las, hörte ich ein leises Klopfen am Fenster und dann noch drei Klopfer. Mir blieb das Herz stehen. Das war das Zeichen, das Kuki und ich verabredet hatten. Entweder hatte Kuki es jemandem verraten, oder draussen stand sein Geist. Niemand war je dem Fort IX entkommen.

Leise, um keinen aufzuwecken, schlich ich mich aus dem Haus. Da stand er im Mondlicht. Eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Er hatte einen viel zu grossen Mantel an und trug einen albernen Fellhut. Er sah fürchterlich aus, er stank zum Erbrechen, aber es war Kuki. Er selbst. Er rang sich ein Lächeln ab, und sein Gesicht zerknitterte. Wir fielen einander in die Arme und heulten.

«Wie?» fragte ich. «Wie, um Gottes willen? Was ist passiert? Wie hast du das geschafft?» Dann durchfuhr es mich wie ein Schlag. «Und... Lena? Was ist mit Lena?» In seinem Gesicht zuckte es. Er schüttelte den Kopf.

schüttelte den Kopf. Beide sanken wir auf die Stufen und weinten haltlos. Endlich riss ich mich zusammen. «Es ist kalt hier draussen. Komm rein.» «Nein!» sagte er hastig. «Keiner braucht mich zu sehen. Wenn die Deutschen herausfinden, dass ich fliehen konnte, sind sie hinter mir her. Nicht mal meine Eltern wissen Bescheid!»

Den ganzen Tag über hatte er sich in einer verlassenen Baracke am anderen Ende des Ghettos versteckt. Ich holte etwas Brot und eine halbe Kartoffel nach draussen, die ich für den nächsten Tag aufgehoben hatte. Er ass schnell und mechanisch.

Wir beschlossen, dass es das Sicherste wäre, ihn zuerst zu Chaim zu bringen. Wir machten uns auf den Weg und schlüpfen bei ihm ins Haus. Als ich Chaim wachrüttelte, starrte er mich verwirrt an. Dann fiel sein Blick auf Kuki. Schlagartig richtete er sich auf.

Nachdem wir uns alle ein wenig beruhigt hatten, besprachen wir die Lage. Chaim schlug vor, dass wir die Nacht bei ihm verbringen sollten. Am nächsten Morgen würde ich dann zu Kukis Eltern gehen und ihnen die gute Nachricht schonend beibringen.

Auf seinem Petroleumofen wärmte Chaim etwas Wasser auf. Dann halfen wir Kuki, sich zu waschen. Ein merkwürdiger Geruch durchdrang seine Kleider und klebte an ihm selbst. Es war ein Geruch, den ich in den kommenden Jahren noch allzu gut kennenlernen sollte.

Chaim gab ihm ein paar Kleider, die Avivas Vater gehört hatten, und schlug vor, etwas zu schlafen. Doch wir wussten alle drei, dass an Schlaf nicht zu denken war, bevor Kuki nicht seine Geschichte abgeladen hatte. Es war ihm anzusehen, dass etwas Entsetzliches auf seiner Seele lastete. Mehrmals versuchte er zu beginnen. Er kämpfte, es war schmerzvoll, und wir konnten ihm nicht helfen.

Endlich, nachdem er zehn Minuten schweigend dagesessen hatte, vor- und zurückgerutscht war, als würde er versuchen, einen bösen Geist aus seinem Körper zu vertreiben, endlich fing er an, seine Geschichte zu erzählen, mit einer fremden, gedämpften Stimme. Als würde ein anderer sprechen.

«Es war grau auf dem Weg zurück vom Flughafen. Der Himmel war grau, die Häuser, sogar die Menschen in unserer Kolonne sahen grau aus. Niemand sagte etwas. Wir waren zu müde, um zu reden. Das Einzige, was

man hörte, waren die Wachen, die uns beschimpften, wenn wir zu langsam gingen.

Als die Nachtschicht nicht zur Ablösung erschien, begriffen wir, dass die Aktion schon begonnen hatte. Irgendwie gab mir das die Hoffnung, dass wir vielleicht dem entkommen konnten, was auch immer da im Ghetto vor sich ging. Doch dann liessen sie uns zurückmarschieren. Zunächst sahen wir nicht eine Menschenseele. Das Ghetto war wie ausgestorben. Aber dann kamen ein paar einzelne Deutsche und zwangen uns, den ganzen Weg bis zum Demokratuplatz zu laufen. Als wir da um die Ecke bogen, breitete sich vor unseren Augen eine unwirkliche Szene aus. Es war wie ein riesiges Gemälde. Der Platz quoll über vor Menschen. Nebel stieg über ihren Köpfen auf. Alle standen in Reih und Glied, wie Soldaten. Niemand rührte sich, niemand sprach. Grabesschweigen. Jeder Einzelne schien auf einen einzigen Punkt zu starren, auf eine Gruppe deutscher Soldaten, die vorn standen. Jeder schien auf etwas zu warten.

Anfangs versuchte ich noch, meine Eltern zu finden. Aber das war unmöglich. Dann stieg ein Keuchen aus der Menge auf. Ich drehte mich um und sah, wie eine Gruppe deutscher Offiziere auf den Platz kam. Rauca war da. Die Selektion sollte beginnen. Die Wachen stiessen uns in die nächste Gruppe. Plötzlich fiel mein Blick auf ein bekanntes Gesicht. Ich konnte es kaum fassen. Direkt vor mir standen Lena und ihre Familie. Im selben Augenblick drehte Lena sich um. ‚Kuki!‘ rief sie aus. ‚Ach, Kuki! Du bist hier!‘ Sie begann zu weinen. Und ich, ich brachte kein Wort heraus.»

Kuki unterbrach sich und sah mich an, Tränen in den Augen.

«Sie war so wunderbar, so wunderbar. Und sie hat dich geliebt, weisst du...»

Ein Stich fuhr mir durchs Herz.

«Es hat fast den ganzen Tag gedauert, bis unsere Gruppe vor Rauca stand», fuhr Kuki fort. «Lena hing an meinem einen Arm, ihre Schwester Rachel am anderen. Es war längst klar, dass die rechte Seite die schlechte war. In unserer Gruppe wurden die meisten nach rechts geschickt. Als wir dran waren, liess Rauca nur seinen Stock nach rechts schwingen. Unser Todesurteil. Ich wollte schreien, dass da ein Fehler vorläge, dass wir jung seien und arbeiten könnten. Aber ich schrie bloss in Gedanken. Dann sah Rauca Lena. Er hielt unsere Reihe an, zog sie heraus und befahl ihr, nach links zu gehen. ‚Du bist viel zu schön zum Sterben‘ sagte er. Doch Lena

schüttelte nur stolz ihren Kopf und antwortete, sie wolle das Schicksal ihrer Familie teilen.» Hier sah Kuki wieder auf mich. Tränen liefen ihm übers Gesicht.

«Ich weiss, es klingt unglaublich. Aber ich schwöre dir, so war es. Wir versuchten, sie in die Richtung zu drängen, in die Rauca sie schicken wollte, aber sie hörte nicht auf uns.

Plötzlich erschien hinter den Reihen ihr Onkel, der Polizist. Er griff den Arm von Frau Grünblat und schob uns nach links. Bloss ein paar Meter trennten uns noch von denen auf der ‚guten‘ Seite. Wir waren schon fast gerettet. Bloss ein paar... gottverdammte... Meter! Dann hörten wir den verhängnisvollen deutschen Befehl. ‚Halt! Wo wollt ihr hin? Zurück! Treibt sie zurück!‘ Ein deutscher Soldat kam herbeigerannt und richtete seine Pistole auf Grünblat.

‚Bitte‘, flehte Grünblat den Deutschen an. ‚Es ist meine Familie. Meine Familie.‘

‚Halt die Schnauze, du Schweinehund‘, brüllte der Deutsche und schlug ihm den Griff seiner Pistole über den Schädel. Grünblat fiel zu Boden und hielt sich den Kopf. Blut floss zwischen seinen Fingern. Einige andere jüdische Polizisten trugen ihn davon. Ich weiss nicht, was mit ihm passierte. Wir waren so nah an der Rettung, so nah... « Er wischte sich flüchtig übers Gesicht. Dann sprach er weiter.

«Nachdem Rauca uns nach rechts geschickt hatte, wurden wir von Dutzenden deutscher und litauischer Polizisten umzingelt. Sie trieben uns fluchend im Dauerlauf in Richtung Kleines Ghetto. Wer zu krank oder zu alt war, um mitzukommen, wurde vor unseren Augen niedergeschlagen und getreten. Wir rannten, so schnell wir konnten, um ihren Schlägen zu entkommen. Wir hielten uns an den Händen. Einige wagten es, zur ‚guten‘ Seite hinüberzulaufen, doch fast alle bezahlten das mit dem Leben. Nur der jüdischen Polizei war es möglich, einige Familien zurück in Sicherheit zu holen. Die Deutschen haben das gesehen, doch sie erlaubten ihnen, die paar Leute zu retten. Keiner weiss, wieso. Egal, für sie werden andere dran glauben müssen. Wir hatten das Pech, dass es bei uns mit dem Retten nicht geklappt hat.

Kaum hatten wir das Kleine Ghetto erreicht, liessen die Wachen uns los. Jeder beeilte sich, ein leeres Haus zu erobern. ‚Sie bringen uns nicht ins Fort‘, sagte einer zum andern, ‚sie bringen uns nicht ins Fort!‘ Ein Fünkchen Hoffnung begann in uns aufzuflammen. Vielleicht wollten sie tat-

sächlich nur die Bevölkerung teilen. Das dachte auch Frau Grünblat. Sie wollte so schnell wie möglich eine Bleibe suchen. ‚Ich glaube, Kinder, das Schlimmste haben wir hinter uns‘, hat sie gesagt.

Wir brauchten mehr als eine Stunde, bis wir am Ende des Ghettos endlich einen Ort zum Schlafen fanden. Lena lag neben mir. Ich spürte, wie sie zitterte, vor Angst und vor Kälte. Nach einer Weile fragte sie flüsternd, ob ich noch wach wäre. Ich versuchte, sie zu beruhigen, sie zu wärmen, aber sie wollte reden.

‚Kuki, was geschieht mit uns? Sie werden uns morgen töten, nicht wahr?‘ Ich sagte ihr, dass ich es nicht wusste. ‚Hier sind so viele Menschen, sagte ich, ‚ich glaube nicht, dass sie so viele Menschen auf einmal töten können.‘ Ich versuchte, überzeugend zu klingen.

‚Warum hassen sie uns so sehr? Verstehst du das?‘

Ich erklärte ihr, was Chaim uns gesagt hatte, aber das hatte sie ja selber gehört. Und was machte das schon für einen Unterschied? Ich versuchte, irgendetwas Tröstendes zu sagen, aber ich war viel zu erschöpft. Ich glaube, als ich längst eingeschlafen war, flüsterte Lena immer noch im Dunkeln. Ich weiss nicht, wie lange wir geschlafen haben. Mir kam es so vor, als hätte ich gerade erst die Augen zugemacht, als ich die Schüsse und Schreie hörte. Es klang, als käme es aus einiger Entfernung. In dem Zimmer rührte sich nichts. Jetzt müssen wir sterben‘, dachte ich. Mein Herz schlug wie wild. Dann fing im Zimmer nebenan eine Frau an zu klagen. Lena setzte sich auf und sah mich an. In ihren Augen war Panik. Die Schüsse und Schreie kamen näher. Nebenan fingen die Männer an, Psalmen zu singen.

Jetzt wachten die anderen auch auf. Frau Grünblat zog den kleinen Vova zu sich. Rachel hielt sich die Ohren zu und begann zu schreien. Es war, als würde eine riesige Flutwelle auf uns zurasen, um uns unter sich zu begraben. Nur Lena schien auf einmal ganz ruhig zu sein. Sie versuchte sogar zu lächeln. ‚Ich habe gewusst, dass es passiert‘, sagte sie und sah mich traurig an, ‚ich habe es von Anfang an gespürt.‘ Es gab keinen Ausweg. Alles, was wir tun konnten, war, dazusitzen und auf die Deutschen zu warten. Noch kurz bevor sie da waren, hatte ich mich mit unserer Lage abgefunden. Doch als sie die Haustür eintraten, war meine Ruhe völlig

zerschmettert. Wir drängten uns aneinander und zitterten vor Angst. Ein eigenartiger Geruch machte sich im Zimmer breit. Es war die reine Angst, der Geruch des Todes.

Sie stürzten ins Zimmer wie eine Meute wilder Tiere. Sie schrien Befehle. Sofort waren wir auf den Füßen. Das Stundenglas war leer. Ich packte Lena am Arm, und unter hagelnden Stössen wühlten wir uns hinaus auf die Strasse.

Sie zählten die Menschen in Hundertergruppen ab. Als wir an der Reihe waren, wurden Lena und ich von den anderen getrennt. Wir flehten die Deutschen an, uns mit den anderen gehen zu lassen, aber sie drängten uns bloss zurück. Wir konnten sehen, wie Frau Grünblat winkte und schrie, wie Rachel sich die Ohren zuhielt. Nur der kleine Vova stand ganz ruhig da und sah uns mit seinen traurigen Augen an. Dann wurden sie auch schon fortgetrieben, während unsere Gruppe noch dableiben musste. Lena hatte ihr Leben geopfert, um zusammen mit ihrer Familie zu sterben, aber die Bastarde haben ihr nicht einmal das gegönnt.

Die Strasse zum Fort führte unentwegt bergauf. Es war ein anstrengender Anstieg. Lena hing sich fest an mich und weinte um ihre Mutter. Trotz der Kälte war ich bald schweissgebadet. Vor uns wand sich eine endlose Schlange Menschen den Berg hinauf. Anfangs gingen wir zu viert oder fünft in einer Reihe, doch jeder war so müde und so schwach vor Hunger, dass die Reihen sich bald auflösten. Ich liess mich zurückfallen und zog Lena mit mir. Ich weiss nicht, warum ich das gemacht habe. Ich wusste, dass Flucht unmöglich war, aber ich wollte den Tod so lange aufschieben, wie es nur ging. Ausserdem schienen Lena alle Kräfte verlassen zu haben. Sie konnte kaum noch laufen. Immer wieder bekam ich Schläge auf den Rücken, aber ich habe es nicht einmal mehr gespürt. Auf beiden Seiten der Strasse standen Wachposten, alle bewaffnet. Von Zeit zu Zeit hörten wir Schüsse. Dann fuhr jedesmal ein Lastwagen vor, um die Toten wegzuschaffen.

Ich sah mich nach bekannten Gesichtern um, aber da waren nur Fremde. Niemand sprach. Sogar die Kinder waren still. Überall der Geruch von Angst und Tod.

Dann entdeckte ich doch noch jemanden, den ich kannte. Es war Jablonsky, mein alter Mathematiklehrer. Er war zum Skelett abgemagert. ‚Gib mir deine Hand, Kuki‘, sagte er, ‚ich fürchte, ich bin am Ende.‘ Es war

schon beinahe Abend, als wir das Fort erreichten. Die Mauern waren alt und dick. Darin waren kleine vergitterte Fenster. Lena schluchzte und versuchte sogar zu beten.

Ich war aufgewühlt. Der tiefste, wesentlichste, stärkste Instinkt in uns ist der Überlebensinstinkt. Vergiss, was die Dichter sagen. Wenn es ans Sterben geht, zählt nichts mehr. ‚Weint nicht, Kinder‘, hörte ich Jablonsky sagen, ‚lasst uns ihnen diese Befriedigung nicht geben. Lasst uns mit erhobenen Köpfen sterben.‘

Deutsche und litauische Wachen standen am Eingang mit Hunden, die an der Leine zerzten, knurrten und wild bellten. Wir wurden durch die Tore getrieben. Im Hof standen Lastwagen mit laufenden Motoren. Manchmal hatten sie Fehlzündungen, und das klang wie Schüsse.

Ein junger deutscher Offizier sprach uns an. ‚Ihr werdet in Arbeitslager im Osten gebracht. Jetzt gibt’s erst mal eine Dusche, und dann bekommt ihr Arbeitskleidung. Zieht euch aus und legt eure Kleider hier ab.‘ Er sprach in zivilem Ton, und trotz allem, was wir über diesen Schreckensort wussten, liessen wir uns von ihm überzeugen. Doch jeder noch so kleine Hoffnungsfunke war zunichte, als wir die lange Maschinengewehrsalve hörten und die Schreie. Die Deutschen hatten es auch gehört, denn sie richteten die Gewehre auf uns.

‚Tempo, ihr Juden! Ausziehen und ab in die Dusche!‘ rief ein Offizier. ‚Was ihr da hört, sind nur die Fehlzündungen der Laster.‘ Doch niemand bewegte sich, niemand schien fähig, einen Muskel zu rühren. Ruhig ging der Offizier auf einen älteren Mann zu, der in seiner Nähe stand, hob die Luger und schoss ihm ins Gesicht. Sein Kopf platzte, und das Hirn spritzte in den Dreck, als er zu Boden fiel. Plötzlich zogen alle sich aus. Wenn du dem Tod so nah bist, ist jede Minute kostbar, als würde die nächste Sekunde die Begnadigung bringen. Schliesslich standen wir alle nackt da und bedeckten unsere Scham mit den Händen und zitterten in der Kälte.

Lena sah schrecklich dünn aus, als sie so nackt neben mir stand. Es war ihr fürchterlich unangenehm, zwischen all den nackten Männern zu stehen. Ich wollte irgendetwas Liebes sagen, aber meine Zähne klapperten haltlos. Und was hätte ich auch sagen sollen? Ich hatte genauso viel Angst wie sie. In dem Moment hätte ich meine Seele verkauft, um friedlich in einem Bett sterben zu können, zwischen sauberen weissen Laken. Alles, nur nicht das hier.

Aber uns blieb nicht viel Zeit für Tagträume. Auf Befehl des Offiziers gingen die Deutschen und Litauer auf uns los. ‚Lauft, lauft, ihr Judenschweine‘, riefen sie und schlugen uns mit Stöcken und Gewehrkolben. Die Hunde stürzten sich auf die Langsamen und rissen ihnen das Fleisch aus Beinen und Gesäss. In wilder Panik begannen wir zu rennen, die Wachen und Hunde hinter uns her. Man konnte sehen, wie die Körper dampften, als sie uns um die Mauer jagten. Dann bogen wir um eine Ecke und sahen Dutzende und Aberdutzende von Maschinengewehren rings um ein offenes Feld aufgestellt. Sie feuerten in eine riesige Grube. Ich hörte, wie darin geschrien wurde. Ich wurde fast verrückt vor Angst. Ich wollte stehenbleiben, weglaufen, fliehen, doch eine Masse wild stürmender nackter Körper drängte sich um mich wie eine Zwangsjacke.

Deutsche und Litauer mit aufgekrempeelten Ärmeln und roten Gesichtern luden und schossen in die Menge. Aus ihren Gewehrläufen blitzte es gelb. Ein Schleier aus blauem Rauch trieb über dem Feld. Es war eine Höllenszene. Heisere Rufe, schrilles Frauengeschrei, brüllende Kinder und Babys, Hundegebell. Es stank nach Schweiß und Pisse und Scheisse. Ich sah einen bärtigen Mann an der Grube stehen, die Fäuste gen Himmel erheben. ‚Juden!‘ schrie er. ‚Da ist kein Gott! Da oben sitzt ein Teufel!‘ Er sah meinen! alten Rabbi sehr ähnlich. Blut strömte an seinem Körper hinunter, und sie schossen unentwegt auf ihn, aber er blieb da stehen und schrie in den Himmel.

Wir hatten die Grube erreicht. Da lagen Tausende von Körpern, einer auf dem andern, die wanden sich und schrien und flehten die Deutschen an, es endlich zu Ende zu bringen. Es war die Hölle. Die Hölle.»

Kuki sang jetzt beinahe. Ich glaubte, verrückt zu werden.

«Wir standen direkt vor den Gewehren. Kugeln zischten um mich her wie wütende Bienen, doch alles, was ich spürte, war das Gedränge hinter mir. Ich bemerkte, wie ich fiel. Lena hing mir noch am Arm. Sie hatte mich gepackt mit einer unheimlichen Kraft. Entsetzen lag in ihren Augen. Sie versuchte, etwas zu sagen. Doch da kam nur ein krächzender Ton über ihre Lippen. In ihrer Kehle erschien ein klaffendes Loch. Ein Blutstrom schoss aus ihrer Brust. Dann spürte ich etwas Schweres auf meinen Kopf fallen. Das schlug mich nieder in eine gnädige Bewusstlosigkeit.»

Während Kuki weitersprach, wie leiernd, glaubte ich mich in die Szene

hineingesogen, gegen meinen Willen, als hätte irgendetwas mich aus meinem Körper gerissen und in die Grube fallen lassen, zusammen mit ihm. Ich konnte Lenas Augen sehen und das Blut, das aus ihrer Kehle gepumpt wurde. Ich konnte die nackten, starren Körper sehen, die langsam in einen grausigen Rachen stürzten. Ich bekam keine Luft mehr. Ich sprang auf und presste die Hände auf die Ohren und schrie gegen Kukis schrecklichen, monotonen Singsang an.

«Nein! Nein! Ich geh da nicht rein!» Doch Kuki schien mich gar nicht zu hören. Mit leerem Blick sah er zu, wie Chaim mich an der Hand nahm und auf meinen Stuhl zog, den Finger vor den Mund legte, meine Schulter streichelte.

Kuki hatte sich, seit er zu reden begonnen hatte, nicht gerührt. Er kauerte in seinem Sessel, die Hände in den Schoß gepresst. Nur seine Lippen bewegten sich. Er war in dieser Grube und er zog mich mit sich hinein.

«Ich hatte wieder diesen schrecklichen Traum», fuhr Kuki fort in seinem merkwürdigen Ton, «ich lag in meinem Kinderbett, und ein riesiger gestreifter Kater sass mir auf der Brust und starrte mir in die Augen. Er war so schwer, dass ich keine Luft mehr bekam. Ich war am Ersticken. Dann kam immer meine Mutter und verjagte den Kater, und ich konnte wieder atmen. Als Kind hatte ich diesen Alptraum öfters. Aber diesmal kam meine Mutter nicht. Ich schnappte nach Luft, und sie kam nicht. Ich wusste, diesmal musste ich mich selber retten oder mich zu Tode würgen. Ich zwang mich, aufzuwachen. Doch noch bevor ich ganz wach war, erkannte ich, dass ich gar nicht wirklich aufwachen wollte. Ich versuchte, Luft zu bekommen, aber da war keine. Irgendetwas ungeheuer Schweres lag auf meinem Kopf und drückte mein Gesicht in etwas Weiches, Kaltes. Diese Rückkehr in die Wirklichkeit war die grauenhafteste Erfahrung, die man sich vorstellen kann. Denn die Wirklichkeit war, dass ich lebendig begraben war.

Das ganze Massaker kehrte in all seinen Einzelheiten in mein Gedächtnis zurück. Ich verstand nicht, wieso ich am Leben war. Wie durch ein Wunder mussten alle Kugeln mich verfehlt haben. Ich versuchte, mich freizustrampeln, aber ich war wie festgenagelt unter einem schweren Körper, der sich nicht einen Millimeter weit bewegte. Mein rechter Fuss schien von irgendetwas unter mir gefangen. ‚Warum ich, mein Gott?‘ dachte ich, und Panik überfiel mich. ‚Warum konnte mich nicht eine Kugel mitten

durchs Herz treffen?' Wieder versuchte ich, zu strampeln und mich hochzustemmen, doch ich war völlig eingezwängt und hatte einfach keine Kraft mehr. Und da erreichte mich irgendwie ein Luftzug. Wo kam die Luft her? Die Finsternis war die des Grabes, aber von irgendwoher bekam ich etwas Luft. Es gelang mir, meinen Kopf um ein paar Zentimeter zu bewegen, genug, um Mund und Nase zu befreien, und da war Luft – kühle, herrliche Luft.

Ich begriff, dass ich zwischen Leichen eingezwängt war. Mein Kopf ruhte offensichtlich auf einer Brust. Die grosse, kalte, tote Brust einer Frau. Wieder glaubte ich, den Verstand zu verlieren. Ich kämpfte wie wild. Der Körper über mir bewegte sich langsam, und plötzlich war mein rechter Arm frei. Ich drehte den Hals und versuchte, im Dunkeln etwas zu erspähen. Da sah ich die Sterne. Ich wagte nicht, meinen Sinnen zu trauen, und schloss die Augen. Als ich sie wieder öffnete, waren sie noch da, die Sterne am Himmel. Das war ein so schöner, bewegender Anblick... Ich war sicher zu träumen.

Ich zwang mich, klar zu denken. Das musste mehr als ein Körper über mir sein, sonst würde es sich nicht so schwer anfühlen. Es musste Nacht sein, denn ich konnte die Sterne sehen. Die Grube war also offen. Aber warum? Dann fiel mir ein, dass es beinahe Abend war, als sie uns erschossen hatten. Wahrscheinlich hatten sie nicht mehr die Zeit, das Grab vor Anbruch der Dunkelheit zuzuschütten.

Eine neue Panikwelle überschwemmte mich. Warum musste ich als einziger überleben? War ich auserwählt, hier zu liegen und darauf zu warten, dass sie mich lebendig begraben? Wie zur Antwort auf meine Fragen vernahm ich Geräusche, die mir das Blut gefrieren liessen. Klagen wie von einem Baby, weiter entfernt der Schrei eines Mannes: ‚Mörder! Mörder! Kommt und macht eure Arbeit fertig!‘ Das Baby weinte jetzt, darüber hörte ich gedämpftes Stöhnen. Mein Gott, dachte ich, wie viele von uns gedachten diese Bastarde lebendig zu begraben? Dann bewegte sich etwas unter mir, und ich konnte meinen anderen Arm befreien. Mir dämmerte, dass der Körper, der mich einklemmte, auch noch leben musste. Er war noch warm. Ich begann, ihn anzuschieben mit all meiner Kraft. ‚Leben Sie?‘ schrie ich. ‚Können Sie mich hören?‘ Endlich bewegte er sich. Er stöhnte. Ich fuhr fort, zu rufen und zu schieben, bis er anfang zu reden.

„Wo bin ich? Was ist passiert?“ Es war Jablonsky. Er war direkt hinter mir gewesen, als sie uns zur Grube gejagt hatten. Er musste mich vor den Schüssen abgeschirmt haben. Ich brüllte weiter auf ihn ein und flehte ihn an, mir zu antworten. „Kuki?“ gab er endlich zurück. „Kuki, bist du das? Was ist passiert? Wieso leben wir noch?“

„Herr Jablonsky, können Sie sich bewegen? Sie liegen auf mir. Ich bekomme keine Luft mehr. Ich bin nicht verwundet. Ich spürte eine leichte Bewegung.“

„Es geht nicht, Kuki“, jammerte Jablonski, „ich kann mich nicht rühren.“  
„Bitte, Herr Jablonsky, bitte“, flehte ich. „Um Gottes willen, versuchen Sie es.“

„Ich kann nicht“, sagte ich dir. Ich schaffe es nicht! Mein Gott, Sie werden uns lebendig begrabene Panik war in seiner Stimme. Ich fürchtete, er würde wieder ohnmächtig, darum blieb ich eine Weile still. Ich hörte ihn keuchen und nach Luft schnappen. Dann, einen Augenblick später, sagte er: „Kuki, wenn du nicht verwundet bist, musst du abhauen. Du musst zurück und ihnen erzählen, was sie hier tun. Du musst sie warnen. Es ist würdelos, so zu sterben. Sie müssen kämpfen. Sie haben nichts zu verlieren. Du musst das tun, Kuki. Versuch, unter mir wegzukommen.“

Ich spürte, wie er seine Muskeln anspannte, wie er versuchte, sich zu bewegen. Ich stemmte und schob, so gut ich nur konnte. Doch es war nutzlos. Also liess ich mich wieder fallen und versuchte, meine Kräfte neu zu sammeln. Wir keuchten beide. Plötzlich hob sich etwas unter uns, als ob der Boden selber sich bewegte. Irgendwo nah bei uns schrie ein Mann.

Dann hörte es auf. Ich spürte, wie Jablonsky sich etwas zur Seite schob. Ich tastete im Dunkeln umher und fühlte einen Kopf. Das Gesicht war kalt und klamm. Lange Haare. Der Körper einer Frau. Ich betete zu Gott, es möge nicht Lena sein. Ich drückte mit aller Kraft. Schliesslich hörte ich ein Knacken, als ob das Genick zerbrechen würde. Ekel und Entsetzen stiegen in mir auf. Ich konnte nur noch daran denken, aus dieser Grube zu entkommen. Hektisch begann ich, an allem zu ziehen und zu zerren, was ich nur erreichen konnte.»

Diese letzten Sätze brachten mich so ausser Fassung, dass ich zum Fenster stürzte und mich übergab. Chaim wurde kreidebleich. Kuki unterbrach

sich kurz. Ich wusste, er würde nicht aufhören, bevor er nicht bis zum Ende gekommen war, ob wir nun zuhörten oder nicht.

«Ich kämpfte so lange, bis ich meinen ganzen Körper herausziehen konnte. Nach dieser Anstrengung war ich völlig erschöpft. Ich lag oben auf all den Körpern und rang nach Luft. Millionen von Sternen sahen auf mich herab. Es war eisig kalt.

Wieder hörte ich Stöhnen und gurgelnde Geräusche aus der Grube. Die Masse an Körpern unter mir fühlte sich an wie ein einziges, lebendiges, sich windendes Wesen. Ich glaubte, verrückt zu werden. Was tat ich hier? Warum strengte ich mich bloss so an, mich zu befreien? Ich spürte, wie die Kälte sich in meine nackte Haut biss. Warum nicht liegenbleiben und erfrieren und alles hinter mir haben?

Dann hörte ich Jablonskys Stimme wieder. Es war, als wäre sie in meinem Kopf. ‚Kuki. Geh zu der Stelle, wo wir uns ausgezogen haben. Nimm dir was Warmes zum Anziehen. Du musst zurück ins Ghetto und sie warnen. Das ist deine heilige Pflicht. Du musst gehen. Geh, liebes Kind, und bezeuge das hier.‘ Er klang viel schwächer jetzt. Er betrügt sich selbst, dachte ich. ‚Das schaffe ich nie‘, heulte ich, ‚sie werden mich schnappen und umbringen.‘

‚Still. Sie wissen, dass die Toten nicht aus dem Grab spazieren. Du hast nichts zu befürchten. Sie sind alle drinnen im Fort und besaufen sich. Und was hast du schon zu verlieren, Kind? Wenn sie dich schnappen, stirbst du wenigstens schnelle

Ich heulte, aber Jablonsky liess mich nicht in Ruhe. ‚Du musst noch etwas tun. Bevor du gehst, musst du mich töten. Ich weiss, dass es schrecklich ist, worum ich dich bitte. Trotzdem, Kuki, bitte. Bitte, lass sie mich nicht lebendig begrabene

Es verschlug mir den Atem. Ich flehte ihn an, so etwas nicht von mir zu verlangen, aber er sagte nur immer wieder: ‚Du musst, Kuki, du musst.‘ Ich griff nach jedem Strohalm. ‚Wie soll ich das machen?‘ fragte ich, ‚mit blossen Händen? Soll ich alle heraussuchen, die noch leben, und jeden Einzelnen töten?‘

Einen Moment lang war er still. Dann fing er wieder an, in einem ernsten Ton jetzt, als wäre es eine normale, vernünftige Unterhaltung. ‚Es wäre nur menschlich, sie alle aus ihrem Elend zu befreien, aber ich weiss, dass das unmöglich ist. Du schiebst jetzt den Körper über mir auf mein Gesicht. Du musst fest zudrücken. Es wird nicht lange dauern.‘ Wieder schwieg er

eine Weile. Dann sagte er: ‚Ich bin bereit. Leb wohl, mein lieber Junge. Alles Gute.‘

Es war wahnsinnig. Ganz ruhig hatte er sich einen Plan für seinen eigenen Tod zurechtgelegt. Es ging mir gegen jeden Instinkt, aber wie hätte ich es ihm verweigern sollen?

Schliesslich tat ich, was er verlangt hatte. Es war der Körper eines Kindes, mit dem ich ihn erstickte. Der Körper eines Kindes...

Danach war mir alles egal. Es gelang mir, mich aus der Grube zu hieven. Ich kroch vor zur Mauer, wo wir uns ausgezogen hatten. Nichts rührte sich. Vor allem fürchtete ich die Hunde. Aber da waren nicht einmal mehr die Hunde. Mir war klar, wenn ich nicht bald etwas zum Anziehen fand, würde die Kälte mich erledigen. Also zwang ich mich, die letzten Meter bis zum Hof zu laufen.

Zum Glück war der Kleiderstoss noch da. Die meisten Sachen gehörten Erwachsenen und waren mir zu gross. Doch ich fand warme Unterwäsche, einen Anzug und diesen Mantel. Sogar Stiefel fand ich, die ich mit mehreren Socken ausstopfte. Und ich entdeckte noch anderes. In der Tasche des Mantels war ein Stück Brot! Ich machte mir nicht einmal die Mühe, es zu kauen. Ich schluckte es einfach ganz herunter. Das liess mich nur spüren, wie fürchterlich hungrig ich war. Vielleicht, dachte ich, ist in anderen Taschen noch mehr. Das Glück war auf meiner Seite. Ich fand noch mehr Brot, Margarine, ein kleines Glas Marmelade und – ein Stück Wurst! Die Hälfte der Dinge ass ich sofort, versteckt unter den Kleidern, falls die Wache käme. Aber es war absolut still ringsum, als wäre ich der letzte Mensch auf diesem verfluchten Planeten. Ich bemühte mich, das Geschehene aus meinem Gedächtnis zu drängen. Jablonskys Würgen, das weinende Baby, das Knirschen des Frauengenicks. Lenas letzter anklagender Blick, während das Blut ihr aus der Kehle schoss. Wenn ich meine Gedanken nicht in Schach hielt, würden sie mich verschlingen.

‚Ich habe Jablonsky versprochen, hier rauszukommen‘, sagte ich mir immer wieder vor, ‚ich habe es versprochen, versprochene Aber wie sollte ich zurück ins Ghetto kommen? Auf einmal überfiel mich unendliche Traurigkeit. Ich fing an zu weinen, und weinte, und konnte nicht mehr aufhören. Ich wollte in meinem Bett in Kaunas aufwachen. Ich wollte meine Mama. Wenn ich nur zu ihr könnte und meinen Kopf in ihren

Schoss legen, dann wäre alles gut. ‚Mein Kuki ist so verwöhnt‘, sagte sie immer, ‚wenn er anfängt zu weinen, kann ich ihm nichts abschlagen.‘

‚Mama, sieh mich jetzt!‘ brüllte ich. ‚Sieh mich an, Mama. Dein verhätschelter Kuki liegt auf einem Kleiderstoss von Toten, halberfroren, selbst dem Tod entkommen. Ist das wohl Grund genug zum Heulen?‘ In dem Moment war es mir völlig egal, ob mich jemand hörte.

Fernes Hundegebell brachte mich zur Besinnung. Die Deutschen und die Litauer würden bald zurück sein. Ich musste hier verschwinden. Durchs Tor wollte ich nicht, da waren vielleicht Wachen. Also beschloss ich, hinter der Grube her und um die hintere Mauer zu gehen, und von dort über die Felder bis zur Strasse. Es war nicht weit, doch ich brauchte mehr als eine halbe Stunde. Immer wieder blieb ich stehen, um auf die Wachen und die Hunde zu lauschen. Unter mir tauchte in der Dunkelheit das Ghetto auf. Hier und da krochen Lichter durch die finsternen Strassen, wahrscheinlich Taschenlampen der Wächter. Ab und zu hörte ich Schüsse. Es waren Leuchtraketen, die einen bläulichen Streifen in den Himmel schrieben. Kaum hatte ich die Strasse erreicht, hörte ich Stimmen. Es war Litauisch. Es kam näher. Sie marschierten die Strasse hinauf in Richtung Fort IX. Ich sprang in den Graben. Als sie vorüber waren, kroch ich wieder hervor, doch schon kamen wieder welche, diesmal auf Patrouille ins Ghetto. Dann fuhren mehrere Laster vorüber. Mir wurde klar, dass ich in dieser Nacht keine Chance mehr hatte, hinüberzukommen. Was sollte ich tun?

Da fiel mir mein altes Kindermädchen ein, das in der Nähe lebte. Ich weiss nicht mehr, wie ich zu ihr kam, nur noch, dass ich auf ihrer Ofenbank erwachte. Sie gab mir zu essen, und dann ging sie, ihren Onkel um Hilfe zu bitten. Er fuhr zweimal die Woche nach Kaunas, um den Deutschen Gemüse zu liefern. Er würde mich mitnehmen und genau dann am Ghetto absetzen können, wenn die Brigaden von der Arbeit heimkämen. Genauso haben wir es dann gemacht, ein paar Tage später. Ich kletterte auf den Wagen, versteckte mich unter dem Gemüse und kuschelte mich in den Fellmantel. Kurz darauf war ich eingeschlafen. Irgendwann rüttelte der Onkel mich wach. Ein sehr bekanntes Geräusch drang an mein Ohr. Das Trampeln von tausend Füßen im Schnee: Die Flughafen-Brigade kam von der Nachtschicht zurück. Ich konnte dem Onkel kaum noch danken, da war er schon davongefahren.

Es war noch dunkel. Die Arbeiter schlurften heran, die Köpfe gesenkt. In Massen schoben sie sich durch das Tor. Unauffällig schloss ich mich ihnen an.

Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie ich mich freute, wieder im Ghetto zu sein. Ich hätte jedes krumme Haus küssen wollen, jeden dreckigen Pflasterstein. Es war gut, wieder zu Hause zu sein, egal, wie schlimm es da war.»

Er war fertig. Wir sassen nur da, lange, schweigend. Ich wusste nur eines gewiss: Keiner von uns würde von nun an noch derselbe sein.

Chaim wies uns an, alles in unsere Tagebücher zu schreiben. Ich hatte meines begonnen an dem Tag, als die Sowjets in Litauen einfielen. Ich schrieb nicht jeden Tag etwas hinein, aber doch wenigstens ein- bis zweimal pro Woche. Chaim, der ein Hobby-Historiker war, machte sich schon seit Jahren Aufzeichnungen. Und auch Kuki besass so etwas wie ein Tagebuch, auch wenn er es vorzog, zu lesen anstatt zu schreiben. Wer auch immer von uns überleben würde, sollte dafür sorgen, dass alle drei Tagebücher an die Öffentlichkeit kämen. Das hatten wir einander versprochen.

Mir war die Aufgabe zugefallen, Kukis Eltern aufzusuchen und sie auf die gute Botschaft vorzubereiten. Sie arbeiteten beide ausserhalb des Ghettos, darum ging ich gegen Abend zu ihrem Haus und wartete draussen auf sie. Als sie ankamen und schon vor der Tür standen, trat ich vor. «Hallo», sagte ich. All die vorbereiteten Sätze waren plötzlich weg. Wir standen nur da und lächelten uns traurig an. Sie sahen so alt aus, so unglücklich. «Da sind noch ein paar Bücher», sagte seine Mutter schliesslich, «ich bin sicher, Kuki möchte, dass du sie bekommst.»

Ich nickte bloss und wartete, bis wir sicher im Hause waren. «Ich habe... Neuigkeiten... für Sie», stammelte ich, «aber, bitte, setzen Sie sich erst hin.» Sie sahen mich an, als hätte ich den Verstand verloren. «Kuki lebt», stiess ich hervor, «er lebt.» Bei diesen Worten sprangen beide auf.

«Wenn das ein gemeiner Spass sein soll, dann verschwinde sofort!» brüllte Herr Kopelman.

«Nein! Nein!» brüllte ich zurück, «er lebt! Er lebt! Er wollte Sie nicht erschrecken, darum hat er mich vorgeschickt!»

Kukis Mutter stiess einen Seufzer aus und verlor das Bewusstsein. Wir konnten sie gerade noch auffangen, bevor sie zu Boden fiel.

«Wie? Was? Wo ist er?» Kukis Vater bestürmte mich mit Fragen, während er seine Frau hochhob und ihr mit einem Tuch aufs Gesicht klopfte, um sie wieder aufzuwecken.

«Er ist draussen und wartet auf mein Zeichen. Und noch was: Keiner darf erfahren, dass er beim Fort war, oder wir sind alle tote Leute.» «Ja, ja», rief er, «verstanden. Sag ihm, er soll hereinkommen.»

Ich liess die drei, die sich weinend in den Armen lagen, allein. Ich konnte selber die Tränen nicht zurückhalten und lief schnell davon. Es war das erste Mal im Ghetto, dass ich vor Glück weinte.

## 10

Im Februar 1942 kam ich eines Abends von Kuki und fand zu Hause alles verlassen. Es war dunkel und kalt, als ich hereinkam. Ich wartete so lange, bis ich dachte, die Wände würden über mir zusammenschlagen. Schliesslich rannte ich hinaus auf die Strasse. Vielleicht wussten die Nachbarn irgendetwas. Im Fenster der Krokins brannte Licht. Ich klopfte ein paarmal, aber niemand gab Antwort. Gerade wollte ich mich umdrehen und gehen, als Frau Krokin plötzlich die Tür öffnete. «Dein Onkel Jochil und seine Frau sind nach Riga deportiert worden», schrie sie, «deine Eltern sind beim Judenrat und versuchen, sie zurückzubekommen.» Ich starrte sie an. Sie gaffte zurück. Dann stiess sie ein schrilles Lachen aus, als wollte sie beweisen, dass sie verrückt geworden war, und schlug mir die Tür vor der Nase zu. Ich wusste nicht, ob ich ihr glauben sollte oder nicht.

Die Kälte zu Hause war unerträglich. Ich machte Feuer im Ofen und stellte die Suppe auf, die Mutter am Abend zuvor vorbereitet hatte. Sie kamen immer noch nicht. Ich stellte mir vor, wie sie alle nach Riga gebracht worden wären oder sogar zum Fort IX. Als ich schon am Boden zerstört war, hörte ich draussen ihre Stimmen. Gott sei Dank waren Fanny und Anuschka bei ihnen. Ich hörte, dass Miriam weinte und Mutter sie beruhigte. Also stimmte es. Onkel Jochil und Tante Dobbe würden nicht zurückkommen.

Am nächsten Tag sprachen Vater und Fima noch einmal beim Judenrat vor. Da standen Tausende von Leuten und verlangten lautstark, er solle

helfen, ihre Ehemänner und Väter zu befreien. Vater kam zu Dr. Elkes durch. Der sass leichenblass in seinem Büro. Es war zu spät. Niemand konnte die Menschen noch zurückbringen. Wenigstens Kukis Vater hatte Glück: Er war mit den Judenrats-Beamten zurückgeschickt worden. Einige Wochen später tauchte eine Nachricht von den Deportierten auf. Irgendjemand hatte sie hereingeschmuggelt. Die Menschen waren wohl auf. Sie befanden sich tatsächlich in Riga. Die Arbeit war fürchterlich, aber sie waren am Leben. Diese Botschaft hatte eine beruhigende Wirkung auf die Ghettobevölkerung.

Eines Abends kam Onkel Itzhak Shtrom mit seiner Familie vorbei. Seine Söhne Milie und Zunie, die 24 und 21 Jahre alt waren, erzählten, dass sie eine bewaffnete Widerstandsgruppe auf die Beine stellen wollten. Zunie hatte ein Jahr lang in der Sowjetunion gedient. Er brannte regelrecht darauf, etwas zu tun. «Was haben wir zu verlieren? Wir können genausogut als Kämpfer sterben.»

«Wo sollen wir denn die Waffen herbekommen?» fragte Fima. «Von den Litauern wohl kaum, wie wir alle sehr gut wissen. Und selbst wenn – es wäre glatter Selbstmord, hier gegen die Deutschen zu kämpfen.»

«Ich rede nicht von einem Aufstand», gab Zunie zurück. «Wir müssten uns auf Überraschungsangriffe spezialisieren, am besten aus den Wäldern heraus. Wenn wir die Deutschen vom Ghetto aus angreifen, müssen hier alle dran glauben.»

Die Vorstellung, den Deutschen mit Waffen in den Händen entgegenzutreten, erhitzte meine Phantasie. Ich sah mich schon, die Flagge in der einen Hand, das Maschinengewehr in der anderen, wie ich in die Feindesreihen feuerte, genau wie in russischen Vorkriegsfilmern.

«Ihr könnt auf mich zählen!» rief ich, sprang vom Stuhl und richtete mich in meiner vollen Länge auf. Die anderen brachen bei meinem Anblick in Gelächter aus. Ich war dreizehn und ziemlich klein für mein Alter. Die Unterernährung wirkte sich auch nicht gerade vorteilhaft aus. Ihr Gelächter tat mir weh. Milie bemerkte das und klopfte mir auf die Schulter.

«Deine Zeit kommt schon noch. Wenn wir erst mal organisiert sind, können wir dich als Laufjungen gebrauchen. Aber du darfst niemals ein Wort sagen über das, was du hier gehört hast. Bis jetzt ist es nur Gerede, aber

wenn die Deutschen herausbekommen, über was für Ideen wir uns hier amüsieren, ist das unser Todesurteil.»

Dieses Gespräch hob Fimas und Miriams Stimmung, auch wenn sie wussten, dass Milie und Zunie es genau zu diesem Zweck geführt hatten. Trotzdem war es so was wie ein Durchbruch. Es war das erste Mal, dass in unserer Familie jemand laut über Widerstand gegen die Deutschen nachdachte. Doch dieser Traum hatte längst auch von anderen im Ghetto Besitz ergriffen.

## 11

Den Deportationen nach Riga folgten bald weitere traurige Botschaften. Ende Februar 1942 ordneten die Deutschen an, dass alle Bücher im Ghetto abzugeben wären. Jeder, der nach dem Stichtag noch mit Büchern erwischt würde, sollte erschossen werden. Das Volk der Bücher, als das wir seit Ewigkeiten galten, wurde getrennt von seinen alten Genossen.

Seit Anfang des Jahres war ein Ghettoviertel in unserer Nähe verwaist, die Deutschen hatten es evakuiert. Es war streng verboten, dorthin zu gehen, doch erst vor Kurzem sind Kuki und ich dort herumgeschlichen, um nach etwas Holz zum Verfeuern zu suchen oder nach anderem Nützlichem. Es war riskant, aber ich hatte längst begriffen, dass meine Überlebenschancen gleich Null sein würden, wenn ich nicht ab und zu etwas riskierte.

Bei einem dieser «Überfälle» entdeckten wir den besten aller Schätze – einen Dachboden voll alter Bücher. Man kam nur durch eine Öffnung in der Decke hinein, und als wir ein wenig herumgesucht hatten, fanden wir eine Strickleiter, die wir hinter uns hochziehen konnten. Jetzt hatten wir noch ein phantastisches Versteck.

Im Spass meinte Kuki, wir könnten wohl die Hälfte der Bücher des Ghettos hier verstecken. Sofort bereute er es. Er wusste genau, was ich dachte, und es gefiel ihm nicht. Seit seinem «Besuch» im Fort IX lagen seine Nerven blank. Ich musste ihn ziemlich drängen.

Fast alle hielten sich an die Anweisung und fingen an, ihre kostbaren Bücher zum Sammelpunkt zu bringen. Es schneite in der Nacht vor dem Stichtag, und am nächsten Tag lag das Ghetto unter einer dichten weissen Decke. Mit Tränen in den Augen half meine Mutter mir, ihre geliebten

Bücher auf meinen selbstgebauten Schlitten zu laden. Zuletzt packten wir eine zehnbändige Ausgabe der grössten russischen Schriftsteller oben drauf. Die Sammlung war das Hochzeitsgeschenk von Onkel Jochil gewesen.

Meine Mutter tat mir unendlich leid. Sie hatte sich nie mehr erholt davon, dass Hermann verschwunden war. Jetzt war ihr Bruder Jochil nach Riga deportiert worden, vielleicht würde sie ihn nie wiedersehen. Selten lachte Mutter in diesen Tagen, nicht einmal mehr lächeln konnte sie noch.

Wie ich floh sie vor ihrem Kummer in die Bücher. Stundenlang konnte sie dasitzen, bewegungslos, rührte nur zwei Finger, um die Seite umzuschlagen. Es gab nichts um sie her, wenn sie las. Nicht einmal Essen interessierte sie. Und jetzt nahmen sie ihr auch noch die Bücher.

«Heb sie auf, Mama», wollte ich ihr sagen, «wir werden sowieso alle umgebracht. Da kannst du wenigstens noch deine Bücher geniessen, solange es noch geht.» Doch ich hielt den Mund. Es fiel ihr schwer genug, mit unserer schrecklichen neuen Wirklichkeit in Berührung zu bleiben.

«Versprich mir, dass du diese Bücher direkt zum deutschen Lagerhaus bringst», sagte sie traurig, und, als hätte sie meine Gedanken erraten, fügte sie in ernstem Ton hinzu: «Und komm nicht auf die Idee, sie zu verstecken, hörst du? Das ist es nicht wert, sich wegen Büchern erschiessen zu lassen.»

Rasch senkte ich den Blick. Meine Mutter konnte jeden meiner Gedanken erraten, wenn sie mir in die Augen sah.

Kuki wartete an der Ecke Gimbutostrasse auf mich. Auch er hatte einen Schlitten voller Bücher dabei. Er sah schrecklich nervös aus.

«Gehen wir», sagte ich fest. Ich wusste, dass ihm die Idee nicht behagte, aber ich wusste auch, dass er mir folgen würde. Schnell überquerten wir die Strasse zum verbotenen Viertel, und in einer halben Stunde hatten wir alle Bücher auf den Dachboden geschleppt. Am selben Tag noch brachten wir vier weitere Ladungen Bücher. Nachbarn, die keine Schlitten besaßen, hatten sie uns übergeben, froh, dass jemand sie mitnahm.

Doch ich war noch lange nicht zufrieden, und plötzlich kam mir eine Idee. Diesmal protestierte Kuki heftiger, aber am Ende machte er doch mit. Ich besorgte uns beiden eine Arbeit bei der Sammelstelle.

Der verantwortliche Mann, Herr Grotnik, sortierte die Bücher nach Sprachen und Themengebieten. Er war froh, uns zu haben, damit wir die sortierten Stapel vom ersten Stock in den nächsthöheren tragen konnten. Am zweiten Tag erzählte ich ihm, Kuki wäre krank. Tatsächlich aber wartete er hinter dem Haus unter einem kleinen Treppenhaufenster. Den ganzen Tag lang lief ich die Treppen hinauf, eine Ladung Bücher unter jedem Arm. Jedesmal, wenn ich um die erste Kurve kam, liess ich die Bücher unterm linken Arm durchs Fenster fallen, nach unten in den Schnee, wo Kuki wartete. Dann lief ich weiter die Treppe hoch und lud die anderen Bücher wie verlangt auf den Stapeln ab. Nach einer Stunde gelang mir das, ohne anzuhalten.

Es war eine riskante Angelegenheit, und trotz aller Kälte war ich bald schweissgebadet. Nachdem wir das zwei oder drei Tage lang gemacht hatten, wurde Kuki von einer deutschen Wache erwischt. Er erzählte dem Mann eine Geschichte, die wir vereinbart hatten: Er hätte gerade die Bücher abgeben wollen und würde nach dem Eingang suchen.

Der Deutsche glaubte ihm und gab ihm bloss einen Tritt wegen seiner Dummheit. Kuki machte sich vor Angst in die Hosen und wollte nicht mehr weitermachen. Doch wir hatten längst ein stattliches Lager beisammen. Ein paar Ghettobewohner sahen uns mit den Büchern zum Versteck ziehen, aber schenkten uns keine Beachtung. Wie sich später herausstellte, machten andere das gleiche wie wir.

Nach Hause nahm ich immer nur jeweils ein Buch mit. Ich versteckte es vor der Familie. Doch es lastete schwer auf meiner Seele. Da besaßen wir diese reichhaltige Büchersammlung und nutzten sie bloss für uns selbst. Schon bald fingen Kuki und ich an, Bücher zu verleihen, zuerst an unsere besten Freunde und Verwandten, später an immer mehr Leute. Es sprach sich herum.

Inzwischen besuchten Kuki und ich eine jüdische Handwerksschule. Eines Tages kam Herr Edelstein, unser Ausbilder, auf mich zu und fragte, ohne Umschweife, ob ich ihm irgendwelche Fachbücher besorgen könnte. Zuerst stellte ich mich dumm, aber als er darauf bestand, sagte ich ihm, ich würde mich erkundigen. Kuki hatte mich für verrückt erklärt, selbst Schulbücher zu retten, vor allem Mathematikbücher. Er hasste Mathematik. «Dafür riskiere ich meinen Kopf?» hatte er ausgerufen, als er sie sah. Unter unseren Exemplaren gab es ein ziemlich neu aussehendes Geometriebuch. Ich schmuggelte es für Herrn Edelstein in die Schule. Er war so

glücklich darüber, dass er mir um den Hals fiel. «Weisst du, was für ein Schatz das ist? Sieh dir das an. Es ist auf hebräisch und erst vor ein paar Jahren in Tel Aviv erschienen. Wo zum Teufel hast du das her?»

Herr Edelstein war ein ziemlich schüchterner Mann mit grossen braunen Augen und dünnem Haar. Er hatte in Kaunas am Gymnasium unterrichtet und kam aus einer kleinen Stadt. Dort hatten die litauischen Nationalisten alle Juden in die Synagoge gesperrt und dann das Gebäude angezündet. Seine ganze Familie war bei lebendigem Leibe verbrannt. Trotzdem war er immer noch davon überzeugt, dass am Ende das Gute über das Böse siegen würde. Im Ghetto besass er keine Verwandten. Wie fast alle alleinstehenden Männer hatte er eine Familie «adoptiert», die keinen Ernährer mehr hatte.

Der Judenrat hatte das angewiesen, um alleinstehende Frauen, Kinder und Alte zu schützen. SA-Obersturmführer Gustav Hermann, der deutsche Leiter des Arbeitsamtes, war zu der Überzeugung gelangt, dass die Moral seiner Arbeiter davon abhing, die Familien – so gut es ging – zusammenzuhalten. Darum schuf der Judenrat Scheinfamilien, wo keine echten mehr waren. Herr Edelstein hatte eine fünfköpfige Familie. Er hatte sie ins Herz geschlossen, und wie viele versuchte er oft, Geschäfte mit den litauischen Wachen zu machen, um ihnen etwas zu essen nach Hause bringen zu können. Als ich ihm das Buch mitbrachte, stopfte er es in eine Tasche voll Kleider. Am Nachmittag, nach der Schule, sah ich ihn am Tor, wo er stehen geblieben war, um mit der Wache zu handeln. Möglicherweise hatte er mehr Essen verlangt, als der ihm geben wollte. Jedenfalls brüllte der Wachmann plötzlich los. «Was hast du da versteckt, du dreckiger Jude? Ein Buch? Und das auch noch in eurer Heidensprache? Du weisst, dass ich dich dafür erschiessen kann. Wie würde dir das als Bezahlung gefallen?»

Ich war erst ein paar Meter entfernt. Als ich mich umdrehte, sah ich ein deutsches Militärfahrzeug, das von der anderen Seite am Tor vorfuhr. Es blieb stehen, und ein SS-Offizier stieg aus. Er wollte wissen, was los war. Ich fühlte, wie sich mir der Magen umdrehte. Aschfahl stand Herr Edelstein da, während der Litauer dem SS-Offizier das Buch zeigte. Langsam blätterte der Deutsche es durch.

«Wo hast du das her?» fragte er. Ich konnte nicht verstehen, was Herr Edelstein antwortete. Der Deutsche schlug ihm ins Gesicht. «Lüg mich

nicht an, du dreckiger Jude!» bellte er. «Das Buch hier ist in Palästina gedruckt und in einer Art Code geschrieben. Wer ist dein Kontaktmann? Wo hast du das Buch her? Rede, oder ich bringe dich um!»

Ich stand starr vor Schreck. Der Deutsche und der Wachmann schlugen auf meinen Lehrer ein. Ich rechnete jeden Moment damit, dass Herr Edelstein mit dem Finger auf mich zeigen würde, doch stattdessen gab er mir mit einem kaum erkennbaren Zeichen zu verstehen, ich solle verschwinden. Sofort rannte ich los. Als ich in eine Seitenstrasse einbog, hörte ich einen Schuss. Ich drehte mich um und sah, wie Herr Edelstein auf die Knie stürzte. Der Deutsche setzte die Pistole an seiner Schläfe an und schoss noch einmal, und Herr Edelstein fiel um und lag still da.

In jener Nacht plagten mich schreckliche Alpträume. Ich war im Fort IX. Kuki und ich fielen in das Massengrab. Weit über mir sah ich Lena. Sie fiel auch. Dann lag sie auf mir, und das Loch in ihrer Kehle wurde grösser und grösser, und ein dicker Blutstrom quoll heraus und ergoss sich über mein Gesicht, meinen Mund, meine Nase. Ich ertrank.

Ich erwachte von meinen Schreien, doch die waren nur in meinem Kopf. Fünf Minuten lang lag ich da und versuchte, meinen Atem wieder unter Kontrolle zu bekommen. Die Wirklichkeit um mich her war nicht viel besser. Mein Lehrer war umgebracht worden, und das war meine Schuld.

Ende März wurde die kalte Wintersonne allmählich wieder wärmer. Der Schnee schmolz, hier und da spross erstes Grün aus dem schlammigen Boden. Die Natur erwachte aus einem harten Winter. Seit zehn Monaten waren wir nun eingekerkert, aber immerhin: wir lebten noch.

Ich fand neue Freunde: Uri Chanoch und Chaim Konwitz. Sie arbeiteten als Laufburschen für Gustav Hermann beim deutschen Arbeitsamt, das mitten im Ghetto lag. Hermann verstand keinen Spass, wenn es um Ordnung ging, aber alles in allem galt er als einer der besseren Chefs.

Uri und Chaim gehörten der zionistischen Jugend an und hatten Kontakte zur Untergrundbewegung. Die Mitglieder der Bewegung brauchten dringend offizielle Dokumente, die es ihnen erlaubten, sich ausserhalb des

Ghettos zu bewegen. SA-Obersturmführer Hermann war einer der wenigen, die eine solche Erlaubnis ausstellen konnten. Die Formulare und ein offizielles Siegel waren in seinem riesigen Schreibtisch verschlossen. Uri und Chaim hatten schon öfters versucht, die Schubladen aufzubrechen, aber das ging nicht, ohne sichtbare Spuren zu hinterlassen.

Eines Tages, als sie das Büro putzten, versuchten sie, den Tisch zu bewegen. Hermann wollte immer ein peinlich sauberes Büro haben, darum hatten die beiden vor, unter dem Tisch Staub zu wischen. Als sie versuchten, ihn hochzuheben, hielten sie plötzlich die ganze Platte in den Händen. Zuerst waren sie zu Tode erschrocken. Sie dachten, sie hätten den Schreibtisch kaputtgemacht, und dass das jetzt ihr Ende wäre. Doch dann sahen sie, dass die Platte mit vier Holzpflocken auf den Tisch gesteckt war. Das Siegel lag in der obersten Schublade.

Jetzt konnten sie die Pässe besorgen. Damit waren die Mitglieder der Untergrundbewegung in der Lage, Kontakt aufzunehmen zu litauischen Kommunisten, die von den Nazis nicht entdeckt worden waren.

Fanny hatte inzwischen ihren Handel ausgeweitet. Sie wurde zwar manchmal am Tor erwischt und musste ihre Beute abgeben, aber sie wurde immer waghalsiger. Sie hatte Kontakt aufgenommen zu einem litauischen Gleisarbeiter, der sie mit grösseren Mengen an Mehl versorgte. Mutter buk daraus Brötchen, die ich auf der Varniustrasse verkaufte. Mit dem Verdienst konnten wir andere Sachen kaufen. Ich wurde ein kleiner Geschäftsmann. Ich band mehrere Körbe an einer Schleife zusammen, die man um den Hals hängen konnte. Dann trommelte ich ein paar Kleinere zusammen, die damit hausieren gingen. Zu der Zeit war im Ghetto noch etwas Geld im Umlauf.

Als ich eines Abends vom Brötchenverkaufen nach Hause kam, fand ich Vater in Aufruhr und Mutter in Tränen. Fanny war von der Gestapo verhaftet worden. Man hatte sie und ihren neuen Partner beim Mehlkaufen erwischt. Unglücklicherweise hatte der litauische Verkäufer es aus dem deutschen Militärversorgungsdepot gestohlen. Sie waren alle ins Gestapo-Gefängnis verschleppt worden.

Normalerweise wurde jeder Jude, der auch aus geringstem Anlass in die Hände der Gestapo fiel, zum Fort IX gebracht und dort erschossen. Fannys Verbrechen, mit gestohlenem deutschem Gut zu handeln, gehörte zu den



Ein kleiner Junge versucht, im Ghetto Kaunas Lebensmittel zu verkaufen.

schwersten. Es gab keine Hoffnung für sie. Ich war am Boden zerstört. Vater brach völlig zusammen. Fanny war seine Erstgeborene, sein Liebling. Für mich war sie wie eine zweite Mutter. Die ganze Nacht lag ich wach und weinte.

Vater war jetzt ganz willenlos, aber plötzlich wurde Mutter tatkräftig. Früh am nächsten Morgen stand sie auf und warf Vater aus dem Bett. «Zuerst versuchen wir unser Möglichstes, sie zu retten», sagte sie grimmig, «und wenn wir das nicht schaffen, kannst du dich immer noch in deinem Kummer suhlen. Auf, zu Lipzer.»

Benno Lipzer war ein komischer Kauz. Er war verantwortlich für die Brigade, die in Kaunas für die Gestapo arbeitete, und besass Kontakte zu den ranghöchsten Gestapoleuten, einschliesslich dem berüchtigten Mörder Schtitz. An Schtitzens Händen klebte das Blut Tausender Juden, doch es gefiel ihm auch, seine eigenen Juden um sich zu scharen, vor allem, weil er von ihnen so viele teure Geschenke bekam. So war es Lipzer immer wieder gelungen, Juden aus den Fängen der Gestapo zu befreien.

Vor dem Krieg gehörte er nicht gerade zum Bekanntenkreis meiner Eltern. Lipzer war ein ungebildeter Handlungsreisender. Was ihm an Bildung fehlte, machte er durch aufgeblasenes Gehabe und grossen Ehrgeiz wieder wett. Aber er kannte meinen Bruder Hermann, denn Lipzer war einer jener Juden, die Hermann während der späten dreissiger Jahre vor antisemitischen Schlägern bewahrt hatte. Damals hatte Lipzer geschworen, er würde diese gute Tat niemals vergessen und sie Hermann eines Tages vergelten. «Unser Kind schwebt in Lebensgefahr», erklärte die Mutter dem erstaunt dreinsehenden Vater, dem diese Geschichte völlig entfallen war, «also gehen wir, ihn an sein Versprechen zu erinnern.»

Ich zog mich schnell an, um mit ihnen zu gehen. Anfangs war Vater dagegen, dass ich sie begleitete, aber Mutter dachte, dass das durchaus hilfreich sein könnte: der kleine Junge, der beim mächtigen Lipzer um das Leben seiner Schwester bat.

Der Tag war gerade erst angebrochen, als wir das Haus verliessen. Bei Lipzer war noch alles dunkel. Eine Viertelstunde lang warteten wir, ob irgendein Lebenszeichen erkennbar werden würde. Sogar Mutter, die ganz kribbelig vor Ungeduld war, wagte nicht, Lipzer aufzuwecken. Endlich ging Licht an im Obergeschoss. Vater musste Mutter zurückhalten, die schon zur Tür stürmen wollte.



Am Ghattotor: Der Mann vorne links in Schwarz mit weisser Armbinde ist Benno Lipzer. Er hat Sollys Schwester Fanny aus dem Gestapo-Gefängnis befreit.

«Gib ihm ein paar Minuten, um aufzustehen. Du willst ihn doch nicht verärgern, oder?» Also warteten wir noch mal fünf Minuten, bis sich das Licht nach unten bewegte. Mutter stürzte zur Tür. Sie klopfte mehrmals, bis Lipzer endlich aufmachte. Er war noch im Bademantel und sah verärgert aus. Instinktiv drängte ich mich an Mutter heran und fing an zu weinen. Ich weiss nicht, warum. Die Tränen kamen wie von selbst. Lipzers Gesichtsausdruck wurde milder. Ich glaube, wir sahen ziemlich erbarungswürdig aus.

Bevor er noch irgendwelche Fragen stellen konnte, steuerte Mutter schon auf ihr Ziel zu:

«Unser Sohn, Hermann Genkind, hat Sie mal vor einem bösen Überfall bewahrt, und Sie haben damals geschworen, dass Sie das nie vergessen werden. Jetzt ist unsere Tochter Fanny, Hermanns Schwester, beim Tauschhandel erwischt worden und sitzt im Gestapo-Gefängnis. Man hat uns gesagt, dass Sie da als einziger helfen können. Wir bitten Sie inständig: Retten Sie ihr Leben!»

Mutter wählte die Worte sorgfältig, als wollte sie sichergehen, dass dieser Kerl sie verstand. Einen Moment lang verfinsterte sich sein Gesicht. Lipzer stand bei vielen in der Schuld und wollte nicht gern daran erinnert werden. Doch dann entspannten sich seine Züge. Er bat uns ins Haus.

«Das ist ein mutiger Mann, Ihr Sohn. Die Jungs nannten ihn Tarzan, nicht wahr?»

Mutter nickte. Hermann war von seinen Freunden immer Tarzan gerufen worden, weil er aussah wie Johnny Weissmüller.\*

«Sie haben ihn im Siebten Fort ermordet», sagte Mutter, «als der Krieg begann.»

«Das tut mir leid», sagte Lipzer mit weicher Stimme, «ich habe ihn sehr gemocht. So viele unserer besten Jungs sind umgebracht worden.» Er sah tatsächlich aus, als würde es ihm leid tun. Dann blickte er auf die Uhr. «Wann ist Ihre Tochter verhaftet worden? Und wieso? Schnell, die Details.»

Mutter beschrieb ihm die Umstände der Verhaftung. Lipzer pffiff durch die Zähne.

«Ich bin nicht sicher, ob ich da noch was machen kann. Wer deutsches

\* J.W. (1904-1984), amerikanischer Weltrekordschwimmer, Olympiasieger (1924 und 1928) und Filmschauspieler («Tarzan»-Darsteller).

Gut klaut, ist dran. Ich versuche, was ich kann, aber versprechen kann ich nichts. Kommen Sie heute abend wieder, und bringen Sie Gold mit oder irgendwas anderes Wertvolles, falls ich sie bestechen kann.» Wir verliessen ihn mit hängenden Köpfen. Die Lage schien hoffnungslos. «Wenigstens haben wir es versucht», sagte Vater, aber Mutter schüttelte seinen Arm ab. «Das reicht nicht. Wir müssen noch mehr tun. Wir müssen sie retten.»

Sie wollten es bei Dr. Elkes probieren. Leider musste ich zur Schule. Dort war ich jedoch mit meinen Gedanken woanders. Ich dachte, der Tag würde nie enden.

Erst spät kamen meine Eltern zurück. Vater sah erschöpft aus. Ohne ein Wort zu sagen, ging er zu Bett. Mutter setzte sich, trank eine Tasse Tee und berichtete Anuschka, wie sie den Tag verbracht hatten. Sie waren bei allen wichtigen Menschen im Ghetto gewesen, sogar bei den Leitern der zionistischen Organisationen, bei jedem, der irgendeine Verbindung zu den Deutschen hatte, selbst bei Schmugglern hatten sie ihr Glück versucht. Niemand hatte ihnen Hoffnung gemacht. Abends waren sie noch mal bei Lipzer gewesen, doch Schtitz war nicht in der Stadt, und darum hatte Lipzer nichts erreicht. Immerhin konnte er herausfinden, dass Fanny noch im Gefängnis sass, bisher also nicht zum Fort IX geschickt worden war. Das schien ein gutes Zeichen zu sein. Er bat meine Eltern, am nächsten Abend wiederzukommen.

Später in jener Nacht gingen Mutter und Anuschka nach draussen. Mutter rauchte eine von Anuschkas stinkenden Zigaretten. Sie hatte niemals zuvor geraucht. Ich konnte hören, wie sie jedesmal hustete, wenn sie einen Zug nahm. Dann verschwanden sie beide und kamen zurück mit einem kleinen Paket, das sie sorgfältig versteckten. Ich war sicher, dass irgendetwas Wertvolles darin war.

Am nächsten Morgen standen wir früh auf. Es war ein wunderschöner, sonniger Tag. Unvorstellbar, dass an einem solchen Tag meine Schwester umgebracht werden könnte. Vater ging zur Arbeit, und Mutter brachte zusammen mit Anuschka das Paket zu Lipzer. Ich blieb zu Hause und rollte mich im Bett zusammen.

Mir war hundeelend. Ich versuchte zu lesen, doch die Sätze ergaben keinen Sinn. Die Wörter tanzten vor meinen Augen und blieben bedeutungslos. Ich bemühte mich, nicht daran zu denken, was die Gestapo mit meiner Schwester anstellen würde.

Wieder verging ein Tag. Wieder nichts Neues. Wenn die Gestapo beschloss, jemanden freizulassen, so taten sie das normalerweise nach einem Tag. Lipzer sagte, die Chancen für Fannys Freilassung stünden schlecht. Er hatte das Paket jenem Gestapo-Beamten zugeschmuggelt, der sie verhörte. Es gab einen kleinen Hoffnungsschimmer: Sie war nach wie vor im Gefängnis, während ihr Partner längst zum Fort IX geschickt worden war. «Schtitz ist immer noch weg», informierte Lipzer Mutter, «und das ist schlecht, denn mit ihm habe ich meine Abmachung. Doch auf der anderen Seite ist das vielleicht auch ganz gut, jedenfalls, was Sie angeht. Oft lässt er nämlich nicht bloss den Erwischten umbringen, sondern gleich die ganze Familie.»

Am späten Nachmittag ging ich mit Mutter wieder zu Lipzers Haus. Wir wollten vor der Tür warten, bis er von der Arbeit heimkommen würde. Es war schon lange dunkel, als seine vertraute Gestalt endlich erschien. Er schwankte ein bisschen.

«Ach, ihr seid's! Ich werde euch vermissen, morgen. Ich habe mich richtig daran gewöhnt, euch vor meiner Tür stehen zu sehen. Ihre Tochter kommt zurück, gnädige Frau. Danken Sie dem Himmel, dass Schtitz weg war. Der Offizier, der das Fräulein Genkind verhört hat, hat grossen Gefallen an ihr gefunden und eine andere an ihrer Stelle zum Erschiessen geschickt.» Das alles erzählte er in einem spassigen Tonfall, als würde er uns den neuesten Klatsch mitteilen.

«Was meinen Sie damit, eine andere an ihrer Stelle?» schrie Mutter. «Wer war das?»

«Ich glaube nicht, dass Sie ihren Namen zu wissen brauchen. Sie ist dabei erwischt worden, als sie ihr letztes Hemd gegen einen Laib Brot eintauschte. Die haben sie in dieselbe Zelle wie Ihre Tochter gesteckt. Normalerweise würden sie mir so jemanden freigeben. Was sie gemacht hat, war weniger schlimm. Aber der zuständige Offizier hat beschlossen, die beiden auszutauschen und sie in den Tod zu schicken anstelle Ihrer Tochter.»

Er lachte. «Und», fügte er unbarmherzig hinzu, «machen Sie sich keine Gedanken um ihre beiden kleinen hungernden Kinder. Sie sind heute abgeholt und zum Fort IX geschickt worden. Sehen Sie, Gott schützt immer die, die ein paar Schätze anzubieten haben. Und natürlich schöne Frauen wie Fania Genkind. Wissen Sie, die andere Frau war ja so hässlich. Ha,

ha, ha.» Er kicherte und zeigte mit dem Finger auf Mutters entsetztes Gesicht. Spätestens jetzt war uns klar, dass er betrunken war.

«Ich glaube Ihnen nicht», hauchte Mutter.

«Glauben Sie, was Sie wollen. Aber vergessen Sie niemals, dass Lipzer immer seine Rechnungen begleicht. Er war ein guter Kerl, Ihr Tarzan. Ein Jammer, dass sie ihn erschossen haben. Meine Empfehlung an Ihre charmante Schwester Anuschka. Entschuldigen Sie mich jetzt, ich muss mal austreten. Zu viel Bier, verstehen Sie? Also dann, auf Wiedersehen. Ihre Fanny ist morgen wieder da.» Er ging davon, schwankend, ein Lied auf den Lippen.

Mutter brauchte eine Weile, bis sie sich gefasst hatte. «Kein Wort zu Vater über das, was das betrunkene Schwein da gesagt hat. Verstanden?»

Hatte Gott die Hände im Spiel bei Fannys Rettung, oder der Teufel? Ich war froh und unglücklich zugleich. Es war ekelhaft, wie diese Deutschen mit Menschenleben spielten, als wären sie Gott.

In jener Nacht träumte ich, ich wäre die Frau, die anstelle meiner Schwester erschossen werden sollte. Ich stand vor einem offenen Grab. Ich fühlte, wie die Kugeln in meinen Körper einschlugen. Ich schrie, und bevor ich fiel, erschien ein riesiger Spiegel vor mir und ich sah mein Gesicht. Kein Zweifel, es war fürchterlich hässlich.

Am nächsten Abend warteten wir alle am Tor, dass Fannys Brigade zurückkehrte. Die Gestapo hatte sie zum Bahnhof geschickt, zur täglichen Arbeit. Irgendwo war eine Sicherung durchgebrannt, so dass es dunkel war am Tor, als sie ankamen. In der Notbeleuchtung, einer einzelnen Gaslampe, warfen die Heimkehrenden lange Schatten, als sie das Tor passierten. Die litauischen Wachen hielten sich nicht lange mit Kontrollen auf und liessen die Arbeiter durchgehen. In der Ferne erkannten wir Fanny. Sie hinkte, und als sie näherkam, sahen wir, dass ihr Gesicht bleich und geschwollen war.

Hoherhobenen Hauptes ging sie durch das Tor. Ich glaube, sie wollte uns zeigen, dass die Deutschen ihren Willen nicht brechen konnten. Wir flogen auf sie zu, umarmten sie, weinten alle zusammen. Sie hatte fürchterliche Schläge bekommen, aber schien nicht ernsthaft verletzt. Viele, die der Gestapo entkommen waren, blieben Krüppel ihr Leben lang.

«Übrigens», fragte sie, «ist Etkė mit meinen Grüßen vorbeigekommen?»

Wir waren in derselben Zelle, sie ist ein paar Tage vor mir entlassen worden.»

Also hatte Lipzer nicht gelogen. Mutter warf mir einen warnenden Blick zu.

«Nein, nein, da ist keiner vorbeigekommen», sagte sie, «wahrscheinlich war sie mit ihren Kindern beschäftigt.»

«Wenn sie nicht gekommen ist, woher weisst du dann, dass sie Kinder hat?» Fanny schöpfte Verdacht. Mutter war verwirrt und fing an zu stottern. Das machte Fanny nur noch misstrauischer.

«Was ist hier los? Was verheimlicht ihr mir?»

«Es tut mir so leid, Fanny», sagte ich, lauter als beabsichtigt, «aber diese Frau ist nie im Ghetto angekommen. Sie ist wahrscheinlich zum Fort IX geschickt worden.» Die anderen starrten mich überrascht an, vor allem Mutter.

«Lipzer hat das letzte Nacht Mutter gesagt», erklärte ich.

Weinend brach Fanny zusammen. Ich spürte, dass Mutter drauf und dran war, Lipzers Worte zu wiederholen, nachdem ich schon die Hälfte davon verraten hatte.

«Lipzer hat gesagt, dass Etko zum Fort IX geschickt worden ist», sagte ich schnell, «weil nämlich Schtitz aus Wilna zurückgekommen ist und das befohlen hat. Du durftest nach Hause gehen, weil der Hauptmann Schtitz um dein Leben gebeten hat.»

Fanny sah mich lange an. Ich bemerkte, dass Mutter erleichtert aufatmete. Niemals haben wir Vater und den anderen verraten, was genau Lipzer gesagt hatte.

Als ich später im Bett lag, musste ich daran denken, was für ein Glück wir hatten. Mich plagten grosse Schuldgefühle wegen Etko und ihrer Familie, aber was konnte ich machen? So was passierte ständig im Ghetto. Die ohne Beziehungen waren immer in Gefahr.

Dauernd lag ich Fima in den Ohren, er solle mich mitnehmen zur neuen Untergrundbewegung. Eines Tages bat er mich endlich, zu den kleinen Werkstätten zu gehen, wo Mutter und Anuschka arbeiteten. Sie flickten dort Uniformen, die von der Front zurückgeschickt wurden. Ich sollte ein Paket auffangen, das über einen Zaun geworfen werden würde, und dann sollte ich es im Versteck unter dem Haus ablegen.

«Eigentlich war das meine Aufgabe», erklärte Fima, «aber morgen muss

ich länger arbeiten. Also zeig, was du kannst. Ich weiss nicht, was in dem Päckchen ist, ich weiss nur, dass es sich um eine ziemlich gefährliche Angelegenheit handelt. Pass also bitte auf.»

Am nächsten Abend fand ich mich, wie ausgemacht, am Zaun ein. Es war kalt, darum schlug ich meinen Mantelkragen hoch. Die Vorübergehenden beachteten mich kaum, doch mein Herz schlug wie wild. Ich weiss nicht mehr, wie lange ich dort gestanden hatte, als ich endlich einen Pfiff hörte. Eines der Bretter wurde beiseite geschoben und ein Paket durch die Öffnung gesteckt. Als ich das Bündel durchzog, blickte ich dahinter in das Gesicht von Tante Anuschka. Darin spiegelte sich meine Überraschung. Bevor ich noch etwas sagen konnte, schob sie das Brett wieder vor. Ich rannte davon, so schnell mich meine Füsse trugen. Also war meine Tante in die Sache verwickelt. Ich konnte es kaum glauben.

Fima hatte mir befohlen, das Paket nicht zu öffnen, aber wie immer siegte meine Neugierde. Bevor ich es ins Versteck schob, machte ich es auf und bekam einen Riesenschreck. Darin lag eine deutsche Uniform.

Als Anuschka von der Arbeit heimkam, sah sie mich merkwürdig an, sagte aber nichts. Später flüsterte sie mir zu, ich solle mit ihr nach draussen kommen. Dort stand sie erst nur da und rauchte. Das glimmende Ende hatte schon fast ihre Fingerspitzen erreicht, als sie plötzlich sagte: «Ich weiss nicht, wie du da hineingeraten bist, und ich will es auch gar nicht wissen. Aber ich will, dass du mir zwei Dinge versprichst. Erstens, dass du sofort diese Organisation verlässt, und zweitens, dass du keiner Menschenseele verrätst, dass du mich gesehen hast. Ich muss dir nicht erklären, wie gefährlich das für uns ist, für die ganze Familie.» Dann lächelte sie, völlig unerwartet, und gab mir einen Kuss. «In Ordnung?»

«In Ordnung», sagte ich feierlich.

Nachts, als alle schliefen, spürte ich einen plötzlichen Luftzug. Ich sah auf und bemerkte Fima, der hereinschlich. Er trat an mein Bett und gab mir einen Klaps auf die Schulter. «Gut gemacht», flüsterte er. Ich brannte darauf, ihm zu erzählen, was Anuschka gesagt hatte, aber ich zwang mich zum Schweigen.

Im Juni 1942 kam Vater eines Tages mit einer bemerkenswerten Neuigkeit von der Arbeit heim: Er war gerade zum Versorgungsmann des neuen

Ghetto-Orchesters ernannt worden. Wir alle dachten, er würde Witze machen. Ein Orchester im Ghetto? Doch es stimmte. Die Musiker waren der jüdischen Polizei angeschlossen worden. Wenn sie nicht spielten, gingen sie gewöhnlichen Polizeiaufgaben nach, dafür bekamen sie bessere Rationen und waren sicherer vor den Schikanen der Deutschen als die anderen. Da Vater für die Versorgung des Orchesters zuständig war, lernte ich fast alle Mitglieder kennen. Der Dirigent war der bekannte Musiker Mischka Hofmekler, ein Freund von Vater. Kukis Mutter, Vera Schor, war eine der Geigerinnen. Abrasha Stoupel spielte die erste Geige, ausserdem gehörten die Bornstein-Brüder zum Orchester, Maja Gladstein und viele andere. Der Schlagzeuger hiess Granat und hatte einen Jungen in meinem Alter, David. Er war der «Eilbote», der Laufjunge des Orchesters. Später sollte er einer meiner besten Freunde werden.

Ich erinnere mich an die erste Probe. Sie fand in der früheren Slabodker Yeshiva statt. Seit Ewigkeiten hatte ich keine Musik mehr gehört. Das Orchester spielte Tschaikowski. Es war die «Ouvertüre 1812», und als die Musik im Graben answoll, konnte ich die Tränen nicht zurückhalten.

## Teil II

### 12

27. März 1944. Am Morgen wachte ich lange nach Sonnenaufgang auf. Nachts hatte ich noch gelesen, Thomas Manns «Buddenbrooks». Hatte mich nicht davon losreissen können und das Buch erst zur Seite gelegt, als meine Kerze erlosch. Während ich noch im Bett lag und an die lebenswürdigen Menschen aus dem Roman dachte, dämmerte es mir, dass das ja auch Deutsche waren, aus einer früheren Zeit vielleicht, aber doch Deutsche.

Meine Familie war früh zur Arbeit gegangen. Ich war allein im Haus. Nur vage konnte ich mich daran erinnern, dass jemand versucht hatte, mich aufzuwecken, bevor sie gingen, aber sie mussten es aufgegeben haben. Eigentlich hätte ich zur Handwerksschule gehen sollen, wie sonst, aber es war schon zu spät. Vielleicht würde Kuki mich decken können. Shimon, unser Lehrmeister, hatte gedroht, mich aus der Klasse zu werfen, wenn ich noch einmal schwänzen würde, und das bedeutete, zur gefürchteten Flughafen-Arbeit zu müssen.

Langsam zog ich mich an. Da hörte ich draussen Blechstimmen plärren. Sofort war ich am Fenster. Ein schwarzes Auto mit zwei Lautsprechern auf dem Dach fuhr langsam durch die Strasse. «Achtung! Achtung! Alle bleiben in ihren Häusern. Wer das Haus verlässt, wird erschossen!» Hinter dem Auto gingen Dutzende deutscher Gestapo-Männer und ukrainischer Milizionäre. Einer von ihnen trieb zwei kleine Jungen vor sich her, die am Ende der Strasse lebten. Sie trugen noch ihre Schlafanzüge, ihre nackten Füsse waren schlammbeschiert. Ein anderer Soldat stiess ihre Grossmutter vorwärts.

Um Gottes willen, dachte ich. Sie sind hinter Kindern und Alten her! Schnell warf ich mir meinen Mantel über und konnte gerade noch durch das hintere Fenster springen, als die Deutschen die Haustür einbrachen. Ich duckte mich hinter einer Gruppe von Büschen und überlegte, wo ich mich verstecken könnte. Der Geräteschuppen!

Während des Sommers 1943 hatte ich für SA-Obersturmführer Gustav Hermann gearbeitet. Er hatte Spass am Gärtnern. Hinter der Kommandantur hatte er sich ein Stück Land hergerichtet, wo er Blumen und Gemüse zog. Jedesmal, wenn ich dort vorbeiging, lief mir beim Anblick der saftigen Tomaten und Gurken das Wasser im Munde zusammen. Leider gab es keine Möglichkeit, etwas zu klauen. Nicht einmal die SS-Leute riskierten es, sich aus Hermanns Garten zu bedienen.

An einem Sommertag sah ich, wie Hermann sich dort abplagte. Er schwitzte stark und wischte sich immer wieder den Schweiß von der Stirn. Ich näherte mich ihm vorsichtig und fragte ihn, ob er nicht Hilfe gebrauchen könnte. Überrascht sah er mich an. Kein Jude wagte es, einen Deutschen anzusprechen, und erst recht nicht einen Offizier, bevor er nicht dazu aufgefordert wurde. Doch Hermann genoss den Ruf, ganz vernünftig zu sein, normalerweise sprach er in zivilem Ton, sogar gegenüber Juden. Er verlangte nur eines: Fleiss. Wenn er etwas befahl, dann wollte er, dass es auf der Stelle ausgeführt wurde.

Nach kurzem, bedrohlichem Schweigen befahl er mir, einen Spaten zu nehmen und zu graben. Von diesem Tag an arbeitete ich zweimal die Woche in seinem Garten. So wie Uri und Chaim sein Büro blitzblank halten mussten, hatte ich dafür zu sorgen, dass sein Garten picobello war. Ich polierte seine Spaten und andere Geräte, bis sie glänzten. Seine Anerkennung bezeugte er mit einem halben Laib Brot.

Etwa hundert Meter von der Kommandantur entfernt stand ein Holzschuppen. Hermann bewahrte seine Geräte darin auf. Ein Vorhängeschloss hing an der Tür. Eines Abends putzte ich nach der Gartenarbeit im Schuppen die Spaten. Da bemerkte ich am Boden eine lose Planke. Zu meinem Erstaunen war unter der Hütte ein grosses Loch. Das perfekte Versteck! Wer würde daran denken, in Hermanns eigenem Schuppen zu suchen?

Er war gerade in die Stadt gegangen. Sorgfältig hob ich mehr Erde aus, damit das Loch gross genug für mich war. Nahe der Tür war eine verzo gene Latte an der Seiten wand. Die unteren Nägel fehlten. Ich zog oben noch zwei heraus. Im Notfall würde ich die Latte beiseite schieben und durchschlüpfen können. Wenn ich von innen ein paar Geräte vor das Brett schieben würde, blieb es an Ort und Stelle. Ich probierte es ein paar mal aus, wenn niemand in der Nähe war.

Es dauerte weniger als eine Minute, in den Schuppen zu schlüpfen, ins Loch zu kriechen und die Bodenplanke über meinen Kopf zu ziehen.

Leider übernahm kurze Zeit später die SS das Kommando im Ghetto, und Hermann wurde von einem SS-Offizier namens Auer ersetzt. Er erlaubte mir zwar, auch weiterhin im Garten zu arbeiten, aber er war ein weitaus unangenehmerer Chef als Hermann.

Mein Problem war jetzt, wie ich den Schuppen erreichen sollte. Überall waren Ukrainer, die in die Häuser einbrachen und Kinder und Alte auf die Strasse jagten. Wieder einmal musste ich die Schreie derer mitanhören, deren Familien auseinandergerissen wurden, das ohrenbetäubende Gemjammer von Müttern, denen sie die Kinder Wegnahmen.

Es gab keine Chance, ungesehen an den Wachen vorbeizukommen. Alles, was ich tun konnte, war, mich den Abgeholt anzuschliessen und dann später zu versuchen, im Gewühle abzu tauchen. In der Tasche hatte ich Hermanns alte Bescheinigung und die Armbinde, die mich als «Eilbote» auswies, wie die Laufburschen hier genannt wurden. Man konnte nicht viel auf diese Ausweise geben, aber manchmal halfen sie doch.

Ich hatte kaum Zeit zum Nachdenken. Wenn sie mich hier hinter den Büschen fänden, würden sie mich auf der Stelle erschiessen. Ich schlüpfte aus meinem Versteck und ging betont langsam zu der Kolonne hinüber. Ein Ukrainer trat mich für meine Bummelei in den Hintern, doch er liess mich zu den anderen.

Als wir uns der Kommandantur näherten, streifte ich die Armbinde über. Alle wurden in den Hof davor getrieben. Der Platz quoll über vor Kindern, Frauen mit Babies, Alten und Kranken. Sie wurden auf grosse, mit Planen bespannte Lastwagen getrieben. Mütter, die ihre Kinder nicht hergeben wollten, wurden von böse knurrenden Dobermännern angefallen, bis sie zu Boden gingen. Einige Frauen wurden erschossen, andere mit ihren Babies auf die Laster geworfen. Die Alten und Kranken, die nicht schnell genug waren, brachen unter einem Hagel von Schlägen und Tritten zusammen und wurden schliesslich von den Hunden zerbissen.

Die Geräuschkulisse war entsetzlich – Gebell, Geschrei und Flüche. Wieder einmal glaubte ich, den Verstand zu verlieren. Die dunkle Öffnung am

Ende des Lastwagens war wie der Rachen eines Ungeheuers, das Menschenopfer verschlang. Ich hielt mir einen Augenblick lang die Ohren zu. Hinter meiner Angst hörte ein anderer Teil meines Gehirns nicht auf zu denken. Der Lastwagen vor mir war voll beladen. Die Männer warfen die Heckklappe zu und gaben dem Fahrer das Signal zur Abfahrt. Dann rumpelte er mit seiner Menschenfracht davon, und der nächste fuhr vor.

Ich sah mich um. Wenn ich doch nur Auer irgendwo entdecken könnte. Vielleicht würde er mir helfen. Ich versuchte, mir einen Weg durch die Menge hinüber zur Kommandantur zu bahnen. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis ich endlich am Eingang stand. Ein älterer SS-Mann hielt dort Wache. Er war ein Freund von Gustav Hermann.

«Ich bin der persönliche Eilbote von Hauptsturmführer Auer», sagte ich und zeigte ihm meine Bescheinigung, «er hat mich herbestellt.» Als er mein perfektes Deutsch hörte, hob er die Augenbrauen.

«Er ist hinten im Garten», sagte er in normalem Tonfall, «du kannst durchgehen.»

Ich drehte mich zur Tür. Ich hatte Angst, dass das ein Trick war, und wartete auf den Stoss. Er kam nicht. Die Tür der Kommandantur fiel sicher hinter mir ins Schloss, und ich sah in einen langen Korridor. Die Tür zum Garten lag am anderen Ende. Vor mir eilten Dutzende von Deutschen geschäftig zwischen den Büros hin und her. Ich schob mich den Gang entlang und erwartete, jeden Moment angehalten zu werden. Angestrengt versuchte ich, grösser zu erscheinen, reckte das Kreuz und presste die Schultern zurück. Doch die Deutschen schenkten mir gar keine Beachtung. Sie sahen meine Armbinde, und die Tatsache, dass ich hier drinnen war, schien Beweis genug, dass ich ein Recht dazu hatte. Hinter mir war die Tode Tür, vor mir die Tür, die vielleicht Sicherheit bedeutete. Sie schien Kilometer entfernt. Als ich endlich davorstand, war ich schweissgebadet. Der Tumult von draussen klang hier gedämpfter. Vorsichtig drückte ich die Klinke hinab. Mein Herz blieb stehen. Die Tür ging nicht auf. Ich stand wie erstarrt. War sie abgeschlossen? Panisch drückte ich die Klinke fester und presste mein Knie gegen die Tür. Sie flog auf, und ich fand mich im blendenden Sonnenlicht wieder.

Meine Augen brauchten eine Weile, bis sie sich daran gewöhnten. Ich sah Auer mit aufgekrepelten Ärmeln, wie er die Erde umgrub für die Früh-



Eine Arbeitsbrigade kehrt ins Ghetto zurück und wird von Litauern kontrolliert.  
Der Junge links im Bild arbeitet als «Eilbote», wie Solly.

jahrespflanzen, als hätte das, was draussen stattfand, nicht das geringste mit ihm zu tun.

Zuerst bemerkte er mich nicht. Dann rief er mich zu sich und fragte, was ich hier zu suchen hätte. Einen Moment lang verschlug es mir die Sprache. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, was ich sagen sollte. In den Monaten, seit ich ihm half, hatten wir unseren eigenen Umgangston entwickelt. Einmal hat er mich sogar nach Heydekrug gefragt und wie es dort vor dem Krieg gewesen war. Er sagte, er sei durch den Ort gekommen, als er in Königsberg gearbeitet hatte. Das war lange her. Jetzt hing mein Leben ab von diesem dünnen Band zwischen uns. «Ich wollte Ihnen im Garten helfen», sagte ich schliesslich, unfähig, irgendeinen klaren Gedanken zu fassen. Ich versuchte zu lächeln. Er schenkte mir einen langen Blick. Darin konnte ich den Tod erkennen. Ich war verurteilt.

«In Ordnung», sagte er beiläufig, «du kannst da weiterpflanzen, wo ich angefangen habe.» Er erhob sich und ging auf das Haus zu. Offenbar wollte er sich nicht selbst mit mir abgeben.

Kaum war die Tür hinter ihm zugefallen, rannte ich durch den frisch gepflügten Boden auf den Schuppen zu, der ausser Sicht hinter einem Hügel stand. Ich hatte gerade den Kamm erreicht, als zwei Deutsche durch die Tür der Kommandantur stürmten. Sie feuerten ein paar Schüsse ab. Nahe meiner Wange spürte ich etwas vorüberpfeifen.

Ich traf eine rasche Entscheidung, senkte den Kopf und lief weg vom Schuppen. Als ich den Eindruck hatte, ich könnte unterhalb des Hügels nicht mehr gesehen werden, machte ich kehrt und rannte wie nie zuvor. Endlich erreichte ich den Schuppen wieder. Das Blut pochte mir in den Ohren. Zu meinem Entsetzen liess sich das Brett aussen nicht bewegen. Irgendwer musste es wieder befestigt haben. Ich wagte nicht, mich umzusehen. Ich warf mich auf den Boden und trat mit beiden Füssen gegen das Brett, in der Hoffnung, dass der Lärm der «Aktion» das Geräusch übertönen würde. Das Brett gab nach, und ich zwängte mich durch die enge Öffnung, wobei ich mir Rücken und Bauch aufkratzte. Ich war drin!

Das Brett schob ich zurück an seine Stelle. Dann spähte ich durch eine Spalte. Die Deutschen waren auf dem Hügel. Ich hielt den Atem an. Sie stürmten davon in die Richtung, in die ich zuerst gelaufen war. Fast hätte ich gejubelt vor Freude. Ich hatte sie ausgetrickst.

Vorsichtig hob ich das Bodenbrett an und kroch in das Loch. Mein Herz raste noch immer, als ich das Brett über mir zurückschob. Da unten waren noch Notrationen, die ich aufgehoben hatte: eine Dose deutsches Kommissbrot, eine Dose Fleisch, zwei, drei Flaschen Wasser und ein paar Decken. Hermann hatte mich damit bezahlt, und ich war oft genug schmerzlichst in Versuchung gewesen, alles aufzuessen. Gott sei Dank hatte ich widerstanden.

Dann hörte ich Stimmen über mir. Kurz darauf rüttelte jemand an der Tür. All meine Triumphgefühle verfliegen auf der Stelle.

«Es ist abgesperrt», sagte jemand auf deutsch.

«Er kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben», sagte eine andere Stimme.

«Wo ist er dann?»

Ich hörte, wie sie um den Schuppen herumgingen und dann wieder am Vorhängeschloss klapperten.

«Auer wird uns das Fell über die Ohren ziehen. Was sollen wir ihm sagen?»

«Wir sagen ihm, dass wir ihn geschnappt und auf einen Laster geworfen haben. Genau das sagen wir ihm. Soll er doch die Asche in Auschwitz durchwühlen, wenn er sicher sein will.»

Ihre Stimmen entfernten sich. Sie hatten mich aufgegeben.

Auschwitz! Ich begann zu zittern und wickelte mich in die Decken. Sie waren muffig und klamm, weil sie so lange hier unten gelegen hatten. Sogar hier unter dem Schuppen konnte ich die Kinder weinen und ihre Mütter schreien und das scharfe Bellen der deutschen Hunde hören. Es war, als würde es niemals aufhören. Ich fing auch an zu weinen, und dann, irgendwann, wurde das Geräusch schwächer und das Ghetto still, und ich weinte und weinte mich in den Schlaf.

In Panik erwachte ich. Meine Kleider dampften vor Schweiß, und die Haare auf meinen Armen standen aufrecht. Ich hielt den Atem an und lauschte. Und dann hörte ich es. Ein Geräusch, das mir das Blut in den Adern gefrieren liess. Da war ein Hund, draussen. Er trottete um den Schuppen und schnüffelte. Dann stiess er ein Knurren aus und fing an zu buddeln, genau über meinem Loch.

Ich starrte auf die Stelle, über der er schabte. Er fauchte vor Ungeduld. Ich starb fast vor Angst. Bald schon fielen kleine Erdbrocken auf mich herab. Licht drang durch eine schmale Öffnung. Wie hypnotisiert starrte ich auf die Pfote, die erschien, dann auf die Schnauze.

Jetzt steckte schon der ganze Dobermannkopf in der Öffnung. Seine Augen glänzten bösartig, und seine kurzen, spitzen Ohren zitterten, als er sich anstrengte, seinen mageren Körper hineinzuzwängen. Ich kniff die Augen zu.

*Ich ertrank. Ein Strudel im Fluss hatte mich gepackt. Panik ergriff mich. Meine Lungen zerplatzten beinahe. «Solly, hörst du mich?» sagte mein Bruder Hermann, «du musst treten, mit aller Kraft. Breite deine Arme aus und tritt. Los, mach schon. Wach auf, wach auf, sonst bist du tot...»*

Ich öffnete die Augen. Die Schultern des Dobermanns waren durch, erwartungsvoll schnappte er mit den Zähnen. Hass schob meine Angst beiseite. Ich hasste diese Hunde, die Juden das Fleisch vom Leibe rissen. Ich stemmte mich gegen das lose Brett über mir, stand auf und tastete wild umher, bis meine Hand den Griff eines Spatens fasste. All die aufgestauten Gefühle des Tages überfluteten mich, als ich die Schaufel mit aller Kraft auf den Kopf des Dobermanns schlug. Meine Arme zuckten von dem Aufprall zurück. In den Schulterblättern fühlte ich einen scharfen Schmerz. Wir schrien beide vor Schmerz und Wut, der Dobermann und ich. Ich schrie lauter als er und holte erneut aus. Seine Augen sahen fast menschlich aus, als sie mich so überrascht anstarrten. Auf seinem Kopf war eine klaffende Wunde. Er stürzte sich auf mich. Ich sprang zur Seite und schlug und schlug, so stark ich nur konnte. Niemals zuvor hatte ich solchen Hass gefühlt und zugleich so ein Hochgefühl.

Der Dobermann brach zusammen. Sein Körper zuckte in Krämpfen, seine Augen wurden trübe. Er winselte, ein tiefer, erbärmlicher Ton. «Genau wie ein Welpen», dachte ich, und plötzlich verflog mein Hass. Das arme Vieh war von seinen Herren dazu abgerichtet worden, Menschen anzufallen. Es konnte ja nichts dafür. Es war bloss ein Hund.

Doch ich hatte keine Zeit, meinem Mitleid nachzugeben. Bis jetzt hatte ich überlebt, aber ich war noch nicht ausser Gefahr. Wo ein Hund war, war auch ein Herr, und ich betete, niemand möge in der Nähe gewesen und Zeuge unseres Geheuls geworden sein. Ich duckte mich und zerpte an dem Körper, bis die Hinterläufe ganz drinnen waren. Dann schob ich verzweifelt den Dreck zurück in das Loch, das er gescharrt hatte. Hoffentlich bemerkte niemand die frisch aufgeworfene Erde hier am Schuppen.

Als ich fertig war, zog ich das Brett zurück über meinen Kopf. Keuchend

lag ich da und vermied es, den toten Hund anzusehen. Mein ganzer Körper zitterte. Ich wickelte mich in die Decken, aber das half nicht. Meine Kräfte waren am Ende, und auch, wenn ich mir immer wieder sagte, dass ich still sein müsste, konnte ich mein Schluchzen nicht zurückhalten. Es war wie ein Anfall.

Ich musste wieder eingedöst sein. Stimmen weckten mich, und irgendjemand pff.

«Runzel! Runzel!» rief jemand auf litauisch, «bei Fuss!» Dann waren die Stimmen direkt vor dem Schuppen.

«Wo ist der verdammte Hund?»

«Scheisse. Heinz bringt uns um.»

«Ich hasse diese verdammten Dobermänner. Sie sind genauso unzuverlässig, wie sie bissig sind.»

Jemand zerrte am Schloss. Ich hielt die Luft an.

«Was ist denn das für eine Hütte?»

«Sie gehört diesem verrückten Gartenfreund. Er hat seine Geräte da drin.»

«Hast du 'ne Zigarette?»

Ich hörte, wie sie versuchten, Streichhölzer zu entzünden, wie sie fluchten, weil die nass waren. Einer von ihnen fing an, über eine «Aktion» zu reden, die am nächsten Tag stattfinden sollte. Die Deutschen würden Dynamit herbeibringen. «Wir werden ein paar von diesen jüdischen Kakerlaken in ihren Verstecken rösten», sagte er. Redend und lachend gingen sie davon und liessen mich niedergeschlagen zurück. Die Deutschen waren noch nicht fertig mit uns.

Ich musste die Untergrundbewegung warnen vor dem Überfall morgen. Ein wenig wusste ich über die Arbeit von Mosche Levin, dem Anführer, und seinen Leuten. Von Zeit zu Zeit betrauten sie mich mit der Lieferung von Paketen. Sie hatten eines der grösseren Verstecke im Ghetto gebaut. Es hatte sie sechs Monate gekostet, es auszuheben, es mit Balken und sogar mit Beton zu stützen, und das alles nachts im Geheimen. Auch andere hatten Verstecke gebaut in Erwartung einer baldigen Ankunft der russischen Truppen in Litauen. Jeder glaubte, dass dieser Augenblick für uns der gefährlichste sein würde, und hoffte, dass die Deutschen zu sehr mit ihrer eigenen Verteidigung beschäftigt sein würden, als dass sie Zeit dafür hätten, nach Juden zu suchen. Jetzt standen diese Pläne auf dem Spiel.

Ich schob das Brett beiseite und stemmte mich hoch. An der Wand neben den Werkzeugen hing ein Stück Tau, damit zog ich den toten Hund herauf. In der Nähe gab es einen verlassenen Brunnen, da würde ich ihn hineinwerfen.

Ein kalter Windstoss begrüßte mich, als ich nach draussen kroch. Den Kadaver schleppte ich hinter mir her. Es war eine mondlose Nacht und ziemlich dunkel. In der Kommandantur umrahmten Lichtstreifen die Verdunkelungsvorhänge. Normalerweise war sie um diese Zeit völlig finster. Wahrscheinlich planen sie ihren morgigen Überfall, dachte ich bitter. Die Arbeitsbrigaden mussten gerade ins Ghetto zurückgekehrt sein, denn ich hörte Entsetzensschreie und Gejammer. Es waren die Eltern, die entdeckten, dass ihre Kinder fort waren. Meine Eltern würden jetzt dasselbe durchmachen.

Die Sterne am Himmel blinkten munter, als wäre nichts geschehen, als wäre der Mord an Tausenden von Kindern und Alten eine gewöhnliche Begebenheit. Doch ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Ich zerrte den Hundekadaver übers Feld, schlug die Holzbedeckung vom Brunnen und stiess das Tier hinein. Dann kehrte ich noch mal zum Schuppen zurück, trat den aufgewühlten Boden fest und streute ein paar Blätter und Zweige darüber.

Das Ghetto war in Dunkel gehüllt. Den ganzen Weg über bis zum Versteck von Mosche Levins Leuten begleiteten mich die Klagen der verwaissten Eltern. Das Haus über dem Versteck war finster, seine Fenster mit hölzernen Läden verschlossen. Schweigend stand es da. Ich schlich um das Haus zum Hintereingang. Plötzlich fasste mich etwas von hinten. Eine grosse Hand wurde mir auf den Mund gepresst.

«Wer bist du und was willst du hier?» fragte eine Männerstimme. Als er bemerkte, dass er einen Jungen gefasst hatte, fügte er, etwas sanfter jetzt, hinzu: «Du kannst dich hier nicht verstecken. Du musst sofort verschwinden.»

«Nein, nein, ich bin Eilbote und habe für Mosche Levin gearbeitet. Ist er da?»

Der Mann zögerte eine Sekunde. Dann seufzte er.

«Mosche ist weg, und die anderen auch.»

«Weg?»

«Die Deutschen haben alle Polizisten zum Fort IX gebracht.»

Ungläubig starrte ich ihn an. «Mosche Levin? Die jüdische Polizei?»

Sie haben sie abgeholt? Mein Gott, was sollen wir denn jetzt machen?»  
Ich war völlig verzweifelt.

«Ich weiss nicht. Damit hat keiner gerechnet. Wie lautet denn deine dringende Botschaft?»

«Sie sprengen morgen die Verstecke in die Luft. Wir müssen alle warnen.»  
Dann kam mir ein schrecklicher Gedanke. Die Deutschen wussten von den Verstecken. Sie hatten die Polizisten verhaftet, weil sie zum Kern der Untergrundbewegung gehörten. Ohne Zweifel würden sie von der Gestapo verhört werden.

Der Mann packte mich an den Schultern. Woher ich von dem Überfall wüsste, wollte er wissen. Meine Zähne klapperten. Ich schob ihn von mir weg und wiederholte, was ich vom Schuppen aus mit angehört hatte.

Der Mann – sein Name war Jakob – begann zu schluchzen. «O Gott! Meine Frau und meine Kinder sind da unten.» Er hatte sich den Partisanen angeschlossen und sollte zurückkehren in die Wälder, zu seiner Gruppe. «Was soll ich denn machen?» sagte er weinend. Ich war überrascht, dass ein Widerstandskämpfer so nah am Wasser gebaut war. «Wir müssen runter und die anderen warnen», beharrte ich.

Endlich beruhigte er sich. Er kroch in eine Ecke hinter einem Ofen und klopfte ein Signal. Kurz darauf ging unten in der Mauer eine kleine Tür auf. Über hölzerne Stufen stiegen wir nach unten. Die Luft dort war muffig und feucht. Im schwachen Licht einer Glühbirne erkannte ich etwa hundert ältere Männer, kleine Kinder und Frauen mit Babies auf dem Arm. Sie sassen auf dem Boden oder eng gedrängt auf hölzernen Pritschen an der Wand. Für so viele war das Versteck nicht gedacht.

Alle Gesichter wandten sich uns Herabsteigenden zu. Kein Laut kam über ihre Lippen. Nur ihre Augen sprachen. Als Jakob ihnen meine Botschaft mitteilte, ging ein Stöhnen durch den Raum. Einige fingen an zu heulen. Eine Frau, die ein Baby auf dem Arm trug, sprang auf und warf sich Jakob in die Arme.

«Bitte, Jakob, nimm uns mit in den Wald. Du darfst uns hier nicht sterben lassen!»

«Ich lasse euch nie mehr allein», sagte Jakob ernst, «wenn wir sterben, dann alle zusammen. Das verspreche ich euch.»

«Jakob», sagte ich ungeduldig, «wir müssen die Gewehre und die Muni-

tion sichern. Die brauchen nicht in die Hände der Deutschen zu fallen.»  
Meine Stimme klang seltsam schroff in meinen Ohren.

«Ja, ja», sagte Jakob wie abwesend.

Ich schüttelte ihn am Arm. «Jakob, denk an all die jüdischen Partisanen, die auf diese Waffen warten. Denk an die ganzen Deutschen, die damit getötet werden können!»

Sanft schob er seine Frau beiseite und sah auf mich herab. Kummer und zugleich Nachsicht lagen in seinen Augen. «Solltest du jemals älter werden, dann wirst du vielleicht selber mal eine Familie haben», sagte er. Dann holte er aus einem Versteck einen Kartoffelsack herbei. Dem entnahm er zwei Pistolen und ein paar Munitionsschachteln. Sie wogen schwer in meinen Händen und gaben mir ein ungewohntes Gefühl der Sicherheit.

«Wo ist der Rest?» fragte ich. Ich hatte mit Gewehren gerechnet, Maschinenpistolen, Handgranaten. Jakob stieß ein kurzes Lachen aus.

«Da ist nichts mehr. Dein Kontaktmann ist Fima Shtrom. Er wohnt in der Gimbutostrasse 20. Ihm musst du die Waffen übergeben.»

Jetzt lachte ich. «Das ist meine Adresse. Fima Shtrom ist mein Cousin.»

Jakob schüttelte den Kopf. «So klein ist die Welt. Er ist ein guter Mann, dein Cousin. Ich glaube, ich kann dir die Sachen hier an vertrauen. Versuch nicht, sie zu laden oder damit rumzuspielen. Bring sie auf direktem Weg zu Fima. Verstanden?»

Ich nickte.

«Gott segne dich und sei mit dir», sagte Jakob leise und nahm meine Hand. Sie fühlte sich rauh an und warm. Seine Stimme klang traurig.

Die Strasse war matschig vom schmelzenden Schnee. Als ich mich der Varniustrasse näherte, ging ich langsamer. Irgendwo in der Nähe spürte ich Gefahr. Alles schien ruhig. Doch dann sah ich einen kleinen, glühenden roten Punkt, nicht weit von mir. Eine Zigarette. Ich sprang in einen Graben neben der Strasse und rang nach Luft, denn ich war in einer Pfütze voll Eiswasser gelandet. Zwei Wachen gingen vorbei, ohne mich zu sehen. Ich schaffte es, nach Hause zu kommen, ohne dass noch etwas passierte, doch ich war nass bis auf die Haut und zitterte am ganzen Leib. Ich versteckte den Sack unter dem Haus und klopfte sacht, klopfte noch ein-

mal, bis endlich Fanny vorsichtig fragte, wer da sei. Als ich antwortete, warf sie die Tür auf und zog mich hinein. Sofort war die ganze Familie um mich, alle schlossen mich, nass wie ich war, in die Arme, alle weinten vor Glück. Später wusch ich mich und zog mich um. Mutter machte Suppe warm, die ich sofort hinunterstürzte. Alle wollten wissen, wie ich der Aktion entkommen war. Sie waren sicher gewesen, dass die Deutschen mich abgeholt hätten.

Ich erzählte ihnen meine Geschichte. Als ich bei der Stelle angelangt war, wo ich den deutschen Plan mithörte, morgen die Verstecke zu sprengen, war es plötzlich still im Raum. Im flackernden Licht der einzigen Kerze zitterten Schatten auf ihren bestürzten Gesichtern. Ich verstand nicht, wie sie das noch schockieren konnte, nach allem, was wir durchgemacht hatten, nach diesem heutigen Tag. In mir war eine grosse Leere, als hätte mir eine Hand in die Seele gegriffen und darin das Licht gelöscht. Mein einziges Verlangen war Rache.

«Ich muss zurück in mein Versteck, bevor es hell wird», sagte ich.

«Aber Liebes, willst du dich nicht hier ein wenig ausruhen?» fragte Mutter.

«Ich habe keine Zeit zum Schlafen», sagte ich scharf. Ich klang nicht mehr wie ihr zarter kleiner Liebling. Selbst in meinen eigenen Ohren hörte sich meine Stimme fremd an.

«Aber Solly...», begann Fanny erschrocken.

Ich fiel ihr ins Wort. «Ich habe Jakob versprochen, dass ich Fima die Waffen übergebe, und genau das mache ich auch.» Ich verriet ihnen nicht, dass die Waffen unter unserem Haus lagen.

«Aber Liebling, du bist doch noch ein Kind», rief Mutter aus, «das ist doch viel zu gefährlich!»

«Ja, Mama. Es ist viel zu gefährlich, ein Kind zu sein. Wenn ich nicht schnell erwachsen werde, dann werde ich verrecken, so wie die anderen Kinder im Ghetto.»

Meine Direktheit traf sie wie ein Hieb. «Ich schaffe das schon», fügte ich, sanfter, hinzu und gab ihr einen Kuss. Sie nahm mich in die Arme und weinte leise vor sich hin, während sie mich wiegte, so wie sie es früher getan hatte, als ich klein war. «Was sollen wir nur machen, Liebes», flüsterte sie, «was wird bloss aus uns?» Eine Welle der Erschöpfung brach über mir zusammen. Wie wunderbar würde es sein, einfach einzuschlafen,

während sie mich in den Armen hielt. Einschlafen und nie mehr aufwachen. Ich brauchte alle Willenskraft, um mich hochzureissen.

«Ich muss gehen. Hier bin ich nicht sicher. Ich habe ein gutes Versteck.» Ich lächelte, um sie zu ermutigen. «Ich habe diesen Tag doch ganz gut überstanden, oder? Ich kann wirklich auf mich selber aufpassen.»

Dann verabschiedete ich mich von Vater und Fanny. Als ich Miriam umarmte, flüsterte ich ihr zu: «Sag Fima, dass die Ladung angekommen ist. Er wird das schon verstehen.» Sie nickte bloss. Ich war sicher, dass sie auch zur Widerstandsbewegung gehörte.

Fanny gab mir ein grosses Stück Brot und umarmte mich noch einmal. Als ich aus dem Haus trat, verfärbte sich im Osten schon der Himmel. Ich rannte sofort los. Zweimal musste ich einen Umweg machen, um Patrouillen auszuweichen. Als ich endlich den Schuppen erreichte, war ich völlig ausser Atem. Ich kroch hinein, zog das Bodenbrett über meinen Kopf und hatte mich kaum in die Decken eingerollt, als ich schon in tiefen Schlaf fiel.

Wieder einmal träumte ich von Lena. Wir wanderten durch den Wald und pflückten wilde Erdbeeren. Eine riesige rote Beere schmiegte sich sanft an ein Blatt, doch dann flog sie hoch und hing sich an Lenas Kehle. Ich hörte das Krachen von Schüssen, Explosionen, und Lenas Lachen verwandelte sich in Schreie. Schweissgebadet erwachte ich. Die Explosionen waren kein Traum. Sie hallten im Ghetto wider, einige ganz nah beim Schuppen. Vorsichtig schob ich das Brett fort und spähte durch einen Spalt in der Wand. Hier und da glühte Feuer auf. In der Ferne sah ich Schattengestalten. Wachen jagten sie durch die Strassen. Zwischen ihnen schnellten Hunde umher. Leichter Rauch lag in der Luft.

Ich dachte an Jakob und seine Familie und an alle, die ich in dem Keller gesehen hatte. Ob sie einen sicheren Platz gefunden hatten? Immer wieder sah ich vor meinen Augen ihre verstümmelten Körper durch die Luft fliegen. Ich versuchte, das Bild zu verdrängen. Der zweite Tag der «Kinderaktion» war vorüber. Die Gier des Monsters nach dem Blut jüdischer Kinder schien unersättlich.

Nach zwei Tagen habe ich es nicht mehr ausgehalten in meinem Loch unter dem Schuppen. Ich bin wieder heimgegangen, bevor Auer mich entdecken konnte. Auch Kuki hatte die Aktion überlebt. Wir gingen wieder zur Schule. Von der Kommandantur hielt ich mich fern.

Am 7. Juni 1944 brachte Fima uns die unglaubliche Nachricht, dass die Alliierten in der Normandie gelandet waren. Die lange erwartete zweite Front war endlich Wirklichkeit geworden.

Vier Wochen später, am 6. Juli, wurde Dr. Elkes zum Ghetto-Kommandanten SS-Obersturmbannführer Wilhelm Goecke gerufen, der ihm mitteilte, dass alle Ghetto-Bewohner evakuiert werden sollten. Diese Erklärung war von den üblichen Lügen begleitet. Das ganze Ghetto würde in ein Lager bei Danzig überführt werden, hiess es. Dort sollten die Werkstätten und alle Ghetto-Institutionen wie bisher weiter existieren. Am 8. Juli würde es losgehen, innerhalb von vier Tagen sollten alle evakuiert werden. Weil keine Transportzüge zur Verfügung stünden, hatte der Transport per Schiff vonstatt zu gehen, über den Niemunas bis zum Meer und von dort bis Danzig. Er warnte Dr. Elkes, dass jedes Haus im Ghetto gründlich durchsucht und jeder in Verstecken Aufgefundene auf der Stelle erschossen werden würde.

Die Nachricht vom Schiffstransport fiel über uns wie ein Sargtuch. Es waren Gerüchte umgegangen, dass die Deutschen erst kürzlich Juden auf Schiffe gebracht und sie so im Meer ertränkt hätten. Grund genug, sich dem Befehl zu widersetzen. Doch was sollten wir machen?

Am Abend hielten wir Familienrat. Fima und Miriam wollten sich mit zionistischen Freunden verstecken. «Lieber sterbe ich hier», sagte Fima, «als mich nach Deutschland verschleppen zu lassen, wo sie uns zu Tode arbeiten lassen.» Miriam stimmte ihm zu. Leider hatten sie in ihren Verstecken nicht Platz genug für uns alle.

Frieda Schuster, eine Cousine meiner Mutter, und ihr Mann Jacov boten uns an, in ihrem Versteck unterzuschlüpfen. Ein paar Jahre vor dem Krieg waren sie nach Palästina emigriert, wo ihre Tochter Esterke zur Welt kam. Doch hatten sie den verhängnisvollen Fehler begangen zurückzukommen, und so lebten sie jetzt hier mit uns im Ghetto. Für fünf Menschen war noch Platz in ihrem Versteck. Wir suchten unsere letzten Lebensmittelreserven zusammen und machten uns auf den Weg.

Der Eingang zum Keller lag unter einem kleinen Holzofen. Jacov war sehr geschickt. Er hatte den Ofen an einer Falltür befestigt, so dass der Eingang nicht sichtbar war. Ein paar hölzerne Stufen führten hinab in einen kleinen Raum. Die niedrige Decke wurde von Holzbalken getragen, entlang der Wände waren hölzerne Kojen angebracht. Ein dünnes Rohr führte hoch zu einem anderen Ofen und von dort zum Dach. Das war die Luftzufuhr. In einer Ecke standen mehrere grosse Flaschen voll Wasser und zwei Binsenkörbe voll Essen. Ausser Jacov, Frieda und der siebenjährigen Esterke waren noch Jacovs Onkel und seine Tante mit ihren beiden halbwüchsigen Töchtern hier unten.

So waren wir also gefangen, lagen auf unseren Kojen und versuchten, so still wie möglich zu bleiben. Wir beteten, die Russen mögen bald eintreffen. Wenn die Hitze draussen nicht endlich abklang, würden wir hier unten nicht lange überleben.

Am nächsten Morgen kamen sie. Es war Montag, der 10. Juli. Wir hörten ihre Lastwagen einfahren, hörten das Gebell ihrer Hunde. Lieber Gott, sie hatten die Hunde mitgebracht. Wir waren starr vor Schreck. Doch Jacov, der sich mit Hunden auskannte, hatte vorsorglich eine Lösung aus Gewürzen und Terpentin vorbereitet und rings ums Haus gegossen. Das würde die Hunde fernhalten, erklärte er.

Plötzlich waren die Deutschen sehr nah. Wir hörten sie Befehle brüllen, über das Gebell der Hunde hinweg. Keiner hier unten wagte mehr zu atmen. Trotz der Hitze glaubte ich eine eiskalte Hand zu spüren, die mir ans Herz griff.

Dann erschütterten zwei heftige Explosionen die Grundmauern. Wir wurden aus den Kojen geschleudert. Sand und Staub ergoss sich über unsere Köpfe. Die Hunde kläfften wie wahnsinnig. Maschinengewehre knatterten. Ein Baby brüllte, und eine Frau schrie hysterisch: «Nicht schiessen, wir kommen raus, wir kommen raus!» Da war uns klar, dass die Deutschen das Versteck von Nachbarn entdeckt hatten und nicht unseres.

«Raus da! Raus, ihr stinkenden Juden. Hände hoch. Los!» Eine Minute später explodierte es wieder irgendwo. Die Frau fing erneut an zu schreien.

In der Mitte des Raums war die kleine Esterke aufgestanden. Ihre Augen waren vor Angst ganz glasig. Sie hatte sich in die Hose gemacht und zog

sich sorgfältig und langsam die Kleider aus. Frieda sprang auf und begann, sie mit einem Lappen abzutupfen.

«Du fauler Bastard», schrie sie Jacov aus vollem Halse an, «du Nichtsnutz. Strassen in Palästina zu bauen war dir zu hart. Dass ich als Putzfrau dort gearbeitet habe, war dir nicht gut genug. Schau uns jetzt an! Schau dir an, was sie aus uns gemacht haben! Meine arme Kleine!» Weinend schloss sie Esterke in die Arme.

Jacov schnellte hoch und presste ihr seine grosse Hand auf den Mund. Seine Augen suchten die Decke ab. Er lauschte auf das Geräusch von Stiefeln über uns. Doch alles, was wir hörten, war das Feuern der Maschinengewehre und immer mehr Explosionen.

Als der Abend kam, wurde es still im Ghetto. Vorsichtig krochen wir heraus, um uns ein wenig abzukühlen. Einige der Nachbarhäuser brannten noch. Überall im Ghetto sahen wir Feuer toben.

«O Gott», stöhnte Fanny auf, «wir überleben das hier nicht. Vielleicht können wir uns immer noch ergeben. Offiziell läuft die Evakuierung ja noch.»

Anuschka, die ganz ruhig eine ihrer stinkenden Zigaretten rauchte, war auf der Seite meiner Schwester. Vater schlug vor, bis zum nächsten Morgen zu warten. Vielleicht würden die Deutschen ja gar nicht zurückkommen. Doch während er das noch aussprach, wussten wir schon, dass er es selber nicht glaubte.

Am nächsten Morgen weckten uns erneut Explosionen, diesmal ziemlich nah. Es war Dienstag, der 11. Juli 1944, und die Deutschen waren wieder da, zahlreich und stark, brüllten Gemeinheiten, warfen Granaten in die Häuser und liessen ihre Hunde los. Wir konnten Schreie hören, zweimal auch das Getrampel schwerer Stiefel über unseren Köpfen. Mehr als einmal war ich drauf und dran, herauszulaufen und mich erschiessen zu lassen. Es war glühend heiss, und der Gestank von Schweiß, Urin, Exkrementen und Rauch nahm uns fast den Atem.

Ich weiss nicht, wie wir diesen Tag überlebt haben. Noch einen würden wir nicht schaffen. Als die Nacht kam, krochen wir aus dem Stinkloch heraus, froh, wieder durchatmen zu können.

Längs der Strasse nichts als zerstörte Häuser. Eines oder zwei waren bis auf den Grund niedergebrannt, nur noch die Kamine standen da. Weiter weg war das Ghetto hell erleuchtet von immer noch wütenden Bränden.

Vater hatte einen Einfall. Er schlich fort, um die Gegend zu inspizieren. Nach einer Weile kehrte er zurück. Er hatte in einem der abgebrannten Häuser einen unzerstörten Keller gefunden. Ein bereits verkohltes Haus würden die Deutschen vielleicht nicht noch mal durchsuchen, und die Chancen, dass sie Jacovs Haus stehenliessen, waren gering. Das Problem war, dass Teile des Gebäudes noch glühten. Es bestand immer die Gefahr, dass etwas auf uns herabstürzen konnte.

Wir beschlossen, es zu riskieren. Vater teilte Jacov und den anderen unseren Plan mit. Niemand erhob grossen Protest. Ich glaube, sie waren froh, mehr Platz zu haben. Vor Tagesanbruch schlichen wir fünf uns in das andere Haus. Der Keller war stellenweise ganz zugeschüttet. Verbrannte Bretter, verkohlte Möbel und andere Trümmer waren durch ein klaffendes Loch in der Decke hinabgefallen. Wir schoben ein paar Bettgestelle gegen die Hinterwand und häuften umherliegende Gegenstände davor auf. Ausserdem schlug Vater vor, dass wir unsere Gesichter zur Tarnung mit Asche vollschmierien sollten.

Dann krochen wir hinter unseren Trümmerhaufen und versuchten zu schlafen. Ich legte mich nieder und sprang vor Schmerz sofort wieder hoch. Unter mir war noch Glut, von Asche bedeckt. Sorgfältig durchstöberten wir jetzt unseren Schlafplatz, bevor wir uns wieder hinlegten. Obwohl der Raum nach Rauch stank, war es viel besser hier als in Jacovs Keller. Ich schlief mühelos ein.

Die Deutschen trafen am Morgen mit ihrer ihnen eigenen Pünktlichkeit ein. Wieder setzten sie Häuser in Brand oder sprengten sie in die Luft. Es schien, als würden sie ihr Tempo beschleunigen. Offensichtlich wollten sie niemanden lebend zurücklassen. Zu unserem Erstaunen wurden die, die aus ihren Verstecken kamen, nicht auf der Stelle erschossen. Die Deutschen trieben sie zum Tor.

Der Wind frischte auf. Hier und da züngelten Flammen aus den immer noch glühenden Balken über uns. Eine Explosion in nächster Nähe erschütterte den Boden. Wir krochen hinter unserem Stapel hervor. Im selben Augenblick löste sich über uns ein Dachbalken. Als wir aus dem Keller kletterten, warf uns draussen eine zweite Explosion beinahe zu Boden. «Mein Gott, sie sprengen sie in die Luft!» schrie Fanny. Eine Mauer im Schusterschen Haus brach ein, und das Dach stand in Flammen.

Bei Fannys Aufschrei drehte einer der in der Nähe stehenden Deutschen sich um und richtete seine Waffe auf uns. Wir erstarrten. Unsere Zeit war abgelaufen. Wie oft in den vergangenen Jahren hatte ich vor einem deutschen Gewehr gestanden und auf meinen Tod gewartet?

Doch der Deutsche fing an zu lachen. Er war sehr jung und fand wohl unsere russverschmierten Gesichter komisch. In dem Moment stürzte Jacov Schuster aus den Flammen seines Hauses, gefolgt von Frieda, die Esterke trug. Ihre Haare waren völlig versengt, ihre Gesichter schwarz, doch sie lebten.

«Bitte, bitte», rief Frieda, «meine Kleine ist verletzt. Sie braucht Hilfe. Sie ist Britin, geboren in Palästina. Eigentlich sollte sie unter Kriegsgefangenen sein und nicht hier.» Während sie noch schrie, gaben ihre Knie nach. Eine Zeitlang glotzten die Deutschen bloss erstaunt auf die brüllende Frieda am Boden. Dann rief einer von ihnen: «Jude, der Weg nach Jerusalem ist frei!» Ich dachte, jetzt ist der auch verrückt geworden. Jacov kniete sich nieder, um Frieda zu helfen. In der Zwischenzeit hatte Esterke uns erblickt und stand auf. «Solly, hilf mir, es tut so weh», weinte sie, «Solly, Solly, hilf mir, Solly, es tut so weh.» Erst da sah ich das Blut aus dem Stumpf ihres Handgelenks strömen. Ihre ganze Hand war abgerissen.

«Die hier werden wohl kaum noch für uns arbeiten», sagte einer der Deutschen ruhig. Er hob sein Gewehr und zersiebte sie mit Kugeln. Jacov und Frieda wurden mehrmals getroffen und brachen, übereinanderfallend, zusammen. Doch die kleine Esterke ging weiterhin auf uns zu, bis einer der Deutschen ihr durch den Kopf schoss.

Ohne sie weiter anzusehen, drehte er sich zu uns um und befahl uns, zum Tor in der Varniustrasse zu gehen. Als wir uns auf den Weg machten, erschienen ein paar lettische Soldaten und warfen die Körper von Esterke und ihren Eltern in die Flammen ihres Hauses. Von den anderen, die mit ihnen das Versteck geteilt hatten, war nichts zu hören.

Ich war völlig benommen. Trotz aller Versuche, mich abzuhärten, schokkierte mich die Brutalität der Deutschen noch immer. Mein Gott, woraus waren sie bloss gemacht? Sie hatten doch Arme und Beine und Gesichter, wie jeder Mensch.

Auf dem Weg zur Varniustrasse offenbarte sich die völlige Verwüstung des Ghettos. Ausgebrannte Häuser, bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Körper. Einige hatten schon seit Tagen in der Sonne gelegen. Wir mussten uns die Nasen zuhalten, als wir vorübergingen. Überall der Geruch von verbranntem Holz und Fleisch.

An diesem Tage hatten sich zweitausend Juden am Tor versammelt – Familien mit kleinen Kindern, sogar einige Alte. Wie hatten sie bloss alle die «Kinderaktion» überlebt? Ihre ausdruckslosen Gesichter waren russverschmiert, ihre Kleider zerrissen und verschmutzt. Wir setzten uns auf den Boden, wie alle. Gegen Mittag teilten wir die wenigen Bissen, die wir noch aufgehoben hatten. Es war einer der seltenen Augenblicke im Ghetto, in denen ich nicht hungrig war. Ich konnte das Bild von Esterkes Tod nicht aus dem Gedächtnis bannen.

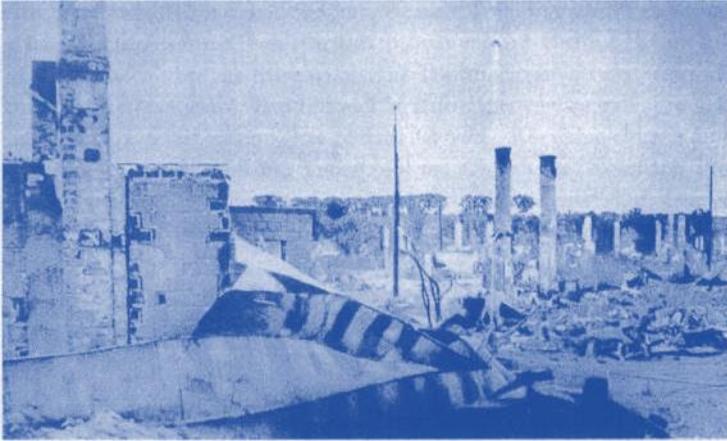
Am Nachmittag wurde uns befohlen, Reihen zu bilden, Hundert pro Gruppe, alle begleitet von schwer bewaffneten Wachen. Als wir über die Vilijampole-Brücke gingen, drehte ich mich noch einmal um und warf einen letzten Blick auf das Ghetto. Flammen und Rauchwolken stiegen gen Himmel. Immer noch waren Explosionen zu hören. Man hatte uns gesagt, wir seien die letzte Gruppe. Jeder, der jetzt noch versteckt aufgefunden würde, sollte erschossen werden.

Fima und Miriam haben wir nie wieder gesehen.

## 14

Nach einem zweistündigen Marsch erreichten wir eine kleine Bahnstation. Dort wurden wir in Viehwaggons getrieben, so dicht gedrängt, dass wir im Stehen schlafen mussten. Die Waggons hatten nur jeweils zwei kleine Fenster, die mit Stacheldraht bespannt waren. Am schlimmsten war die Hitze, die uns beinahe ersticken liess. Für unsere Notdurft stand nur ein Eimer bereit. Ich weiss nicht mehr, wie lange die Fahrt dauerte. Tage schienen vergangen zu sein, Tage voll Hitze und Gestank, bis wir eine Station erreichten, die Tiggenhoff hiess. Dort öffneten die Deutschen die Viehwaggontüren, eine nach der anderen. Vorn gingen sie an. Alle Frauen, Kinder und Alten mussten aussteigen.

Wir waren im letzten Waggon. Dr. Elkes befand sich in dem davor. Als die Deutschen die letzten beiden Waggons öffneten, stieg er mit den Frau-



Im Juni 1944 brannte die SS das Ghetto Kaunas nieder.

en und Kindern aus und ging auf den befehlshabenden Offizier zu. Er sagte ihm, der Kommandant des Ghettos, Goecke, hätte versprochen, dass die Familien nicht getrennt würden.

Der SS-Offizier versetzte ihm zwei schallende Ohrfeigen, die ihn zu Boden schlugen. «Das hier ist nicht das Ghetto, du dreckiger Jude. Los, zurück in den Zug, bevor ich dich erschiess.»

Diese Begebenheit erschütterte meinen Vater schwer. Selbst Schlächter wie Rauca und Goecke hatten Dr. Elkes immer mit Respekt behandelt.

Aus unerfindlichen Gründen wurden die Männer und Frauen in unserem Waggon nicht getrennt. Zusammen wurden wir hinausgetrieben und auf einen anderen Zug verladen, der schon wartete. Nach kurzer Fahrt erreichten wir Stutthof bei Danzig.

Das Lager Stutthof sah riesig aus. Es war von Stacheldraht und einem Elektrozaun umgeben, der mit weissen Porzellanisierungen versehen war. Rings um den Zaun standen hölzerne Türme, auf denen hielten SS-Männer mit Maschinengewehren Wache. Über dem Tor verkündete ein grosses Schild «Arbeit macht frei».

Während wir, in einer Reihe aufgestellt, darauf warteten, hereingelassen zu werden, fiel mir ein Mann in gestreifter Häftlingsuniform auf. Er trug eine Kappe und strich am Zaun entlang. In seinen Händen hielt er einen Blechnapf, offensichtlich gefüllt mit Suppe. Er ging ganz vorsichtig und hielt den Napf gerade, wohl um keinen Tropfen zu verschütten. Wahrscheinlich war er zu nah am Zaun, denn einer der Wachen vom Turm richtete das Gewehr auf ihn. Entsetzt sah ich, wie er zielte. Er schien eine Ewigkeit zu brauchen. Ich wollte dem Gefangenen eine Warnung zurufen, aber kein Ton kam über meine Lippen. Endlich brach ein Schuss durch die nachmittägliche Stille. Der Gefangene fiel auf die Knie. Wunderlicherweise blieb der Suppenapf in seinen ausgestreckten Händen aufrecht. Schnell führte der Mann ihn an die Lippen und begann zu trinken. Ein zweiter Schuss fiel. Er achtete nicht darauf und trank weiter. Dann ging ein dritter Schuss durch seinen Kopf. Die Mütze fiel herunter, und der Gefangene brach zusammen. Blut und Hirnflüssigkeit ergossen sich über den Staub, doch kein Tropfen war aus dem Blechnapf geschwappt. Der Mann hatte zwischen den Schüssen alles ausgetrunken.

Das war die brutale Wirklichkeit eines deutschen Konzentrationslagers.

Als sie uns in der Nacht erlaubten, zur Latrine zu gehen, zog ich mein geliebtes Tagebuch unter meinem Hemd hervor und warf es in das stinkige Plumpsklo. Vier Jahre lang konnte ich es aufbewahren. Aber hier war es einfach zu gefährlich. Ich hatte das Gefühl, als würde ich ein Stück von mir wegwerfen.

Wir schliefen in einer Art Lagerraum. Zahlreiche Haufen von alten Schuhen waren darin. Am nächsten Tag sollten wir eingewiesen werden. Als ich erwachte, stand meine Mutter über mir. «Wir werden heute getrennt», flüsterte sie, «und ich weiss nicht, wann wir uns wiedersehen. Hier ist ein Fünf-Rubel-Stück. Vielleicht kannst du es gegen Brot eintauschen.» Sie drückte mir die Goldmünze in die Hand. Wir umarmten uns und weinten. Dann wachten Vater, Fanny und Anuschka auf, und wir weinten mit ihnen. «Du bist ein starker Junge», raunte Mutter mir ins Ohr, «pass auf deinen Vater auf.»

Dann wurde die grosse Eingangstür geöffnet, und Dutzende von SS-Männern und anderen in gestreiften Uniformen stürzten herein, brüllten Befehle, schoben uns nach draussen.

«Raus mit euch, ihr faulen Judenschweine! Schnell, schnell! Frauen und Kinder hier lang, Männer da! Alles zurücklassen!»

Hastig verabschiedeten wir uns voneinander, und dann standen wir schon im grellen Licht der Morgensonne. Ich drehte mich um und sah, wie Mutter und Fanny mit den anderen Frauen und den Kindern davongingen. Auch Mutter wandte sich noch mal um. Als unsere Blicke sich trafen, hob sie den Kopf und lächelte. Dieses letzte Lächeln brach mir das Herz.

Unsere Gruppe wurde in ein grosses weisses Gebäude gedrängt. Dort stand ein hochaufgeschossener Gefangener. Offensichtlich hatte er zu befehlen. «Alle ausziehen und in einer Reihe zur Untersuchung aufstellen!» brüllte er. An seiner Kleidung war vor der Brust ein schwarzer Winkel. Andere mit demselben Winkel prügelten auf diejenigen ein, die sich nicht schnell genug auszogen. Bald erfuhren wir die Bedeutung dieses Zeichens: Damit wurden gewöhnliche Kriminelle gekennzeichnet. Sie führten im Lager Stutthof das Regiment.

Ich legte meine Kleider auf den Haufen. Man befahl uns, alles zurückzulassen. Meine Hinterlassenschaft war ein letztes Buch und das kleine Bild von Lena – jetzt besass ich gar nichts mehr, abgesehen von der wertvollen Goldmünze, die ich in der Hand behielt.

Der Gefangene, der mich untersuchte, war ein stämmiger Mann mit rotem Gesicht. Er war äusserst gründlich. Während er in meinen Mund sah, flüsterte er: «Du hast zwei Möglichkeiten. Entweder du gibst mir, was immer du da so fest in der Hand hältst, oder du lässt es auf den Boden fallen und betest, dass die SS nichts mitkriegt. Wenn ja, bist du sowieso tot.»

Dann befahl er mir, mich vorzubeugen, und untersuchte meinen After. Als ich mich umdrehte, gab ich ihm die Münze. Mein Herz trommelte wie verrückt. Vater war sehr besorgt, als wir unsere Kleider zurücklassen mussten. Ich vermutete, er hatte auch ein Goldstück. Unser nächstes Ziel waren die Duschen. Ihr Anblick raubte Vater die Fassung. In seinen Augen lag eine neue Angst und Verzweiflung. Das hier war nicht das Ghetto, wo er einflussreiche Freunde hatte.

Wasser kam aus den Brausen, und es war eine grosse Erleichterung, endlich den ganzen Schmutz und Schweiß von der Haut zu waschen. Wir bekamen gestreifte Uniformen und Mützen, und überraschenderweise gaben sie uns auch unsere Schuhe zurück. Vater war überglücklich. Er hatte in einem die Goldmünze versteckt, und sie war noch da.

Wir hatten kaum die uns zugewiesene Baracke betreten, da trieben sie uns schon wieder nach draussen. Hunderte von Gefangenen sassen auf dem Boden eines grossen, staubigen Platzes. Zu meiner Freude war unter ihnen mein Freund David Granat. Während wir auf den Zählappell warteten, berichteten wir einander, was passiert war, seit wir uns zuletzt gesehen hatten. Ich fragte ihn, ob er seit seinem Eintreffen im Lager seine Mutter gesehen hätte. Er hing sehr an ihr. Mit dem Finger deutete er auf einen Zaun gegenüber.

«Die Frauen sind da drüben. Manchmal, nachmittags, lassen sie sie nach draussen.»

Zweimal täglich mussten wir uns auf dem Platz zum Zählappell versammeln. Wie Soldaten hatten wir uns aufzureihen, jede Reihe schnurgerade, und wehe dem, der die Befehle des Kapos nicht schnell genug befolgte. Oft schlug er grundlos. Wenn der befehlshabende SS-Mann erschien, um die Reihen zu zählen, brüllte der Kapo: «Mützen ab!» Dann riss jeder Gefangene die Mütze herunter und schlug sie gegen sein Bein. Das hatte auf einen Schlag zu geschehen, so dass die aufklatschenden Mützen ein ein-

zuges, einheitliches Geräusch machten. Wer aus der Reihe fiel, erntete Schläge, und sein ganzer Block musste zur Strafe Liegestütze machen.

In den ersten Tagen wurden wir auf diese Weise bis zur Erschöpfung gedrillt. Gegen Mittag war die Hitze auf dem Platz unerträglich. Viele der älteren Männer verloren schlicht das Bewusstsein. Wir anderen lernten zu tun, was von uns verlangt wurde, und bald befolgten wir jeden Befehl mit militärischer Präzision.

Unser Blockältester war ein grosser blonder Pole namens Peter. Vater machte ihm einen Vorschlag. Er erzählte ihm, er hätte im Ghetto die Brotrationen geschnitten und könnte sich hier mit derselben Aufgabe nützlich machen. Gewöhnlich näherten sich Neuankömmlinge dem Blockältesten nicht so dreist, und Peter hätte bestimmt seinen Stock auf Vaters Kopf niedersausen lassen, hätte Vater nicht unter seinen Worten die Goldmünze hervorgezogen.

«Du hast Glück, alter Mann», sagte Peter. «Dann zeig mal, was du draufhast. Wenn du gut bist, hast du die Stelle.»

Er brachte einen Laib Brot und ein langes scharfes Messer, und ohne zu stocken, schnitt Vater das Brot schnell in absolut gleich grosse Scheiben. Peter war sichtlich beeindruckt. Jetzt verstand ich, warum mein Vater vor dem Krieg einen guten Ruf als Unternehmer besass. Er hatte alles verloren, aber nicht diese Fähigkeit. Und so wurde mein Vater, unter der Aufsicht der Kapos, zum Brotrationenschneider.

David und ich mussten in einer der oberen Schlafkojen liegen, zusammen mit zwei anderen Jungen. Der Platz reichte gerade für einen. Es war beinahe unmöglich, so zu schlafen. In den ersten Tagen machte ich einmal den Fehler, mitten in der Nacht zur Latrine zu gehen. Als ich zurückkam, hatten die anderen Jungen schon den ganzen Platz belegt. Ich kam einfach nicht mehr dazwischen.

In der Pritsche darunter schlief ein Kapo, der den ganzen Platz für sich allein hatte. Er war ein deutscher Kommunist, ziemlich gross, er hiess Werner. Als ich noch dastand und überlegte, was ich tun sollte, wachte er auf und bot mir an, mich zu ihm zu legen. Ich zögerte. «Mach dir nicht ins Hemd», sagte er barsch, «ich bin nicht so einer. Bei mir bist du sicher.» Seine Kojе war mit einer Matratze ausgestattet und mit einer weichen Decke. Ich war so müde, dass ich sofort einschlief. Kurz darauf fuhr ich erschrocken auf. Werners Hand lag auf meinem Penis. Ich warf mich aus der Kojе und rannte davon, zu den Baracken am anderen Ende.

Vater schlief in einem Bereich für die Verwaltungsarbeiter. Für uns andere war es verboten herzukommen, doch ich wusste nicht, wohin ich sonst gehen sollte. Als ich ihn weckte, schreckte er auf. Niemand nahm die strengen Regeln des Lagers auf die leichte Schulter. Doch nachdem ich ihm erzählt hatte, was passiert war, versteckte er mich unter seiner Decke.

Am nächsten Tag, nach dem Morgenappell, wurde ich zum Blockältesten zitiert. Peter kam sofort zur Sache. «Hat das deutsche Kommunistenschwein dich vergewaltigt?»

Ich begriff, dass Vater mit ihm über den Vorfall gesprochen hatte, und mein Gefühl sagte mir, dass das ein Fehler war.

«Nein», sagte ich schnell, «hat er nicht.» Ich war froh, dass ich nicht lügen musste.

«Sagst du die Wahrheit?» fragte er streng.

«Ja.»

Er warf mir einen wissenden Blick zu. Dann lächelte er. «Du bist ein cleverer Bursche. Dein Vater ist ein bisschen naiv, aber Brot schneidet er wie der Teufel.»

An diesem Nachmittag sah ich endlich Mutter wieder, Fanny und Anuschka. Es machte mich traurig, sie in diesen gestreiften Uniformen zu sehen. Mutter lächelte und warf mir Kuschhände zu, während Fanny ein paar Schritte zurücktrat und etwas über den Zaun warf. Es landete direkt vor meinen Füßen. Fanny hatte ihre Sportlichkeit noch nicht eingebüsst. In dem Päckchen war eine Ration Brot. Ich machte ihr Zeichen, dass sie mir nicht ihr Brot opfern sollte, und wollte es schon zurückwerfen. Da sah mich der Posten auf dem Wachturm. Er dachte vielleicht, ich wäre einer der Selbstmordkandidaten, die sich von Zeit zu Zeit in den elektrischen Zaun warfen. Er schwenkte sein Gewehr herum, doch ich setzte mich schnell auf den Boden. Da senkte er es wieder.

David war bei mir. Er hatte Alte, seine Mutter, erblickt, die aus der Menge heraus nach ihm rief. Sofort rief die ganze Frauengruppe am Zaun den Männern hier drüben Grüße zu. In Sekundenschnelle war eine Gruppe Aufseherinnen bei ihnen und schlug mit Stöcken auf sie ein. David und ich winkten und sahen zu, wie unsere Mütter zurückgeschoben wurden und in der fortwährenden Menge verschwanden.

Das Lager war inzwischen mit litauischen Juden überfüllt. Eines Tages liess Peter alle unter achtzehn auf dem Appellplatz antreten. Wieder einmal hämmerte mein Herz vor Angst. Jeder hatte denselben Gedanken: Auschwitz.

Man befahl uns, die Hemden auszuziehen und strammzustehen. Ich stand neben Kuki, auf meiner anderen Seite waren David und sein bester Freund, Abale Nauchowitz. Wir alle spannten unsere Muskeln an und wölbten die Brust vor. Ein Kapo ging von Reihe zu Reihe und schrieb Häftlingsnummern auf. Als er zu unserer Reihe kam, standen wir in Habacht-Stellung da, Bauch rein, Brust raus, Muskeln aufs Äusserste gespannt, als hinge unser Leben davon ab. Das tat es auch. Ich warf einen verstohlenen Blick auf Kuki, und mein Herz sank. Er war dünn wie ein Zweig, und seine weisse Haut fast durchsichtig. Er versuchte, seine Muskeln anzuspannen, genau wie wir, aber es lässt sich nichts zeigen, was nicht vorhanden ist.

David und Abale erzählten dem Kapo, sie wären Brüder. Er begutachtete sie und schrieb ihre Nummern auf. Dann stand er vor mir und nahm mich kurz in Augenschein. Zu meiner grossen Erleichterung schrieb er auch meine Nummer auf. Gott sei Dank hatte ich Vaters Statur geerbt.

Doch wie ich befürchtet hatte, würdigte er Kuki keines Blickes. Leben und Tod liegen auf der Zunge, steht im Talmud. «Er ist mein Bruder», stiess ich hervor. «Kann er nicht bei mir bleiben?»

Der Kapo warf mir einen kurzen Blick zu und strich meine Nummer aus. «Kann er nicht», sagte er und grinste mir frech ins Gesicht, «aber du kannst gern bei ihm bleiben.» Dann sah er mich genauer an. «Bist du nicht der Sohn von Chaim, dem Brotschneider?» fragte er.

Meine Zunge war wie festgeklebt. Ich brachte kein Wort heraus.

«Ja, das ist er», liess Kuki sich vernehmen, «und er ist auch nicht mein Bruder. Wir sind gute Freunde. Er wollte mich bloss retten.» Er schenkte dem Kapo ein Lächeln. Der starrte ihn an. Ich glaubte eine Spur von Respekt in seinen Augen zu sehen.

«Wie war deine Nummer noch mal, Bursche?» fragte er mich. Ich fand die Stimme wieder und ratterte die Zahl herunter. Ich wollte leben.

«Versuch niemals, im Konzentrationslager den Helden zu spielen», sagte der Kapo. «Lebende Helden gibt's hier nicht, bloss tote. Bedank dich bei deinem Vater dafür und bei jenem guten Geist, der dich daran gehindert

hat, Werner zu verpfeifen.» Dann kniff er mich in die Wange, wie mein Onkel Jakob es immer getan hat.

«Danke, vielen Dank», stotterte ich. Ich fühlte Erleichterung und Scham zugleich und wagte nicht, Kuki anzusehen.

Von über hundert Jungen hatten sie nur dreissig Nummern notiert an diesem Tag. Die Kleineren konnten ihre Tränen nicht zurückhalten. Wir anderen sassen benommen am Boden. Ich konnte selbst kaum das Weinen unterdrücken. Angesichts des Todes war ich feige gewesen, während Kuki sich tapfer für mich eingesetzt hat. Ich hätte zu meinem Freund halten sollen.

Seltsamerweise liessen sie uns zusammen. Bisher waren die zum Tode Verurteilten gleich nach der Selektion fortgebracht worden. Wir sagten das den Jüngeren, die sich daraufhin ein wenig beruhigten. Wer griff nicht nach Strohhalmen, wenn ihn die Gaskammern erwarteten?

Gegen Abend tauchte Vater auf. Er schien völlig benommen. Tränen liefen ihm übers Gesicht, als er mich in die Arme schloss. «Wir sind gerettet», sagte er immer wieder, «wir sind gerettet.» Einen Moment lang dachte ich, er hätte den Verstand verloren.

Er war gerade von Peter gekommen. Hitler sei von seinen eigenen Generälen umgebracht worden, sagte er. Sie hatten eine Bombe gelegt und sandten die Nachricht aus, dass von nun an ein neues Kommando gelten würde.

Plötzlich stand die Welt still. Eine wilde Vision breitete sich in meinem Kopf aus. Ich sah Mengen von jubelnden Juden siegreich durch die Strassen von Kaunas marschieren. Sogar die Toten, all die Ermordeten aus dem Kleinen Ghetto und die aus dem Fort IX waren in meiner Phantasie wieder auferstanden. Ich sah unsere fauchenden Henker in Käfigen, beworfen mit Dreck und Steinen. Eine jubelnde Menge wälzte sich durch die Strassen Europas, flutete über das Mittelmeer hinweg und strömte in die Gassen Jerusalems.

Der Morgenappell war ein bitteres Erwachen. Er dauerte ewig, und als einige Häftlinge rebellierten, wurden sie von den Kapos noch brutaler als sonst zusammengeschlagen. Irgendetwas stimmte nicht. Nach dem Appell erfuhren wir, dass Hitler bloss leicht verletzt war. Eine schreckliche Enttäuschung breitete sich aus. Viele Häftlinge warfen sich in den Elektrozaun. Entweder erschossen die Wachen sie gleich, oder sie starben im elektrisch geladenen Stacheldrahtzaun.

Denen, die nach Auschwitz sollten, erging es am schlimmsten. Als die Gnadenfrist der letzten Nacht sich in Luft auflöste, war Kuki völlig am Ende. Ich tat, was ich konnte, um ihn aufzumuntern, suchte nach Hoffnungsfunken wie die Alliierten und die Russen, doch er war am Boden zerstört.

Die SS und die Kapos jedenfalls waren zu neuem Leben erwacht und verteilten Schläge und Strafen wie kaum je zuvor.

Nach ein paar Tagen kehrte die gewöhnliche graue Alltäglichkeit zurück. Wir Jungen mussten das Gelände und die Baracken fegen und die Latrinen saubermachen. Manchmal halfen wir Vater, das Brot auszuteilen.

Eine Gruppe aus dem Frauenlager wurde als erste deportiert. Abales Mutter und sein kleiner Bruder waren darunter, die Frauen aus meiner Familie Gott sei Dank nicht.

An einem besonders heissen Tag Mitte August arbeiteten Vater, David, Abale, Kuki und ich gerade im Innern der Baracke, als plötzlich Kapos herumliefen und allen befahlen, draussen zu einem Sonderappell anzutreten. Vater rief uns zusammen, und wir besprachen die Lage. Die Russen bahnten sich allmählich ihren Weg herüber, und die Bedingungen im Lager waren soweit in Ordnung. Wir beschlossen, den Befehl zu missachten. Der Entschluss war von kurzer Dauer. Peter stürzte in die Baracke und ging mit seinem Stock auf uns los. Nicht einmal Vater wurde davon ausgenommen. «Seid ihr wahnsinnig?» schrie er. «Seit zehn Minuten rufen sie eure Nummern aus. Lauft oder ihr seid tot!»

Zu unserem Glück war der Kapo mit der Liste einer der wenigen anständigen im Lager. Er rief noch einmal unsere Nummern auf und schickte uns unter ein paar Hieben zu einer Kolonne. Kuki versuchte, mit uns mitzukommen, doch er wurde sofort geschlagen und zurückgezerrt zu der Gruppe, deren Nummern nicht aufgerufen worden waren. Von den litauischen Männern im Lager blieben nur die schwächeren Jungen und die alten Männer zurück. Wir erkannten plötzlich, dass Peter uns vor einem verhängnisvollen Fehler bewahrt hatte.

Als wir durchs Tor marschierten, drehte ich mich noch einmal um und warf Kuki einen letzten Blick zu. Er hob langsam die Hand und winkte. Ein kleines Blutrinnis lief aus seiner Nase über das starre Gesicht, das ansonsten farblos war und ohne jeden Ausdruck.

Wir mit den ausgewählten Nummern wurden vom Lager Stutthof aus zum Bahnhof getrieben und wieder einmal in Vieh waggons verladen. Nachdem die Deutschen die Türen verriegelt hatten, liessen sie uns stundenlang in der heissen Augustsonne stehen. Fast wären wir erstickt. Schliesslich hämmerten einige Männer gegen die Tür, und die Wachen öffneten. Luft strömte herein, und ich schlief auf der Stelle ein, im Stehen. Als ich erwachte, bemerkte ich, dass Vater und meine Freunde mir Platz auf dem Boden gemacht hatten. Der Zug war angefahren.

Wir kamen an allen möglichen kleinen Stationen vorbei. Erst trugen sie polnische Namen, dann wurden es deutsche. Frankfurt an der Oder, Dresden, Zwickau, Plauen, Bayreuth. Wir wechselten uns an dem kleinen Fenster ab, jeder durfte mal dort stehen und Luft schnappen, und wer immer es war, der rief die Namen aus. Einmal überquerten wir eine Strasse, auf der ein Schild nach Berlin wies. Doch es schien sehr weit. In unserem Waggon waren vielleicht zwanzig aus dem Ghetto Kaunas. Vaters Freund Jacob Portnov war bei uns, und David und Abale. Die anderen kamen aus Schaulen. Der ganze Transport bestand aus litauischen Juden. Das war ein grosser Vorteil, denn wir standen einander bei.

Nachts wurde die Luft ziemlich kühl. Wir rückten zusammen, um uns aneinander zu wärmen. Wir zitterten in unseren dünnen Uniformen.

Schliesslich befahlen sie uns, auszusteigen. Die Station hiess Kaufering.

Wir waren steif und schwach vor Hunger und völlig verdreht, doch als wir uns zum Zählen aufreichten, überwältigte uns der Anblick der Landschaft, die sich rings um uns ausbreitete wie eine Vision. Da waren Felder und überall Wald. Nirgendwo lag Papier herum oder sonst irgendein Abfall. Sogar die Bahngleise waren sauber. Wir waren in Deutschland, und es sah aus wie im Paradies. Grüne Wiesen, gepflegte Bauernhäuser, Blumengärten. Wir bekamen auch grössere Rationen. Ich versuchte, langsam zu essen, doch in Sekundenschnelle war alles weg. Dann mussten wir uns in Kolonnen aufstellen und marschierten los.

Es war ein wunderschöner Tag. Eine kühle Brise wehte herüber – später erfuhren wir, dass in der Nähe ein See lag, der Ammersee. Ich vergass

fast, dass wir jüdische Häftlinge waren und ausgelöscht werden sollten. Wie konnte inmitten so viel Schönheit so viel Böses weilen? Ich stellte mir vor, Vater und ich wären Reisende und würden in einem Hotel absteigen, wo uns ein grossartiges Frühstück erwartete, sogar frische weisse Brötchen würde es dort geben, und sie würden uns auf der Zunge zergehen.

Unser Ziel war ein Aussenlager von Dachau, Lager Zehn, nah bei einem kleinen Ort namens Utting. Dachau war das erste Konzentrationslager, das die Deutschen errichtet hatten, doch Aussenlager Zehn bestand erst seit Kurzem. Es war ein kleines Lager, umgeben von den gewöhnlichen doppelten Stacheldrahtreihen und elektrischen Zäunen. Noch waren einige Häftlinge damit beschäftigt, den Stacheldraht aufzuziehen. Die Wachtürme standen schon, an jeder Ecke des Geländes einer. Maschinengewehrläufe lugten unter den geneigten Dächern hervor.

Ich musste meine fünf Sinne jetzt beieinanderhalten. Keine Tagträume mehr von Butterbrötchen: Die ersten Stunden im Lager waren entscheidend.

In der Mitte des Geländes gab es merkwürdige Gebilde, die aussahen wie jene grossen Bienenstöcke, die ich einst in Litauen gesehen hatte. Sie bestanden aus langen Giebedächern, die auf dem Boden standen, so lang wie zwei Vieh waggons hintereinander, und genauso breit. «Das sieht so aus, als hätten sie die Baracken darunter vergessen», sagte David.

Die Deutschen teilten uns auf in Gruppen zu fünfzig und wiesen jeder Gruppe eine solche Hütte zu. Vater, Jacob Portnov und ich waren in der letzten Reihe unseres Blocks, darum landeten David und Abale in der nächsten Hütte. Ich war unter den ersten, die das düstere Erdloch betraten. Die wenigen winzigen Fenster liessen kaum Licht herein. Ein paar Stufen führten hinab zu einer Art Trog. Das war der Gang. Er war mit Brettern bedeckt. Auf halbem Weg stand ein rundes Eisenöfchen im Gang, das Ofenrohr ragte durchs Dach. An jeder Seite zog sich eine hölzerne Plattform am Boden entlang. Von der Decke hingen ein paar Glühbirnen. Hier sollten wir schlafen.

Es war ein unglaubliches Wohlgefühl, zu duschen. Wir stanken zum Himmel nach Gott weiss wie vielen Tagen im Zug. Der Dreck rann mir in braunen Bächen die Haut herunter. Vom Duschaum brachten sie uns in einen Lagerraum. Da bekamen wir neue Uniformen: ein Hemd, gestreifte

Jacken und Hosen und Holzpantinen. Nichts passte. Wir mussten untereinander tauschen. Besonders wichtig war, die passenden Holzschuhe zu finden. Vater behielt seine Stiefel, die zwar ausgelatscht waren, aber noch ganz. Ausserdem gaben sie uns zwei Armeedecken, einen Blechtopf und einen Aluminiumlöffel.

Nach dem Appell reichten wir uns auf, um das Abendessen in Empfang zu nehmen. Zu unserer Überraschung war die Suppe einigermaßen dick und auch das Brotstück recht gross. Wir waren die einzigen im Lager. Die Deutschen bestimmten Kapos und Funktionäre. Unser Lagerverwalter war ein rotgesichtiger Mann in mittlerem Alter. Er hiess Burgin und kam aus dem Schaulener Ghetto. Wie zu erwarten, wählte er seine eigenen Leute als Helfer. In der Hoffnung, irgendeine leichte Arbeit zu bekommen, berichtete Vater ihm von seinen Ghettoämtern. Aber Burgin erklärte ihm bloss, er solle sich verziehen.

Besorgt sahen wir dem nächsten Tag entgegen. Was würde uns erwarten? Vater war jetzt zweiundfünfzig Jahre alt und hatte nie viel körperliche Arbeit verrichtet. Die drei Jahre im Ghetto hatten ihren Tribut gefordert. Sämtliche Zähne waren ihm ausgefallen, und jetzt trug er schlechtsitzende Zahnprothesen, die ihm viel Schmerzen verursachten.

Aber schlimmer noch wirkte sich die Trennung von Mutter und Fanny auf ihn aus. Es war schon hart genug, als Mutter nur hinter einem Zaun ausser Reichweite war. Jetzt war sie Hunderte von Kilometern entfernt. Seit Hermanns Verschwinden kannte ich sie nur noch als Leidende und Zurückgezogene, und das hatte mich blind gemacht für ihre tatsächliche Stärke und dafür, wie sehr ihre Gegenwart meinen Vater stützte.

Wir schliefen ganz gut in der ersten Nacht. Über die Holzbretter der Schlafplattform breiteten wir die Decken. Die Uniformen dienten uns als Kissen, es genügte, im Hemd zu schlafen. Wir lagen mit den Köpfen in der Spitze des Vs, das Dach und Boden bildeten, und nachdem wir uns ein paarmal den Schädel angeschlagen hatten, lernten wir, uns nicht zu schnell aufzusetzen.

Der Appell war früh am nächsten Morgen. Anschliessend wurden wir zum Tor hinaus in die Wälder getrieben. Seit unserem letzten Sommer in Kaulautavas war ich nicht mehr so tief in einem Wald gewesen. Überall roch es nach Balsam und Tannenzapfen. Vögel sangen, und wir sahen sogar einen Hasen, der vor uns über den Weg lief.

Nach kurzem Marsch liessen sie uns auf einer grossen Lichtung anhalten und in Dreierreihen aufstellen. Einen Augenblick lang war ich in Alarmbereitschaft versetzt, denn ich musste an all die Erschiessungen in den litauischen Wäldern denken. Die SS-Männer waren in Begleitung von leicht bewaffneten Deutschen in braunen Uniformen und einer Anzahl von Menschen in Zivil. Einer trug sogar Lederhosen. Nach kurzer Beratung teilten unsere Wachen uns in verschiedene Gruppen ein, die sich mit einem oder mehreren deutschen Zivilpersonen in Bewegung setzten. Vater und ich waren am Ende unserer Kolonne. Während wir warteten, überfiel mich eine meiner verrückten Ideen. Was, wenn ich mich einfach keiner dieser eingeteilten Gruppen anschliesse? Wenn ich mich im Wald versteckte, würde keiner wissen, wohin ich gehörte. Aber was, wenn die Wachen noch einmal alle durchzählten und herausfänden, dass ein Gefangener fehlte?

Ich beschloss, die Gelegenheit zu nutzen, und als gerade keiner der Deutschen hersah, schlüpfte ich hinter einen Baum. Ich merkte, wie Vater erstarrte, doch er beherrschte sich und sah nicht zurück. So schnell und leise, wie ich konnte, kroch ich zurück ins Unterholz. Mein Herz schlug vor Aufregung und Angst zugleich. Ruhig blieb ich liegen, bis die letzten Kolonnen den Abmarschbefehl bekamen. Nach ein paar Minuten war alles still.

Der Wald umarmte mich wie ein lange verlorenes Kind. Wenn ein Zauberer mir angeboten hätte, mich für einen Tag lang in ein Eichhörnchen oder einen Vogel zu verwandeln, ich hätte sofort angenommen. Erinnerungen und Tagträume schwebten durch meinen Kopf. Der Kontrast zwischen dieser Welt und unserer Hölle war so schmerzlich, dass mich eine unendliche Traurigkeit überwältigte. Ich weinte mich in einen tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, war es später Nachmittag. Vorsichtig kroch ich aus den Büschen hervor und ging zurück bis zum Lager. Vorm Tor versteckte ich mich hinter einem Baum. Beim Einbruch der Dunkelheit hörte ich die Arbeitskolonne zurückkommen. Ich erkannte sie an dem merkwürdig klackenden Ton, den ihre Holzschuhe verursachten.

In der Gruppe, die das Schlusslicht bildete, stolperten die erschöpften Häftlinge ungeordnet durcheinander. Als einer der Wachposten zurückblieb, um die letzten Nachzügler anzutreiben, schlüpfte ich in die Kolonne. Niemand schenkte meinem plötzlichen Auftauchen Beachtung. Am Tor teilte ein SS-Mann uns in Reihen auf, zum Zählen.

Mein Plan ging auf. Die Zahl der Heimkommenden würde übereinstimmen mit der Zahl der Fortgegangenen.

Ich fand Vater in unserer Baracke. Er lag an seinem Platz und schlief fest. Das Herz zersprang mir in der Brust. Sein Gesicht bedeckte eine so dicke Staubschicht, dass es aussah wie eine Totenmaske. Die Zahnprothese hing ihm aus dem Mund. Da musste ich an einen wunderschönen Tag in Kalautuvas denken, als er aus der Stadt kam, um dort das Wochenende mit uns zu verbringen. Er sah so gross und stolz aus, wie er vor der Tür stand. Wie schön er war. Wie seine Augen strahlten. Und jetzt lag da diese jämmerliche Kreatur. Seine Zähne klapperten ihm im Mund bei jedem Atemzug. Leiser, der Stubenälteste, kam herein. Es war Zeit für den Abendappell. Leiser war klein und sanft und schien anständig. Er rüttelte die Männer, versuchte, sie aufzuwecken, doch umsonst. Ich dachte an Peter in Stutthof, und wie er seinen Stock eingesetzt hatte. Auch Leiser hatte einen Stock, doch er schien nicht gewohnt, ihn zu gebrauchen. Ich wusste, uns allen würde etwas blühen, wenn wir zu spät zum Appell kämen, und Leiser tat mir leid. Ausserdem war es immer ganz gut, mit den Funktionären auf gutem Fuss zu stehen. Also versuchte ich, Peters Ton nachzuahmen, und brüllte auf deutsch:

«Alle raus zum Appell! Aufstehen! Schnell, schnell!»

Das wirkte sofort. Die Häftlinge sprangen von den Betten und rannten hinaus auf den Platz. Vater war der letzte. Kraftlos erhob er sich von seinem Bett. Als er mich am Eingang stehen sah, fing er an zu weinen. Ich lief zu ihm und umarmte ihn, und ein merkwürdig steinerner Geruch stieg mir vom Staub auf seiner Jacke in die Nase.

Der Appell dauerte ewig lang. Dem SS-Mann gefiel es nicht, wie wir unsere Mützen abnahmen. Ihm fehlte das schlagartige Klatschen gegen die Beine.

«Los, los, ihr faulen Judenbastarde, ihr Drecksäcke, ihr Arschlöcher. Ein Tag ehrliche Arbeit, und schon werdet ihr schlampig. Wenn ich nicht gleich das Zackzack höre, steht ihr hier bis zum Jüngsten Tag! Mützen ab! Zackzack! Noch mal! Mützen ab! Zackzack! Noch mal!» Das ging etwa eine Stunde lang so weiter, bis wir völlig erledigt waren, bis er sich zu langweilen begann.

Nachts erzählte Vater mir, wie sein Tag gewesen war. Sie mussten für eine Firma arbeiten, die Dyckerhoff und Widmann hiess. Dort wurden alle möglichen Betonprodukte hergestellt. Die Brigade von Vater und seinem

Freund Jacob hatte einen Güterzug zu entladen, der die Rohmaterialien brachte. Jacob musste fünfzig Kilogramm schwere Zementsäcke schleppen, während Vater Sand und Kies zu schaufeln hatte. Das alles wurde auf eine Feldbahn verladen, die in die Zementwerke fuhr. Sie mussten sogar die Bahngleise legen, und die anstrengendste Arbeit war, die eisernen Schienen zu schleppen.

Die deutschen Wachmannschaften gehörten der «Organisation Todt» an. Einige von denen waren schlimmer als die SS. Vater gestand, dass er nicht glaubte, so noch lange überleben zu können. Ich war niedergeschlagen, hatte ich doch Mutter versprochen, auf Vater aufzupassen. Irgendwie musste ich Burgin davon überzeugen, dass er ihm eine bessere Arbeit geben sollte. Aber wie?

David und Abale waren in der Nachbarbaracke. Ich ging, um zu sehen, wie sie es angetroffen hatten. Zu meiner Überraschung fand ich sie beide sauber und in guter Verfassung. Sie hatten wundersamerweise Glück gehabt: Sie und ein dritter Junge waren in die Küche der «Organisation Todt» abkommandiert worden, in die sogenannte OT-Küche. David öffnete seine Jacke und zeigte mir den Rest eines Brotlaibs unter seinem Arm. «Die klauen hier wie verrückt», erklärte er. Dann, ohne ein weiteres Wort, brach er ein Stück davon ab und gab es mir.

Ich erzählte ihnen, dass ich mich versteckt hatte und darum in keine Arbeitsbrigade eingeteilt worden war. Da machten sie mir einen Vorschlag: Sie wollten versuchen, auch mich in der OT-Küche unterzubringen.

Am nächsten Morgen traf ich mich mit David und Abale, und wir verliessen zusammen das Lager. Der andere Junge hiess Zelig und war aus Schaulen. Zuerst wollte er nichts mit mir zu tun haben. Ich konnte ihm nicht einmal richtig böse sein. Er hatte Angst um seine Stelle. Doch wir überzeugten ihn davon, den Mund zu halten, und schliesslich wurden wir Freunde.

Die grosse Prüfung kam, als wir alle vor der OT-Küche auf den Mann warteten, der uns bewachen sollte. Mein Herz raste, als er herankam. Der SS-Mann war lang, dünn und etwa fünfzig Jahre alt. Er hatte ein gelbliches Gesicht und müde Augen. Flüchtig betrachtete er uns, dann unterschrieb er auf einem Papier, dass er uns in seinen Gewahrsam genommen hätte, und gab es in der Küche ab. «Gehen wir», sagte er, als er zurückkam. «Das ist ein anderer als der gestern», flüsterte David. Ich wollte losjubeln, doch

stattdessen griff ich mir die Deichsel vom Wagen, den wir ziehen sollten, und stemmte mich mit aller Kraft hinein. Auf dem Wagen waren bloss leere Milchkannen und Holzkisten, und wir schritten rasch aus.

Niemals vergesse ich diesen Marsch durch die bayerische Landschaft. Überall waren gepflegte grüne Felder, und die Strassen säumten Bäume, die schwer an reifen Äpfeln trugen. Utting selber schien eines der kleinen Dörfer aus Grimms Märchen zu sein. Ordentliche Gemüsegärten, malerische bayerische Häuser, überquellende Blumenkästen vor den Fenstern. Wie konnte uns etwas Böses angetan werden an einem Ort wie diesem?

Der SS-Mann brachte uns zu einem kleinen Gasthof, wo wir Lebensmittel aufladen sollten. In einem kopfsteingepflasterten Hof hinter dem Gasthaus machten wir halt. Unser Aufpasser befahl uns, hier draussen zu warten, und ging auf ein Bier in die Wirtschaft, während die Ladung vorbereitet wurde.

Vor meinem Fuss entdeckte ich eine Zigarettenkippe. Schnell sah ich mich um, dann fischte ich sie auf und steckte sie in meine Tasche. Die nächsten Minuten verbrachte ich damit, den Boden abzusuchen. Ich fand noch drei oder vier Kippen. Am anderen Ende des Hofes bemerkte ich eine hölzerne Einzäunung. Darin lag, auf schlammigem Stroh, ein fettes rosa Schwein. Ich war hingerissen. Seit Beginn des Krieges hatte ich kein Schwein mehr gesehen. Langsam ging ich auf den Pferch zu. Das Schwein starrte mich aus seinen kleinen Augen an. Sogar deutsche Schweine erschienen mir sauberer als die, an die ich mich erinnern konnte. Dann gingen mir fast die Augen über. In einer Ecke des Pferchs erblickte ich eine riesige gelbe Kartoffel. Ein wenig von der Schale war aufgesprungen. Die Kartoffel war eindeutig gekocht und tafelfertig. Das Wasser lief mir im Mund zusammen.

Bevor ich noch an die Folgen denken konnte, war ich schon in den Pferch gesprungen. Sofort versanken meine Holzpantinen im weichen Schlamm unter dem Stroh. Das Schwein war von meinem Überfall zu Tode erschrocken und stiess ein ohrenbetäubendes Gequieke aus. Ich erstarrte. Bestimmt würden jetzt alle Deutschen aus der Wirtschaft gelaufen kommen, um das arme Schwein vor dem Angriff des Juden zu bewahren.

«Was hast du vor?» rief David, der glaubte, ich hätte den Verstand verlo-

ren. «Willst du das Schwein bei lebendigem Leib verschlingen?»  
Später habe ich darüber gelacht, doch in jenem Augenblick war ich viel zu entsetzt. Da steckte ich bis zu den Knien im Matsch, Auge in Auge mit einer gigantischen Sau, und David riss Witze. Verzweifelt versuchte ich, meine Füße zu befreien, doch sie waren wie festgeklebt. Ich musste aus den Schuhen schlüpfen und sie mit den Händen herausgraben. Dann warf ich sie David zu und lief barfuss um das Schwein herum. Hastig grabschte ich mir die Kartoffel. Das Schwein quiekte wieder, als würde es geschlachtet, und rannte hinter mir her. Ich gab ihm einen Tritt in die Schnauze und hechtete über den niedrigen Zaun. Über und über mit Schlamm bedeckt, landete ich auf dem Kopfsteinpflaster, die Kartoffel fest in der Hand. In einem Holztrog wusch ich mich und die Kartoffel ab, wobei ich immer wieder Ausschau nach dem SS-Mann hielt. Ich wusste, ich hätte es teuer bezahlt, wäre ich dabei erwischt worden, wie ich ein deutsches Schwein beraubte.

Ich wollte die Kartoffel mit den anderen teilen, doch David lehnte das ab. «Du hast dieses rosa Monster mit blossen Händen bezwungen», erklärte er, «dem Sieger gebührt die Beute.» Wir brachen alle in Gelächter aus. Aber als ich dann sah, wie sie die Kartoffel beäugte, habe ich sie doch geteilt. Sie war köstlich. Danach beschlossen wir, jedes Essen zu teilen, das wir in Zukunft erwischen würden

Endlich brachten sie die Ladung aus dem Gasthof. Mir wurde ganz schwindlig. Butter, riesige runde Käse, Eier, ganze geräucherte Schinken, sogar frische Brötchen, Tomaten, Gurken, Zwiebeln, Karotten und noch viel, viel mehr. Am liebsten wäre ich auf den Wagen gesprungen und hätte mich totgegessen. Doch in der Tür standen zwei Deutsche und behielten uns im Auge. Wir luden auf, während uns der Geruch der Lebensmittel fast um den Verstand brachte. Als wir fertig waren, gab die Wirtin uns einen Laib Brot. Sie war eine schlanke dunkelhaarige Frau mit freundlichen Augen. Mitleidig sah sie uns an. «Morgen bekommt ihr Buben von mir etwas Suppe», sagte sie. Wir bedankten uns überschwenglich. Zelig ergriff sogar ihre Hand und drückte einen Kuss darauf.

Mich widerte das erst an und ich sagte ihm das auch, doch er erklärte mir, sie hätte ihn an seine Mutter erinnert. «Ausserdem», sagte er traurig, «war es das erste Mal seit dem Krieg, dass eine Arierin nett zu mir war.» Ich

musste zugeben, dass es mir auch so ging. Wir hungerten ebenso sehr nach Zuneigung wie nach etwas Essbarem. Während wir das Brot teilten, erschien der SS-Mann. Sein Gesicht war rot vom Alkohol, und er sah böse drein. Wir duckten uns sofort. «Es ist schon in Ordnung», sagte die Wirtin, «sie haben es nicht gestohlen, ich habe ihnen das Brot geschenkt.» «Du sollst das nicht machen, Marianne», gab er zurück, «es ist verboten.» Aber er bestrafte uns nicht und liess uns sogar das Brot behalten. Der vollgeladene Wagen war erheblich schwerer, doch wir taten unser Bestes. Wir wollten den Mann nicht reizen. Pünktlich lieferten wir die Lebensmittel ab. Dann mussten wir das OT-Gebäude saubermachen. Nachdem die deutschen Arbeiter gegessen hatten, warf der Kasinobursche die Küchenabfälle in eine Tonne. Als er unsere hungrigen Augen sah, liess er uns die Reste von den Platten nehmen. Es waren bloss ein paar Krümel und Bissen, aber sie halfen.

Ich hob mein Brotviertel für Vater auf. Den ganzen Tag über hatte ich ihm gegenüber ein schlechtes Gewissen. Ich war jung und einigermaßen bei Kräften und hatte diese leichte Arbeit und sogar eine Extraration, während er Zement schleppen musste. Abends fand ich ihn in schlimmerem Zustand, als ich erwartet hatte. Wie gestern lag er auf der Pritsche und schlief fest. Grauer Zementstaub überzog seine stoppeligen Wangen. Er roch säuerlich nach Schweiss. Die falschen Zähne hatte er herausgenommen, so dass sein Gesicht noch eingefallener wirkte.

Ich weckte ihn auf zum Appell. Erst sah er mich verwirrt an, als würde er mich gar nicht mehr erkennen. Dann versuchte er, zu lächeln, doch das verzerrte bloss sein Gesicht. Tränen rannen ihm über die Wangen. Ich schlang die Arme um ihn. Das hier war schlimmer, als gleich getötet zu werden. Sie quälten die Menschen zu Tode, indem sie sie bei Schwerstarbeit verhungern liessen, und sie machten das mit meinem eigenen Vater. In diesem Augenblick hätte ich jeden Deutschen auf der ganzen Welt umbringen können, jeden.

Die Wirtin hielt ihr Versprechen und gab uns am nächsten Tag eine wunderbare Suppe, mit Fleisch und Kartoffeln darin. Ich wünschte, ich hätte Vater etwas davon mitbringen können. Doch ich hatte einen Plan. Ich wollte sie um Zigaretten bitten, mit denen ich Burgin, den Lagerverwalter,

bestechen wollte. Er sollte Vater eine andere Arbeit geben. Als wir aufgegessen hatten, brachte ich die Teller zurück. Ich starb fast vor Angst vor dem, was ich vorhatte, doch ich musste es tun.

«Liebe, verehrte Dame», sagte ich, «Sie sind so gut zu uns. Gott möge es Ihnen vergelten. Aber könnten Sie vielleicht noch etwas tun, was meinem Vater das Leben retten würde?»

Ich erzählte ihr, was im Lager vor sich ging, und bat sie um ein paar Zigaretten. Sie sah mich an, als hätte ich ihr einen unanständigen Antrag gemacht.

«Du kannst mir viel erzählen», sagte sie, doch dann bemerkte sie die Tränen in meinen Augen und begriff, dass ich die Wahrheit gesagt hatte. «Mein Gott, was machen sie mit euch in diesem Lager?» rief sie aus. «Ich dachte, das wäre ein Arbeitslager, und jeder dort würde anständig behandelt.»

Jetzt war das Staunen auf meiner Seite. Wie konnten die Deutschen noch immer an die Propaganda glauben, bei all dem, was um sie her geschah?

«O ja, es ist ein Arbeitslager», sagte ich und sah ihr direkt in die Augen, «sie lassen uns da zu Tode arbeiten. Wir leisten Schwerstarbeit, zwölf Stunden am Tag, mit leerem Magen. Sie lassen uns verhungern. In ein paar Monaten sind alle tot, selbst die Jüngsten und Kräftigsten.»

Sie zuckte zusammen, als hätte ich sie persönlich beleidigt. Plötzlich erkannte ich, in welcher unermesslichen Gefahr ich mich gebracht hatte. Wenn sie ein Nazi war – und das war nur allzu wahrscheinlich –, dann war ich verdammt. Kalter Schweiß brach mir aus. Sie musste meine Panik bemerkt haben, denn sie bat mich, keine Angst zu haben. Doch wenn ich am Leben bleiben wollte, fügte sie hinzu, sollte ich bloss nicht solche Dinge herumerzählen. Dann verschwand sie.

Als wir fertig waren mit Aufladen, kam sie heraus und brachte uns wieder einen Laib Brot. Mir drückte sie ein kleines Päckchen in die Hand. Triumphierend kehrte ich ins Lager zurück. Jetzt besass ich, eingewickelt in Zeitungspapier, zwanzig deutsche Zigaretten. Ein wahrer Schatz! Vater war gerettet.

Am Abend noch ging ich zu Burgin, und am nächsten Morgen war Vater Vorarbeiter.

Ein gewaltiges Problem im Lager waren die Läuse geworden. Zu Beginn hatten die meisten Häftlinge noch versucht, sich einigermaßen sauber zu halten, obwohl Waschgelegenheiten praktisch nicht vorhanden waren. Das einzige, was man machen konnte, war, die Kleidernähte abzusuchen und die Läuse einzeln zwischen den Daumnägeln zu zerdrücken. Das war keine besonders erfolgreiche Methode. Gerade, wenn man glaubte, das Problem endlich bewältigt zu haben, krochen sie vom Nachbarn herüber, der entweder zu müde war oder schon zu apathisch, um sich darum zu kümmern. Alles, was die meisten Häftlinge nach der Arbeit noch fertigbrachten, war, die mageren Rationen hinunterzuschlingen, auf die Pritschen zu fallen und durchzuschlafen bis zum nächsten Morgen.

Vater war inzwischen zum Geschichtenerzähler geworden. Er ging von Baracke zu Baracke, um zu erzählen, und mancher folgte ihm auf Schritt und Tritt und hörte sich dieselben Geschichten immer wieder an. So rettete Vater vielen das Leben, weil er ihnen Hoffnung gab, die Hoffnung auf ein Ende des Wahnsinns in Hitlerdeutschland. Es gelang ihm sogar, einen «Muselmann» zu neuem Leben zu wecken, einen von diesen lebenden Toten, die auf ihren Schlafplätzen liegenblieben und aufgegeben hatten. Wie mein Vater war er in seiner Jugend Revolutionär gewesen, voller Hoffnung und Ideale. Er sagte, dass Vater ihm etwas eingeflösst habe, das er seit Ewigkeiten nicht mehr fühlen konnte: Scham. Sein Name war Schmuel. Vater und ich halfen ihm, sich zu waschen, und danach ging Schmuel wieder den Geschäften des Lebens nach, die bedeuteten, Essen zu schnorren und sich sauber zu halten.

Ein zusätzliches Elend war das Wetter. Es regnete immer häufiger, und die Nächte wurden kühler. Der Winter kam. Einmal, als wir abends von der OT-Küche kamen, ging ein so heftiger Regen nieder, dass das Wasser in die Baracken eindrang. Morgens stand es schon knöcheltief am Boden. Die unter dem lecken Dach lagen, waren völlig durchnässt. An diesem Morgen befahl uns Erhard, der SS-Wachmann, zum Ladeplatz zu gehen, anstatt in der OT-Küche zu arbeiten. Mir wurde ganz elend. Niedergeschlagen machten wir uns auf den Weg. Wir waren vielleicht fünfzig Meter weit gekommen, als der Koch hinter uns herlief.

«Erhard!» rief er. «Bringen Sie sie zurück! Der verdammte Lagerkeller steht völlig unter Wasser! Sehen Sie sich meine neuen Schuhe an! Durchgeweicht!» Er fluchte so heftig, dass ihm sein Zahnersatz aus dem Mund fiel. Wir konnten nur schwer das Lachen unterdrücken. Der Koch gab uns drei Eimer und schickte uns zum Ausschöpfen in den Keller. Dort standen wir dann bis zu den Knien in eiskaltem Wasser, und das Lachen verging uns gänzlich.

Wir bildeten eine Reihe. Einer war unten, einer auf den Stufen, und zwei entleerten die Eimer draussen in einer Abflussrinne. Wenn der unten im Wasser blaugefrorene Füße hatte, tauschten wir die Plätze. Als ich an der Reihe war, nach unten zu gehen, warf ich einen Blick auf die Vorratsregale und fischte sekundenschnell etwas heraus. Es waren vier Tuben Käse. Ich warf sie in den Eimer, und sie sanken sofort zu Boden. David, der über mir auf den Stufen stand, begriff sofort. Ich zischte ihm zu, er solle die anderen vorwarnen. Schnell gab er den Eimer an Abale weiter. Der Käse war draussen! In den nächsten Eimer warf ich ein paar Päckchen Margarine, doch zu meinem Entsetzen gingen sie nicht unter. Gerade wollte ich sie mit einer Gemüsedose versenken, da tauchte über mir der Kopf des Kochs auf. Ich dachte schon, er hätte mich erwischt. Das Herz wollte mir aus der Brust springen. Doch er brüllte uns bloss an, wir sollten uns beeilen. Mir war, als wäre der Tod persönlich vor meinen Augen erschienen. Im nächsten Moment schon befreite ich vier Dosen Sardinen aus den Regalen der Mörder. Ich tanzte auf dem dünnen Seil zwischen lebenswichtigem Risiko und Selbstmord. Im einen Moment duckst du dich nieder vor Angst, und im nächsten riskierst du dein Leben für etwas zu essen.

David löste mich ab. Wir arbeiteten wie wahnsinnig. Als wir endlich alles ausgeschöpft hatten, waren wir zu Tode ermattet. Als wir einen Moment lang allein waren, drängten wir uns hinter der Latrine aneinander und verschlangen etwas Käse und gesüsste Milch. Wir beschlossen, nur wenig von unserer Beute mitzunehmen, da die Wachen die Heimkehrenden durchsuchten und ausserdem im Lager immer häufiger gestohlen wurde. Ein paar Sachen steckten wir ein, den Rest vergruben wir nahe der Latrine.

Endlich wurde das Signal zum Ende der Schicht gepfiffen. David und Abale gingen rasch voraus, während ich zusammen mit Zelig langsam die

Strasse entlangbummelte. Später habe ich diese Trödelei immer wieder aufs Neue bereut.

Zelig war ein stiller Junge. Er stammte aus einer Kleinstadt, wo seine ganze Familie schon zu Beginn des Krieges ermordet worden war. Als einziger konnte er fliehen und gelangte ins Ghetto von Schaulen. Manchmal sprach er von seinem Onkel Mosche, aber sonst sagte er nichts ausser: «Wo seinen die Alliierten?» Aus heiterem Himmel heraus sagte er «Wo seinen die Alliierten?», so oft, dass wir ihn schon so riefen.

Während wir noch gemächlich dahintrotteten, kam Erhard aus der Küche und rief hinter uns her. «Ihr zwei kommt mit mir», sagte er. Ich fürchtete schon, er hätte entdeckt, dass in den Regalen etwas fehlte, und wollte uns durchsuchen. Doch stattdessen brachte er uns zu einem wartenden Lastwagen. Wir sollten helfen, eine Ladung Kartoffeln zu einer anderen OT-Küche zu bringen. Sie gehörte zu einem Standort in der Nähe von Landsberg/Lech, wo die Deutschen eine Art unterirdische Fabrik bauten. Wir hatten schon fürchterliche Geschichten darüber gehört. Unter den Häftlingen hiess das Gebäude schlicht Moll.\*

Wir fuhren über eine schmale, ungeteerte Allee – wie mir schien – etwa eine Stunde lang. Die Dunkelheit war hereingebrochen, und in der Ferne hörten wir das malmende Geräusch einer riesigen Maschinerie. Der Lärm schwoll an, als wir in eine grosse Lichtung einbogen, die in grellem Flutlicht lag. Die Strasse verschwand in einem riesigen Schacht, über dem sich ein gigantisches Zementgewölbe aufrichtete, gespickt mit Stützstangen, so dass es aussah wie ein monströser Igel. Schmale Schienenstränge liefen auf die Öffnung zu.

Die Anlage bestand aus einem Betonhalbzylinder, der war so gross wie drei Fussballfelder hintereinander und am höchsten Punkt so hoch wie ein Kirchturm. Krane und Bulldozer schoben sich in dieses Maul hinein, Dutzende Traktoren, Lastwagen und kleine Loks, die offene Güterwagen zogen. Lärm überall, Betonmischer, andere Maschinen. Die Betonschale war stellenweise schon beinahe drei Meter dick, doch grosse Stellen waren noch nicht ausgegossen. An den Seiten standen Dutzende von Häftlingen auf Gerüsten und hielten biegsame Schläuche, aus denen sich flüssiger Beton über das stachelige Stahlgewebe ergoss. Andere eilten mit

\* Nach der Baufirma, die die Produktionsstätten der Flugzeugindustrie dort errichtete.

Schaufeln und Eimern umher. Wo wir auch hinblickten, sahen wir Männer in gestreiften Uniformen, bestimmt Tausende, die Schutt schleppten, Eisenstangen und Zementsäcke. Es war wie ein gigantischer, unglückseliger, ausgehöhlter Ameisenhaufen.

Wer zu langsam war, wurde von wohlgenährten Kapos oder SS-Leuten angeschrien, ihre Flüche vermischten sich mit dem Maschinenlärm. Männer, die unter den Schlägen zu Boden gingen, wurden zertrampelt von den Stiefeln ihrer Folterer.

Plötzlich hörten wir von oben markerschütterndes Geschrei. Die Männer, die den grossen Schlauch bedienten, hatten den Halt verloren, so dass das Rohr nun herrenlos umherschwenkte und Beton nach allen Seiten spuckte. Verzweifelt versuchten die Männer, es wieder zu packen, doch es schlug wild hin und zurück und peitschte mehrere der Männer vom Gerüst. Einer nach dem anderen fielen sie auf das Stahlgewebe, und ihre Schreie hallten noch nach, während sich Flüssigbeton aus dem Schlauch über sie ergoss. Zelig und ich sahen das mit an in entsetztem Schweigen. Jetzt verstanden wir, warum hier jeden Tag Hunderte von Häftlingen starben und warum unser Lager als das beste in der ganzen Gegend galt.

Dann fuhren wir zu einem Lagerhaus, wo Zelig und ich ein Dutzend Kartoffelsäcke entladen mussten. Anschliessend drängten wir wieder zurück auf den Lastwagen, und der Fahrer fuhr direkt vor das Maul des Monsters. Wir sollten einige Maschinenteile abladen. Erhard wies Zelig und mich an, sie zu einer Hütte zu tragen. Ich betete zu Gott, dass wir diesen fürchterlichen Ort jetzt wieder verlassen würden, doch Erhard und der Fahrer wollten noch in der deutschen Kantine einen Bissen zu sich nehmen. Wir mussten auf den Lastwagen steigen und dort auf sie warten. Es wurde später und später, kälter und kälter. Wir krochen unter eine Plane und versuchten, uns warm zu halten. Ich weiss nicht, wie lange wir da lagen, aneinandergeschelt.

Nach einer Ewigkeit schreckten Stimmen uns auf. «So, da wolltest du dich wohl verstecken», schimpfte ein Mann auf deutsch, «du faules Schwein, du nichtsnutziger verlauster Jude. Dir werde ich beibringen, dich vor der Arbeit zu drücken!»

Wir hörten Schläge, immer wieder, und wie jemand vor Schmerz aufschrie. «Bitte, bitte!» flehte jemand, «ich will dos kein mol mehr nit machen. Es is gewen azoi kalt, ich hob gefromn.»

Plötzlich rollte Zelig sich unter der Plane hervor. «Onkel Mosche!» rief er, «Onkel Mosche!» Ich konnte gerade noch seinen Fuss erwischen, doch er war schon an der Heckklappe, entwand sich meinem Griff, sprang zu Boden und rief immer wieder: «Onkel Mosche! Onkel Mosche!»

«Und du versteckst dich wohl auch!» brüllte der Deutsche und schlug auf Zelig ein, «und dazu in einem Armeefahrzeug! Das kostet dich deinen Kragen!»

«Nein, nein!» schrie Zelig zwischen den Schlägen, «ich habe mich nicht versteckt... ich bin aus Lager Zehn... wir haben Maschinenteile hergebracht... unser Aufseher hat gesagt, wir sollen hier warten ... er ist in der Kantine... bitte, bitte!» Jeder Schlag, der auf Zelig niederging, traf mich wie ein Messer.

Der Deutsche hielt einen Moment lang inne. Er wollte wissen, ob der Mann Zelig's Onkel sei. Erst schwieg Zelig, dann fing er an zu stammeln. «Nnnein... nein, Entschuldigung... ich habe mich... geirrt ... mein Onkel ist hier in dem Lager... darum habe ich gedacht ...»

«Egal, jetzt hast du die Ehre, dieses wertlose Stück Scheisse von Onkel nach oben zu begleiten», erklärte der Deutsche. Zelig's Worte ignorierte er völlig. «Siehst du den Zementschlauch da oben? Da darfst du jetzt hingehen.»

«Aber ich bin doch gar nicht aus diesem Lager», stiess Zelig aus, «ich bin von Lager Zehn, ich muss zurück...»

«Von mir aus kannst du Jesus Christus sein auf dem Weg zum letzten Abendmahl! Du machst, was ich dir befehle!»

Ich kauerte unter der Plane und flehte inbrünstig, dass Erhard und der Fahrer zurückkommen und das alles beenden würden. Doch dann hielt ich es nicht mehr aus. Ich musste sehen, was mit Zelig geschah. Vorsichtig steckte ich den Kopf heraus und sah, wie er mit dem anderen Häftling und dem Deutschen eine Holzterasse zum Betongewölbe emporstieg. Über ihnen schlug sich eine Gruppe Häftlinge erneut mit dem Monster schlauch herum. Ich konnte hören, wie der deutsche Aufseher schimpfte. Die Planen waren noch glitschig vom letzten Malheur, und die Häftlinge hielten einander, sobald jemand ausrutschte.

Mit wachsender Angst musste ich zusehen, wie Zelig sich der Gruppe mit dem Schlauch näherte. Der, den er Onkel Mosche genannt hatte, war zum

Skelett abgemagert. Er konnte kaum noch laufen und klammerte sich an Zelig. Der Deutsche ging hinter ihnen und schlug mit einem Stock auf Mosche ein.

Dann geschah etwas Fürchterliches: Mosche drehte sich um, schrie aus Leibeskräften, packte den Mann bei der Taille und stürzte sich zur Seite, wobei er den Deutschen mit sich riss, den Eisenstangen entgegen. Zelig fasste nach Mosche, wollte ihn halten und verlor ebenfalls das Gleichgewicht. Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel er kopfüber hinter ihnen her. Das Ganze geschah so schnell, dass zunächst kaum jemand verstand, was da vor sich ging.

Auf dem Geländer erstarrten die meisten, während der Schlauch fortwährend Zement ausspuckte. Dann brach die Hölle los. Dutzende von Deutschen rannten brüllend herbei und schlugen auf jeden Häftling ein, der im Weg war. Scheinwerfer wurden auf die Stelle gerichtet, auf die sie zugestürzt waren, doch ausser ein paar Stoffetzen an den Eisenstangen war nichts zu sehen. Vielleicht war es auch Fleisch. Die drei hatte der frische Beton verschluckt. Zwei Juden und ein Deutscher lagen nun bei all den anderen, die hier schon zu Tode gestürzt waren, eingemauert für alle Ewigkeit in diesem gigantischen Mausoleum.

Dieses Bild werde ich nie mehr los. Ich habe versucht, es wegzublenden, doch je mehr ich mich bemühe, desto schärfer ätzt es sich in mein Gedächtnis.

Plötzlich spürte ich, wie mir jemand in die Rippen schlug. «Was ist?» rief Erhard, «was brüllst du denn wie am Spiess?»

In dem Moment erschien mir dieser besoffene alte SS-Mann wie ein Engel. Während ich ihm berichtete, was geschehen war, unterdrückte ich kaum mein Schluchzen. Selbst Erhard erleichte.

«Deshalb dieser Aufruhr», sagte er barsch, «konntest du den Idioten denn nicht zurückhalten? Er ist doch dein Freund.» Wieder stiess er mich in die Seite, doch nicht sehr stark. Ich sah ihm an, wie bestürzt er war.

«Scheisse, jetzt fehlt mir ein Gefangener», sagte er zum Fahrer, «ich muss mir einen Totenschein besorgen, ich kann nicht zurückkommen mit einem Gefangenen weniger.»

Er befahl dem Fahrer zu warten und zerrte mich vom Lastwagen herab.

«Los, komm, du bist mein Zeuge.»

Wir gingen auf ein kleines, provisorisches Gebäude zu. An der Seite war das SS-Zeichen aufgemalt. Erhard hiess mich draussen warten und ging hinein. Am Boden hatte sich eine dünne Frostschiicht gebildet. Ich trat von einem Fuss auf den anderen und warf die Arme vor und zurück, um nicht zu erfrieren.

Ein langgezogener, schriller Pfiff verkündete das Ende der Nachtschicht. Hunderte von Häftlingen schleppten sich auf die Strasse zu, am Ende ihrer Kräfte. Die immer präsenten Kapos trieben sie mit Knüppeln an, die «Muschelmänner», die wandelnden Skelette mit ihren riesigen, fiebernden Augen in den Leichengesichtern. Sie sahen viel elender aus als die Häftlinge in unserem Lager, und einige, die nah an mir vorübergingen, blickten mich feindlich an. Sie mussten mich für einen Kapo halten, denn hier waren nur die Kapos noch so einigermassen bei Kräften wie ich.

Endlich rief Erhard mich zu sich. Er klopfte an einer Tür, vor der «Kommandant» stand. «Herein», rief eine schroffe Stimme. Erhard schob mich ins Zimmer und brüllte «Mütze ab!» Ich nahm Haltung an, riss die Mütze vom Kopf und knallte sie gegen mein rechtes Bein. Der Kommandant verzog das Gesicht bei Erhards Gebrüll und sah mich überrascht an. Ich glaube, solch schnelle Reaktionen war er von seinen verhungerten Häftlingen nicht gewohnt.

«Sprichst du Deutsch, Junge?» fragte er scharf.

«Jawohl, Herr Kommandant.»

«Ausgezeichnet. Erzähl mir, was passiert ist. Leider gibt es keine deutschen Zeugen, die bestätigen können, dass einer der Toten aus Lager Zehn ist, also musst du das tun. Aber erzähl mir keine Lügen, sonst lasse ich dich aufhängen. Kapiert?»

Zwei kalte graue Augen musterten mich aufmerksam. Ich wusste, mein Schicksal hing von diesem Blick ab. So klar es ging, beschrieb ich die Ereignisse des Abends, wobei ich jedes Wort deutlich in korrektem Deutsch aussprach. Ich hatte beschlossen, Mosches Selbstmord wegzulassen, und auch, dass er den Deutschen mit sich gerissen hatte. Der Mord an einem Deutschen konnte schreckliche Folgen haben, auch für mich. Stattdessen erzählte ich, dass der OT-Vorarbeiter ausgerutscht und gegen Mosche gefallen sei. Daraufhin habe Zelig versucht, sie zu halten, und sei selber mit hinabgestürzt.

Wieder bohrten sich diese grauen Augen in mich hinein. Mein Herz zog sich vor Angst zusammen. Ich war sicher, dass er meine Lüge spüren wür-

de. Ich schloss die Augen und musste mich zusammenreißen, um aufrecht stehen zu bleiben.

«Wie lautet seine Nummer?» fragte er.

«Gewonnen!» hätte ich beinahe laut geschrien. Doch dann dämmerte es mir. Einem Deutschen wäre es nie in den Sinn gekommen, dass ein feiger Jude so etwas wie Mosche tun könnte. Wahrscheinlich hätte er mir die Wahrheit niemals geglaubt. Eine grosse Last fiel von meinen Schultern.

Rasch nannte ich ihm Zeligs Nummer. Er nahm ein Formular und begann zu schreiben. Als er fertig war, sah er mich mit ironischem Lächeln an.

«Da du der einzige Zeuge bist, der den toten Gefangenen identifizieren kann, musst du diese Bescheinigung unterschreiben.» Sollte das ein Witz sein? Ich, die Nummer, sollte ein deutsches Dokument unterschreiben? Ich fürchtete das Schlimmste.

«Aber», warf Erhard nervös ein, «die Gefangenen besitzen keinerlei legale Rechte. Ist die Bescheinigung nicht wertlos, wenn sie ein Untermensch unterschreibt? Ausserdem, glaube ich, ist er noch nicht einmal achtzehn.»

«Hör zu, du verdammter Ochse! Wenn du deinen Arsch nicht in die Kantine gesetzt hättest, wäre das nicht passiert. Ich versuche, dir die Kohlen aus dem Feuer zu holen, und du hältst mir Vorträge. Ich wette, dein Kommandant schaut das Dokument nicht einmal an, wenn er meine Unterschrift erkennt, aber ich brauche die Bestätigung von einem Zeugen.»

Ohne ein weiteres Wort reichte er mir den Stift. Sorgfältig schrieb ich meinen Namen hin. Erhard musste auch unterschreiben. Der Hauptmann nahm unsere Unterschriften zur Kenntnis, dann seufzte er.

«Ich wünschte, meine bayerischen Untergebenen könnten mir einen so genauen Bericht geben, in einem Deutsch, das ich halbwegs verstehen kann.»

Erhard wurde rot und sah mich wütend an.

«In Ordnung», sagte der Kommandant «ihr könnt gehen.» Und bevor Erhard noch die Gelegenheit hatte, zu brüllen, fügte er ruhig hinzu: «Setz deine Mütze auf, mein Junge.»

Ich zögerte und sah auf Erhard. Der wurde noch einmal rot und sagte mit normaler Stimme: «Hörst du nicht, was der Kommandant dir befohlen hat?» Schnell setzte ich meine Mütze auf. Beinahe hätte ich salutiert. Doch

ich riss mich noch rechtzeitig zusammen, denn das hätte sicher Schläge gesetzt.

Auf dem Rückweg dachte ich an Zelig, meinen Freund. Im Kopf sprach ich das Kaddish für ihn, und auch für den Mann, den er seinen Onkel nannte und der als Held gestorben war. Sein Peiniger hatte sicher nicht damit gerechnet, von so einer zerbrechlichen, jämmerlichen Gestalt um die Ecke gebracht zu werden. Ich hatte noch seine Schreie im Ohr, als Mosche ihn in den Tod stürzte. Dennoch behagte es mir nicht, dass Zelig und Mosche nun neben diesem Schwein begraben lagen. So nah liegt das Gute beim Bösen.

## 17

Als wir endlich zurück im Lager Zehn waren, fanden wir dort alle in heller Aufregung. Der diensthabende SS-Offizier hatte die Lagerverwaltung informieren sollen, dass Erhard mich und Zelig mitgenommen hatte zum Lager Eins. Doch der hatte das vergessen, so dass wir als vermisst erklärt wurden. Sämtliche Lagerinsassen mussten die halbe Nacht lang auf dem Appellplatz stehen und wurden gezählt, wieder und wieder. Mein Vater war vor Angst fast krank.

Erhard wurde befohlen, sofort in der Verwaltung vorzusprechen. Mich sollte er mitbringen. Der Kommandant war ein älterer SS-Offizier mit rosiger Gesichtsfarbe und kleinen Schweinsäuglein. Es gingen Grüchte um, dass er in Polen und in der Ukraine Tausende von Juden hatte umbringen lassen.

Erhard betrat als erster das Zimmer. Er grüßte schneidig. Dann händigte er dem Kommandanten den Totenschein aus. Ich stand an der Tür, in Hab-Acht-Stellung, die Mütze am Bein.

«Was genau ist jetzt mit dem anderen Gefangenen passiert?» wollte der Kommandant wissen. Er klang, als wäre er betrunken. «Ich habe gehört, er hat einen deutschen OT-Mann in den Tod gerissen?» «Ich war nicht dabei», antwortete Erhard, «aber dieser Gefangene hier hat alles mit angesehen.» Er deutete auf mich.

Der Kommandant warf einen kurzen Blick auf mich. Rasch senkte ich die Augen. Mit einem einzigen Satz hatte dieser alte Mann meine Theorie zerstört, dass die Deutschen einem jüdischen Häftling so etwas niemals zutrauen würden. Er wusste die Wahrheit! Oder wollte er mich bloss prü-

fen? Ich beschloss, bei meiner Version zu bleiben, was immer auch geschehen mochte.

«Komm her, mein Junge», sagte der Kommandant ruhig, «erzähl mir mal, was da passiert ist.»

Er hatte weder die Stimme erhoben noch mich bedroht. Trotzdem fühlte ich mich in die Ecke gedrängt.

«Ich habe gesehen, wie der OT-Vorarbeiter ausgerutscht ist. Er ist gegen den Gefangenen aus Lager Eins gefallen. Und dann hat Zelig, der andere Gefangene aus Lager Zehn, das gesehen und hat versucht, sie zu retten. Und dabei ist er auch runtergefallen.»

Das Blut rauschte mir durch den Kopf wie ein Wasserfall.

«Sieh mich an, wenn du mit mir sprichst», sagte der Kommandant. Jetzt war alles verloren. Ich hob den Blick und sah ihn an, und seine Augen erinnerten mich an die des Schweines, dem ich die Kartoffel gestohlen hatte. Der Kommandant wandte sich an Erhard. «Wer ist der Zeuge, der dieses Dokument unterzeichnet hat?» bellte er.

Erhard sah betreten drein. Er wischte sich mit einem Taschentuch über den Nacken und blickte unablässig in meine Richtung. Mir sank das Herz.

«Ich habe Sie etwas gefragt, Oberscharführer!»

«Es war dieser Gefangene hier. Ich habe dem Kommandanten in Lager Eins gesagt, dass das nicht geht, aber er hat darauf bestanden. Der Gefangene war der einzige Zeuge.»

«Was?» Die Stimme des Kommandanten überschlug sich beinahe. «Ist er denn wahnsinnig? Sofort lasse ich ihn an die russische Front schicken. Und dich auch, du blödes Arschloch!» Ausser sich vor Wut stierte er Erhard an.

Plötzlich sprang er vom Stuhl auf, das Gesicht purpurrot. Wild blickte er in seinem Büro umher, als würde er es nicht wiedererkennen, als glaubte er, ganz woanders zu sein.

«Nimm diesen Juden hier raus und häng ihn auf!» schrie er. Der Mann war so wahnsinnig, wie er betrunken war, doch sein Befehl war unwiderruflich. Ich war so gut wie tot.

Da stand ich, atmete, war hungrig, müde, Mein Körper funktionierte. Wenn ich nur die Zeit anhalten könnte, ich würde weiterleben. Es musste doch irgendeine mathematische Formel dafür geben. Ich dachte nicht an die Schlinge um meinen Hals, ich dachte daran, wie ich dieses Problem

mit der Zeit lösen könnte. Und währenddessen schrie ein anderer Teil in mir: «Hör auf, solchen Unsinn zu denken! Mach was! Mach was!» Bei der Erwähnung der russischen Front war Erhard bleich wie ein Laken geworden. Er stand da, mit offenem Mund, unfähig, zu antworten. «Wie soll ich ihn denn aufhängen», stiess er schliesslich hervor, «ohne Galgen?» Der Blick des Kommandanten war nicht weniger blödsinnig als der Erhards. Er sah auf mich, dann wieder auf Erhard. «Stimmt», sagte er. Vom Tod zurück ins Leben, in weniger als einer Minute. Ich verlor das Bewusstsein.

## 18

Am nächsten Morgen erfuhr ich, dass Vater mir für die nächste Zeit eine Arbeit im Lager besorgt hatte, bei der mir Erhard nicht zu nahetreten konnte – Vater war besorgt, dass er seinen Ärger an mir auslassen würde. Ich sollte Schmuel helfen, mir dafür zu sorgen hatte, dass die Toten begraben würden. Seit seiner «Wiederauferstehung» durch Vaters Geschichten hielt er daran fest, dass er ihm sein Leben verdankte, und war darum gern bereit, sich um mich zu kümmern.

Der Friedhof lag etwa fünfhundert Meter entfernt vom Lager und war durch ein kleines Hintertor zu erreichen. Mit einem zweirädrigen Karren transportierten wir die Toten. Anfangs war der Karren noch offen und die Körper lagen einfach übereinandergeschichtet darauf, doch einige deutsche Frauen, die in der Nähe arbeiteten, hatten sich über den grausigen Anblick beklagt, und so bekam der Tischler im Lager die Anweisung, den Karren zu schliessen.

An diesem Morgen waren drei Leichen herauszubringen. Sie lagen vor den Baracken, Skelette in gestreiften Uniformen. Mich überraschte, dass ihnen niemand die Kleider genommen hatte. Bei den stetig sinkenden Temperaturen konnte einem jedes Stück Stoff das Leben retten. Doch bald sah ich, warum niemand Interesse an diesen Uniformen hatte: Sie starrten vor Läusen. Auch wenn ich mich schon mehr oder weniger an dieses Ungeziefer gewöhnt hatte, war es doch eklig, bei Tageslicht zu sehen, wie

die Läuse zu Tausenden übereinanderkrochen. Trotzdem mussten wir den Leichen die Uniformen ausziehen.

Schmuel war längst ein Experte, dennoch konnten wir es nicht vermeiden, dass einige Läuse auch auf uns übersprangen. Sie kamen als Peiniger gleich hinter den Nazis.

Nach der Arbeit nahm Schmuel mich mit in einen Lagerraum. Dort stand derselbe Eisenofen wie in den Baracken. Er war schon glühend rot und strahlte wunderbare Wärme aus. Schmuel wies mich an, meine Uniform auszuziehen. Er tat dasselbe. Dann nahm er eins der Kleidungsstücke in die Hand, hielt es von sich wie ein Torerotuch, und mit dem Ausruf «Olé!» schwenkte er es gegen den Ofen. Die Läuse verbrannten sofort, während die Kleidung unversehrt blieb. Das war tatsächlich ein völlig neuer Schmuel! Erst vor kurzen noch hätte man ihn kaum unterscheiden können von jenen Skeletten, die wir soeben entkleidet hatten.

«Hörst du das?» Er nahm mein Hemd und schwenkte es. Als ich mich vorbeugte, konnte ich ein leises, knackendes Geräusch vernehmen. Die Läuse platzen auf, sobald sie den heißen Ofen berühren. Ein wunderbares, befriedigendes Geräusch!

Von da an unterzog ich jede Nacht, bevor ich zu Bett ging, meine Kleider dieser Behandlung. Bald bekam ich den Spitznamen «Läusepopper». Jeder, der noch fähig war, nach der Arbeit auf seinen Füßen zu stehen, versuchte dasselbe, doch manche brannten ein paar Löcher in ihre Kleider. Das hier war eine Aufgabe für jemanden, der in guter Verfassung war.

Ich weiss nicht, ob es schlichtweg Sadismus war – oder ob einem der SS-Leute eine Laus über den Leib gekrochen war –, jedenfalls riss man uns alle Mitte Dezember tief in der Nacht aus den Kojen. SS-Wachen und Kapos stürmten in die Baracken und brüllten, dass jeder sich ausziehen sollte. Die Langsamen trafen die üblichen Schläge und Tritte. Unsere Kleider wurden zur Desinfektion fortgebracht, während wir, völlig nackt, durch den Schnee getrieben wurden, hinüber zu den Duschräumen. Niemals vergesse ich, wie sich der Schnee unter meinen nackten Füßen anfühlte. Es war, als hätte sie jemand in einen Schraubstock gezwängt. Der eisige Wind ging uns durch Mark und Bein. Und dann, Gott helfe uns, mussten wir in kaltem Wasser duschen. «Ihr verlausten Juden!» brüllten die SS-Wachen,

«ihr dreckigen Bastarde! Los, los, bewegt euch!» Viele der Alten und der «Muselmänner» brachen auf dem Betonboden zusammen. Die Wachen waren gereizt, weil sie mitten in einem Schneesturm aus ihren warmen Betten steigen mussten, um die Juden zu entlausen. Ich betrachtete sie in ihren dicken Wintermänteln, Mützen, Schals und Handschuhen und fragte mich wieder, ob das eigentlich Menschen waren. Als die Tortur vorüber war, mussten wir die Bewusstlosen durch das heftige Schneetreiben zurück in die Baracken schleppen. Ich dankte Gott, dass Vater so geistesgegenwärtig gewesen war, noch etwas Holz in den Ofen zu werfen, bevor sie uns hinausgejagt hatten. Wir drängten uns alle dicht heran und versuchten, unsere steifgefrorenen Arme und Beine etwas aufzuwärmen. Vater hatte sich bei dieser Aktion stark erkältet, so wie viele andere auch. Manche bekamen eine Lungenentzündung und starben innerhalb weniger Tage.

Immer mehr Häftlinge aus Auschwitz wurden in unser Lager deportiert. Sie erzählten Grauenhaftes von Mengele, von den Gräbern in Birkenau, von den Gaskammern und Krematorien. Zum ersten Mal erkannten wir das gesamte Ausmass der Katastrophe, die über die Juden hereingebrochen war. Wir hatten geglaubt, am Boden des Abgrunds angekommen zu sein, doch darunter gab es noch viel Entsetzlicheres. Gegen das europäische Judentum schien Hitler den Krieg gewonnen zu haben, und hier in den Lagern um Kaufering und Landsberg starben die letzten.

Der 25. Dezember war der Geburtstag meines Vaters. Für die Deutschen war es der Weihnachtstag. Wir durften im Lager bleiben und brauchten nicht zu arbeiten. Die ganze Nacht über hatte es geschneit, und am Morgen ruhten Lager und Wälder unter einem wunderschönen weissen Pelz. Zur Feier des Tages erhielten wir eine Extraration Kohlen und Holz. Im Innern unserer unterirdischen Baracken war es mollig warm. Und dann gab es noch eine Überraschung: Jeder von uns bekam ein Rot-Kreuz-Paket! Darin waren ein ganzes Kilo Würfelzucker, süsse Kondensmilch, Hartwurst und eine Packung Zigaretten. Ein Schatz! Für die meisten bedeutete das, ein oder zwei Wochen länger überleben zu können. Ein weiteres Geschenk war schier unglaublich. Wir alle bekamen Winter-

mäntel! Sie waren alt und abgetragen, mit einem weissen Kreuz auf dem Rücken, aber doch Mäntel, die uns endlich warm halten würden. «Ich wünschte, es wäre jeden Tag Weihnachten», sagte jemand. Vater lachte und sagte, dass dieses Christfest ein verfluchter Tag sei. Seitdem hätten die Juden keine Minute lang mehr Frieden gehabt. Christfest oder nicht, es war Vaters Geburtstag, und ich beschloss, ihn mit einer kleinen Feier zu überraschen. Ich trommelte einige unserer besten Freunde zusammen. Schmucl, Vaters grösster Verehrer, steuerte sogar etwas zu essen bei. Er musste wohl geplaudert haben, denn binnen Kurzem kamen um die zwanzig Männer zusammen, die Vater gratulieren wollten. Wir versammelten uns in der Baracke, während Vater beim Waschen war, und als er zurückkam, erhoben wir unsere Töpfe mit süsser Milch und sangen «Hoch soll er leben». Vater blieb am Eingang stehen, mit offenem Mund. Wer erinnerte sich hier schon an Geburtstage? Er war so gerührt, dass er in Tränen ausbrach, und bald weinten auch alle seine Gäste – nicht gerade ein angemessener Ausdruck für ein Geburtstagsfest.

Später wagten sich ein paar meiner Freunde und ich nach draussen und fingen an, mit Schneebällen zu werfen. Es war Ewigkeiten her, dass wir unsere letzte Schneeballschlacht geschlagen hatten, irgendwann früher, in einem anderen Leben, als wir Kinder waren. Jetzt waren wir alt, waren Greise im Alter von sechzehn Jahren.

Am Nachmittag legten die meisten sich in ihre Kojen. Ich hatte vielleicht eine Stunde geschlafen, als mich lautes Gebrüll weckte. Mein Vater schrie im Schlaf. Plötzlich sass er aufrecht im Bett und sagte: «Deine Mutter ist gerade gestorben.»

Dann fing er an zu schluchzen. Sein Gesicht war aschfahl. Immer wieder stammelte er «Rebecca». Ich versuchte ihn zu beruhigen. «Das war bloss ein Alptraum», erklärte ich. Er schüttelte den Kopf.

«Du verstehst mich nicht. Ich war da und stand vor ihrer Koje. Ich sah, wie Fanny ihr kalte Umschläge auf die Stirn legte. Dann hörte ich Fanny laut aufschreien, und ich wusste, dass sie tot war. Meine kleine Frau, meine süsse Rebecca... ist nicht mehr.»

An seinen Augen erkannte ich, dass er glaubte, was er da sagte. Er tat mir unendlich leid. Eigentlich gab ich nichts auf solch übernatürliche Erscheinungen, aber mir war trotzdem ein wenig unbehaglich zumute.

«Wir sollten das Kaddisch sprechen, Sohn», verlangte Vater. Er begann, das alte Totengebet zu sprechen. «Jitgadal vjitkadasch... Schmei Rabo...» «Hör auf!» rief ich, ganz ausser mir. «Hör sofort auf, Vater! Du kannst sie doch nicht begraben, bevor sie gestorben ist! Es war bloss ein Traum, um Himmels willen!»

Weinend packte ich ihn an den Schultern und schüttelte ihn, doch er achtete gar nicht auf mich und fuhr fort in seinem Gesang. Ich konnte das nicht länger ertragen und rannte nach draussen.

Es war völlig still vor den Baracken. Nur wenige Häftlinge standen herum. Aus der Ferne hörte ich die betrunkenen Stimmen der Wachen. Sie sangen Weihnachtslieder. Ich blickte auf zum sternübersäten Himmel, und wieder einmal betete ich zu einem grausamen, gnadenlosen Gott. Lass mich nur mit einem einzigen Wunsch vor dich treten, betete ich, und ich werde dich nie mehr belästigen. Bitte, lass Vaters Traum nur einen Traum gewesen sein.

Am nächsten Morgen wurden wir früher als sonst geweckt, als sollte der gestrige Tag wieder ausgeglichen werden. Im Finstern mussten wir uns zum Appell aufstellen. Der Wachtmeister, der uns zählte, hatte einen Kater und liess uns mehr als eine Stunde in der bitteren Kälte stehen, bis er die Nummern auf die Reihe bekam. Selbst die Wintermäntel halfen nicht viel. Wir schwangen die Arme vor und zurück, um warm zu bleiben. Das erboste den Wachtmann umso mehr. Er glaubte, wir wollten ihm nur das Leben schwermachen, und trat und schlug nach uns. Als einige der Neuankömmlinge zusammenbrachen, befahl er uns, sie im Schnee liegen zu lassen. Endlich kam ihm ein anderer Wachtmann zu Hilfe, und sie schafften die Zählung. Ich schielte zu Vater hinüber. Er war ganz in sich versunken und antwortete mir kaum, wenn ich ihn ansprach. Schliesslich drehte er sich um und sah mich lange an. Sein Blick war klar und ruhig.

«Mach dir keine Sorgen um mich, Sohn», sagte er leise, «niemand auf der Welt kann mir die wunderbaren Jahre nehmen, die ich mit deiner Mutter verbracht habe.»

Meine Mutter starb an Typhus in Stutthof am 25. Dezember 1944. Meine Schwester Fanny, die den Krieg überlebt hat, war bei ihr und hatte ihr kalte Umschläge auf die Stirn gelegt, während sie starb.

Ich hasse Dinge, die ich nicht erklären kann.

Anfang Januar verlor ich meine Totengräberarbeit. Zum Glück konnte ich wieder in der OT-Küche unterkommen. Eines Morgens begrüßte der Koch uns dort mit einem breiten Grinsen. «Ha, ihr Judenpack! Glaubt bloss nicht, dass ihr hier so bald rauskommt. Wir haben die Amerikaner verprügelt und holen uns jetzt Frankreich zurück!» Er schwenkte eine Zeitung. Die Schlagzeile lautete: «Die siegreiche deutsche Armee zieht gen Antwerpen.»

Als ich am Abend ins Lager zurückkam, tat ich dasselbe wie die «Muselmänner». Ich kroch auf meinen Schlafplatz, zog die Knie an und wollte nichts als einen schmerzlosen, schnellen Tod. Der Gedanke, dass meine Mutter womöglich tot war, liess mir alles noch hoffnungsloser erscheinen. Ich scherte mich nicht einmal mehr um die Läuse auf meinen Kleidern. Mir war alles egal.

Vater kam von der Arbeit zurück und fand mich so. Er begann, von Mutter zu erzählen und von unserem Leben in Heydekrug, als ich noch ein kleiner Junge war. Erinnernte mich an meine Geburtstagsfeste und wie ich in Memel auf dem Karussell gefahren bin. Erzählte von der Fahrt auf dem Schaufelraddampfer. Bis ins kleinste malte er das Bild unserer Familie aus und all die Liebe und Geborgenheit, die uns umgeben hatte. Er sprach von meinen Grosseltern, von meinen Tanten und Onkeln, meinen Cousins und Cousinen. Fast alle waren tot.

Erst verstand ich nicht, warum er das erzählte. Es riss mir das Innerste entzwei. Ich fing an zu weinen und konnte gar nicht mehr aufhören. Schliesslich fühlte ich mich wie ausgelaugt, aber auch irgendwie erleichtert. Es war Vater gelungen, wieder ein paar Kräfte in mir wachzurütteln. Ich begriff, dass die, die wir lieb hatten, noch lebendig waren: in unseren Köpfen und in unseren Herzen. Solange wir weiterlebten, würden auch sie in uns leben, und das allein war Grund genug, durchzuhalten. Jetzt verstand ich, was er gemeint hatte, als er sagte, dass niemand ihm Mutter wegnehmen könnte.

Die Katastrophe brach im späten Februar 1945 herein. Einer von Vaters Stiefeln löste sich völlig auf. Er versuchte noch, die Sohle mit einem Stück Draht festzubinden, aber das gelang nicht. Im Lager bedeutete der Verlust von Schuhen den Tod. Einige der polnischen Juden, die aus Auschwitz

gekommen waren, trugen alte Schuhe, die im Schnee auseinanderfielen, so dass sie barfuss zum Arbeiten gingen, wo ihnen dann schlichtweg die Füsse abfroren. Es gab nichts, was man dagegen hätte tun können. Die ganze Angelegenheit war furchtbar schmerzhaft, und wenn die Fäulnis erst eingesetzt hatte, stand ein langsamer und qualvoller Tod bevor.

Einer dieser Unglücklichen konnte die Schmerzen nicht länger ertragen und kroch zu den Gleisen in der Nähe des Lagers. Als sich der Zug näherte, warf sich der Mann vor die Räder in der Hoffnung auf einen raschen Tod. Doch die Räder schnitten ihm lediglich die Beine ab, und er blieb dort schreiend liegen, Ewigkeiten lang.

Der einzige Mensch, an den ich mich wegen der Schuhe wenden konnte, war Schmucl. Unter den Leichen, die er aus dem Lager zu bringen hatte, mussten doch Stiefel oder wenigstens Holzschuhe sein, wenn auch das meiste geklaut wurde. Es war unsere einzige Hoffnung. Leider konnten wir nicht viel zum Tausch anbieten. Trotzdem ging ich zu Schmucl und erklärte ihm Vaters Notlage. Er wollte sich bemühen.

Als sollte Vaters Elend noch vergrössert werden, liess uns der deutsche Kommandant an jenem Abend beim Appell ewig lange stehen. Der Zementsack, den Vater um seine Füsse gewickelt hatte, weichte im Schnee völlig durch. Zurück in der Baracke, mussten wir seine Füsse lange massieren, bis das Gefühl zurückkehrte. Ungeduldig warteten wir auf Nachricht von Schmucl. Endlich tauchte er auf, doch er sah äusserst entmutigt aus. Stiefel waren nicht zu bekommen, doch für zwei Packungen Zigaretten hatte er Vater ein Paar Holzpantinen besorgen können.

Vater ging darin auf und ab und versuchte, sich an sie zu gewöhnen. Es sah nicht gut aus. Jemand riet ihm, ein paar Streifen aus seiner Decke zu schneiden und sie um die Füsse zu wickeln. Dafür waren schon viele gehängt worden. Die Fetzen lugten verräterisch aus den Schuhen hervor, und die Zerstörung von deutschem Eigentum wurde mit dem Tode bestraft. Am nächsten Tag scheuerte sich Vater in den Holzschuhen die Füsse wund. Er hielt es nicht länger aus und arbeitete barfuss im schlammigen Schneematsch.

Am zweiten Tag entliess der deutsche Aufseher, der bisher sehr gut zu Vater gewesen war, ihn aus seinem Vorarbeiterposten, und Vater musste wieder Sand und Kies schaufeln. Innerhalb von zwei Tagen hatte er bei-

des verloren: seine Stiefel und seine Arbeit. Beides war gleich schlimm. Noch ein Zwölfstunden-Arbeitstag mit blossen Füßen und dann der Marsch zurück ins Lager hätten ihn vollends zum Krüppel gemacht.

In der Regel wurden Häftlinge, die nicht mehr laufen konnten, bald ins Lager Vier verlegt. Die Deutschen nannten es das «Krankenlager», doch in Wahrheit war es ein Todeslager, nicht viel besser als Ausschwitz, nur ohne Gaskammern. Im Lager Vier liess man die Männer nackt auf den Holzpritschen liegen. Ihre Rationen wurden drastisch verringert, und die meisten verhungerten. Soweit wir wussten, kehrte niemand aus diesem Lager zurück.

In meiner Verzweiflung lief ich noch einmal zu Schmuel und schilderte ihm, was geschehen war. Ich hatte wenig Hoffnung auf Erfolg, doch später in jener Nacht kam Schmuel ganz aufgeregt zu mir. Er hatte ein Paar Stiefel ausfindig gemacht. Sie waren zwei Nummern zu gross, doch das war besser als zu klein. Das Problem war der Preis. Der Besitzer der Stiefel, ein polnischer Jude aus dem Ghetto von Lodz, hatte sie von seinem verstorbenen Bruder geerbt. Er wollte vier Packungen Zigaretten dafür, zwei Brote, Margarine und eine Dose Kondensmilch. Alles, was wir besaßen, war eine Packung Zigaretten, eine Dose Milch und eine halbe Schachtel Würfelzucker aus dem Rot-Kreuz-Paket. Unsere Beute aus der OT-Küche vom vergangenen Herbst war längst aufgegessen.

Ich ging mit Schmuel zu dem Polen, um mit ihm zu reden. Wie viele seiner Landsleute war er klein und sah ausgemergelt aus. Seine hervorstehenden Augen musterten mich scharf. Er wusste, dass ich in der deutschen OT-Küche arbeitete, und war davon überzeugt, dass ich im Essen schwamm. Als ich ihm all das anbot, was wir besaßen, warf er mir einen verächtlichen Blick zu.

«Ihr Litvaks glaubt wohl, wir sind Idioten», sagte er und spuckte auf den Flur. «Ich habe dir meinen Preis genannt. Akzeptiere ihn oder lass es.»

Ich konnte hier ohne die Stiefel nicht wieder herausgehen. Vaters Leben hing davon ab. Einen Moment lang war ich versucht, an sein Gewissen zu appellieren, doch ein Blick in seine Augen überzeugte mich davon, dass dies nur das Gegenteil bewirkt haben würde. Hätte ich ein Gewehr gehabt, ich hätte ihn umgebracht für diese Stiefel.

«Pass auf», versuchte ich es verzweifelt, «ich habe im Augenblick nicht

all das, was du willst. Aber, wie du weisst, arbeite ich in der OT-Küche. Ich kann dir jeden Tag ein bisschen was bringen. Und ich werde auch noch Käse und Wurstkonserven dazutun.» Ich bemühte mich, so viel Überzeugungskraft wie möglich aufzubringen. «Doch ich fürchte, das Brot ist aus. Ich habe leider keine Möglichkeit, an Brot zu kommen.»

Anstelle einer Antwort spuckte er nur wieder aus. Ich konnte nichts weiter tun im Augenblick, also drehte ich mich um und wollte gehen. Schmucl hielt mich zurück.

«Weisst du nicht, dass sein Vater der Geschichtenerzähler ist?» fragte er und sah den Polen fest an, «wenn er stirbt, wer soll der Welt dann erzählen, was sie hier mit uns machen? Er ist der einzige, der das kann, und du weisst das.»

Der Pole sah Schmucl bestürzt an. Ich hatte keine Ahnung, dass Vaters Ruhm auch schon zu den Neuankömmlingen vorgedrungen war, und dachte, Schmucl hätte den Verstand verloren. Was interessierte einen Verhungerten schon ein Erzähler? Aber ich hatte mich getäuscht.

Der Mann taxierte mich lange. «Woher weiss ich, dass du dein Wort hältst?» fragte er zweifelnd.

«Ich halte immer mein Wort, egal, um was es geht», sagte ich ernst.

Er rang mit sich. «Also gut», erklärte er schliesslich, «ich gebe dir die Stiefel, unter drei Bedingungen: Erstens schwörst du auf die Bibel, dass du mir das Versprochene bringst. Zweitens übergebe ich persönlich die Stiefel dem Geschichtenerzähler. Und drittens soll er den Namen meines Bruders erwähnen, wenn er der Welt erzählt, was wir hier durchgemacht haben.»

Eine Welle des Glücks durchflutete mich. Mein Vater war gerettet! Ich fiel dem Mann um den Hals, glücklich und beschämt zugleich. Noch wenige Augenblicke vorher war ich bereit gewesen, ihn zu töten.

Er verschwand und kam mit den Stiefeln wieder. Sie waren abgetragen und geflickt, aber sahen noch ziemlich stabil aus. «Ich heisse Metek», sagte er und gab mir die Hand. Zu dritt gingen wir hinüber in unsere Baracke.

Vater hatte keine Ahnung. Er schlief, als wir hereinkamen. Wir weckten ihn. Als er die Stiefel sah, brachte er vor Freude kein Wort heraus. Sie waren tatsächlich viel zu gross, doch Vater schnitt kurzerhand zwei Strei-

fen von seiner Decke und umwickelte seine Füsse damit. Dann zog er die Stiefel an und stiess einen langen, erleichterten Seufzer aus – der schönste Klang, den ich seit Langem gehört hatte.

Am nächsten Tag entdeckte ich zu meinem Entsetzen ein grosses Vorhängeschloss an der Tür zum Vorratskeller. Niemals würde ich da nun noch hineinkommen. Was sollte ich Metek sagen? Wie sollte ich ihm noch in die Augen sehen?

Vater jedenfalls kehrte abends mit guten Nachrichten heim. Er hatte seinen Vorarbeiterposten zurückbekommen. Der OT-Aufseher war mit dem Neuen nicht zufrieden gewesen. Die Tatsache, dass Vater wieder Stiefel trug, hatte ihn wohl auch aufgewertet. Wir beschlossen, beide unsere Brotrotationen Metek zu bringen.

Ich fand ihn an seinem Schlafplatz und erzählte ihm, was vorgefallen war. Dann bot ich ihm das Brot an. Metek lag nur da und sagte kein Wort. Irgendwann kroch er aus den Schatten hervor. Seine Nase war gebrochen, beide Augen blutunterlaufen, und er barg den linken Arm im rechten. Ich war schockiert.

«Das war der OT-Mann mit dem weissen Hut», sagte er, «ich glaube, er hat mir den Arm gebrochen. Das habe ich jetzt von meinen guten Taten.» Er versuchte zu lächeln, doch wir wussten beide, dass er so gut wie tot war.

Ich gab ihm die beiden Brotrotationen. «Morgen breche ich dieses Schloss auf», sagte ich wild entschlossen, «und dann bringe ich dir die Sachen, wie versprochen, egal, ob sie mich dafür hängen.»

Er sah mich lange an. Dann seufzte er. «Zu schade, dass wir uns nicht eher kennengelernt haben. Aber du solltest nicht dein Leben für mich aufs Spiel setzen. So wie ich beieinander bin, schicken sie mich ohnehin ins Lager Vier.»

Nachts konnte ich kaum schlafen. Irgendwie hatte ich das Gefühl, Metek ausgenutzt zu haben, als wäre er geopfert worden anstelle meines Vaters, auch noch auf meine Veranlassung hin. Ich dachte an Lena. Ich musste an all das denken, was sie mir gesagt hatte. Ich sei kein Mensch mehr, hatte sie gesagt. Ich dachte an Herrn Edelstein. Ich dachte an Kuki. Ich war ein Überlebender, und mir war, als klebte Blut an meinen Händen.

Am nächsten Tag lief ich in der OT-Küche herum wie ein Besessener. Irgendwie musste ich in diesen Vorratskeller kommen. Es war wärmer

geworden. Hier und da schmolz schon der Schnee und hinterliess matschige Pfützen.

«Zu dumm, dass das Wasser nicht in den Keller läuft», dachte ich, und dann schoss es mir durch den Kopf: «Was, wenn ich das verdammte Ding einfach unter Wasser setze?» Wenn ich meine Spuren gut verwische, würden sie bestimmt glauben, dass es am Tauwetter lag. Allein der Gedanke erschreckte mich schon zu Tode. Es war die wahnsinnigste Idee, die ich je hatte. Doch ich hatte Metek mein Wort gegeben.

An der Küchenrückwand war ein kleines Fenster auf Bodenhöhe. Ich wusste, dass es kein Fenster im Vorratskeller gab, doch dieser Raum war am nächsten dran. Wenn ich ihn überfluten konnte, stand der Keller auch unter Wasser. Dann entdeckte ich einen Wasserhahn, an dem noch ein alter Schlauch hing. Ich schleppte den Schlauch zum Fenster und öffnete den Hahn. Mein Herz hämmerte wie wild. Was wollte ich eigentlich dem halbtoten Mann beweisen? Wenn die Deutschen mich bei dieser Sabotage erwischten, würden sie nicht bloss mich aufhängen, sondern zugleich auch meinen Vater und, wer weiss, wie viele andere, unschuldige Menschen noch. Ich musste tatsächlich wahnsinnig gewesen sein. Anders kann ich es mir nicht erklären.

Ich liess das Wasser laufen, so lange ich die Angst vor Entdeckung ertragen konnte. Dann drehte ich den Hahn wieder zu und versteckte den Schlauch. David hatte ich nichts erzählt von meinem Plan. Er warf mir den ganzen Tag lang verwunderte Blicke zu. Natürlich verstand er nicht, weshalb ich so aufgeregt war. Wir gingen unserer gewöhnlichen Arbeit nach, und sonst geschah nichts.

Dann, endlich, fing der alte Koch an zu schreien und zu fluchen. Der Küchenjunge kam heraus und suchte uns auf. «Los, schnell», rief er, «im Keller ist Wasser!»

Rasch griffen wir uns zwei Eimer, liefen hinab und schöpften. Ich grabschte ein paar Tuben Käse, dazu noch Wurst und Sardinen aus dem Regal. Geschafft!

Wie ein Besessener brüllte ich nach dem Heimkehren schon vor der Baracke: «Metek! Metek!» Ich stürzte hinein. «Ich habe es geschafft!» rief ich. «Sieh, was ich dir mitgebracht habe!» Eine Tube Käse schwenkend, lief ich auf seine Kojе zu. Sie war leer. Verwirrt fragte ich seinen Nach-

barn, wo er sei. Der sah mich traurig an. «Sie haben ihn ins Krankenlager gebracht.»

Die Worte trafen mich wie ein Keulenhieb. Die ganzen Anspannungen der letzten Tage – der Verlust von Vaters Stiefeln, unsere Verhandlungen mit Metek, mein Versprechen und der nervenzerreissende Sabotageakt –, alles zerplatzte wie ein riesiger Ballon. Mir war, als wäre ich um etwas Wichtiges betrogen worden. Ich sank auf Meteks Schlafplatz, vergrub meinen Kopf in den Armen und heulte.

«Kannst du ihn gut?» hörte ich eine Stimme fragen. Sie klang genau wie die meines Bruders Hermann. Erschrocken blickte ich auf und sah einen grossen, breitschultrigen Mann neben mir stehen. Er ähnelte meinem verstorbenen Bruder tatsächlich, dieselben glatten schwarzen Haare, dieselben hohen Wangenknochen.

«Du siehst aus, als würdest du Gespenster sehen», sagte der Mann. «Was hast du? Und wieso weinst du um Metek? Er ist mit uns von Auschwitz gekommen und war hier nicht besonders lange.» Er klang freundlich, aber auch neugierig.

Ich wischte mir mit dem Ärmel übers Gesicht. «Du hast dieselbe Stimme wie mein Bruder.» «Wie heisst dein Bruder?»

«Hermann. Aber seine Freunde nannten ihn Tarzan. Die Nazis haben ihn gleich zu Beginn des Krieges ermordet.»

«Ich heisse Bertholt», sagte der Mann. Als er mein Gesicht sah, lachte er. «Ich weiss, ich weiss. Bloss meine Mutter war jüdisch, und mein Vater bestand auf diesem blöden Namen. Wahrscheinlich bin ich der einzige Bertholt hier im Lager. Aber ich habe auch einen Spitznamen. Sie nennen mich den ‚Richter‘, weil ich Jura studiert habe vor dem Krieg. Hier kommen immer alle zu mir, wenn es Streit gibt. Aber jetzt sag schon, warum weinst du so um Metek?»

Es schien wohl fast unnatürlich, um einen Fremden zu trauern, dort, wo kaum jemand noch trauerte, ausser um eine verlorene Brotration oder um eine verschüttete Suppe. Ich versuchte, es ihm zu erklären, und dann erzählte ich ihm von Lena und ihren Vorwürfen.

«Solange du noch so edle moralische Prinzipien hast, bist du ein Mensch», sagte er, «offensichtlich warst du nie in Auschwitz. Soweit ich weiss, habt ihr doch im Ghetto von Kaunus ein ziemlich behütetes Leben führen können.»

Das war eine merkwürdige Meinung, angesichts all der Schrecklichkeiten, die wir dort erleben mussten. In Gedanken versunken hielt ich Bertholt den Käse hin. Seine Augen verengten sich. Ich sah, dass er mit sich kämpfte. Dann lächelte er und nahm ihn.

«Jetzt hast du mich schon fast angesteckt mit deiner Moral», sagte er, halb entschuldigend, «aber ich glaube, Metek hätte auch gewollt, dass ich das nehme.»

Meteks Bruder hiess Chaim Joskowitz.

## 20

24. April 1945. Eine grosse Unruhe lag in der Luft – Verwirrung unter den Deutschen, Aufregung und Angst bei den Häftlingen. Am Morgen wurde ich aus der OT-Küche geholt. Mit ein paar anderen Häftlingen musste ich an der Strasse eine Grube ausheben, und einen Augenblick lang dachte ich, es würde unser eigenes Grab werden. Doch dann stellte sich heraus, dass es als Schützengraben für eine Panzerabwehrkanone dienen sollte.

Am frühen Nachmittag trieben die Deutschen uns alle ins Lager zurück. Sämtliche Häftlinge, selbst die Kranken und die Sterbenden, mussten auf dem Appellplatz antreten zu einer Sonderzählung. Es war ein banger Augenblick für uns. Doch wir merkten auch, dass die Deutschen sehr unruhig waren. Ich musste an die «Grosse Aktion» im Ghetto denken, vier Jahre war es her. Ich sah noch immer diesen arroganten Rauca dastehen in seinen glänzenden Stiefeln, wie er mit einer flüchtigen Handbewegung entschied, wer leben sollte und wer in den Tod geschickt wurde. Damals waren die Nazis die Herren der Welt. Jetzt wichen sie, wie wir vom «Strategen» wussten, an allen Fronten zurück.

Eines aber hatte sich noch immer nicht geändert: das hartnäckige Festhalten der Deutschen an ihrer Ordnung. Sie zählten uns endlos lange. Es durfte um Himmels willen keiner fehlen. Wir waren bloss noch sechshundert hier im Lager, trotzdem brauchten sie bis spätnachmittags, bevor sie zufrieden waren mit ihrer Zählung. Dann bekamen wir unsere magere Essensration und die Auskunft, dass wir am nächsten Morgen evakuiert würden.

Keiner konnte schlafen. Mehrmals kroch ich nach draussen, um mich zu

vergewissern, ob die Deutschen nicht vielleicht abgehauen wären, doch die Posten auf den Wachtürmen hielten noch Stellung, und am Zaun waren Sonderpatrouillen.

Früh am nächsten Morgen erhielten wir unseren üblichen wässerigen Kaffee-Ersatz und etwas Brot. Ab und zu zeigte sich der Kommandant. Er sah abgespannt aus. Wir würden nach Dachau marschieren, erklärte er, wir bräuchten uns keine Sorgen zu machen, solange wir uns ordnungsgemäss verhielten. Wer jedoch aus der Reihe fiel, würde erschossen.

Ein wunderschöner Tag brach an, als wir das Lager verliessen. Eine neue SS-Truppe begleitete uns. Anfangs versuchten sie noch, uns in Schach zu halten, doch weder Flüche noch Tritte konnten die verhungerten Häftlinge in Reih und Glied zwingen. Schon bald hatten wir uns in einen ungeordneten Haufen verwandelt, der langsam auf München zustolperte, und die SS gab es auf, uns in Form zu bringen.

Es gelang Vater und mir zusammenzubleiben. Auch Bertholt war bei uns. Zu meinem Erstaunen hielten Vater und ich ganz gut durch, aber wir schleppten auch nur wenig mit uns. Alles, was ich dabei hatte, waren zwei Decken und mein kostbares Tagebuch, das ich seit Kurzem wieder führte. Es gab mehrere Luftangriffe: Tiefflieger bombardierten Züge und Militärkonvois. Einmal bekam eine Lokomotive einen Volltreffer ab. Sie sprang aus den Gleisen und ging in einer Rauchwolke auf. Die Nazibestie zerbarst direkt vor unseren Augen.

Wir gingen und gingen. Am nächsten Tag kamen wir durch irgendeinen Vorort. Wir konnten sehen, wie an den Fenstern verstohlen die Vorhänge auseinandergeschoben wurden und die Deutschen, die in diesen Häusern wohnten, uns anlotzten. Einige kamen sogar heraus und wollten uns Brot anbieten. Damit hatten wir nicht gerechnet. Doch was dann geschah, war verheerend. Hunderte verhungerner Häftlinge fielen über die Wohltäter her, schlugen sie sogar zu Boden. Das Brot war sofort in unzählige Stückchen zerrissen, und die Wachen stürzten sich auf den Mob. Jedesmal, nachdem so etwas passiert war, lagen ein paar Körper mehr am Strassenrand.

So hungrig wir auch waren, wir hielten uns fern von diesem Wahnsinn. Ich muss bekennen, dass es nicht allein mitfühlend, sondern auch ungeheuer mutig war von diesen Anwohnern, was sie da taten. Es war das erste Mal, dass wir so nah an deutsche Zivilbevölkerung herankamen, abgese-

hen von der Wirtin und ein oder zwei anderen in Utting und jenen aus der «Organisation Todt», doch die waren nicht weniger herzlos als die SS. Ich habe mich immer gefragt, wie ein ganzes Volk so böse sein konnte. Diese hier waren es ganz offensichtlich nicht.

Am späten Nachmittag hielten wir an für eine kurze Rast. Zu unserer grossen Erleichterung fuhr ein Lastwagen vor und brachte uns Brot. Wir schlangen jeden Krümel herunter.

Trotz der Verluste unterwegs wurden wir immer mehr. Häftlinge aus sämtlichen Lagern ringsum stiessen zu uns. Wir näherten uns Dachau. Es war schon beinahe Abend, als wir am Tor ankamen. Darüber stand der zynische Satz «Arbeit macht frei». Die Wachtürme im Lager Zehn waren mickrig im Vergleich zu den gewaltigen Türmen hier. Dachau war das erste Konzentrationslager, das die Deutschen errichtet hatten. Es hatte Monate und Jahre voll Grausamkeit gesehen, und man hörte den Schmerz beinahe aus den Mauern schreien. Hier war das Böse so stark zu spüren, als hielte Luzifer persönlich Hof. Eine Welle aus Angst und Ekel schlug über mir zusammen.

Sie brachten uns auf direktem Wege ans andere Ende des Lagers und befahlen, dass wir uns ausziehen sollten. Wir würden zuerst zum Duschen gebracht, erklärten sie uns, und dann bekämen wir neue Kleider. Ich umklammerte mein Tagebuch. Jetzt sollte ich es schon wieder verlieren. Vater und Bertholt warfen einander unruhige Blicke zu. Plötzlich waren Kapos um uns. Sie brüllten und prügelten und drängten uns in den Duschraum.

Die Gaskammern. Der Übergang vom Leben zum unmittelbar bevorstehenden Tod war so rasant, dass mir keine Zeit zum Nachdenken blieb. Einige der Polen, die in Auschwitz waren, hatten uns erzählt, dass die Opfer in den Gaskammern entsetzliche Qualen litten, bevor sie verreckten. Dass, wenn man hinterher die Türen öffnete, in der Mitte des Raums eine Pyramide aus Körpern gelegen hatte. Das Gas stieg vom Boden auf, und die Opfer, auf der Jagd nach dem letzten bisschen Luft, kletterten aufeinander, übereinander.

Ich musste an Kuki denken, den sie nach Auschwitz gebracht hatten. Vater presste meine Hand so sehr, dass sie beinahe zerbrochen wäre. Bertholt war starr vor Angst. Mein Darm schlang sich zu einem riesigen Knoten zusammen. Ich schloss die Augen.

Auf einmal hörte ich Vater lachen. Ich war sicher, dass er den Verstand

verloren hatte. «Sieh doch!» rief er. «Sieh dir das an! Offene Fenster! Wir werden tatsächlich duschen!»

Endlose Erleichterung brach über mich herein, und im selben Augenblick strömte lauwarmes Wasser aus den Düsen längs der Wand. Ich hatte sogar ein Lied auf den Lippen, während ich mir die Dreckkruste vom Körper schrubbte.

Sie gaben uns anständige Portionen Brot und Margarine am Abend. Dann brachten sie uns in eine leere Baracke. Sie war über der Erde, und die Frühlingsluft, die durch die Fenster hereinströmte, war kühl, aber erfrischend. Ich sank auf die nächstbeste Pritsche und war glücklich, unerklärlicherweise. Mir blieb nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, warum wir eigentlich so sehr an diesem elenden Leben hingen, denn ich fiel sofort in einen tiefen und traumlosen Schlaf.

Als die Kapos uns am nächsten Morgen weckten, sah ich um uns, neben uns unendlich viele neue Häftlinge. Sie waren überall, zu zweit und zu dritt auf die Holzpritschen gezwängt, viele lagen auch auf dem blossen Boden. Wir stellten fest, dass wir unter den ersten gewesen waren, die im Lager eingetroffen waren. Diejenigen, die mitten in der Nacht kamen, hatten weder eine Dusche noch saubere Kleider bekommen. Es stank erbärmlich.

Tausende aus den Aussenlagern von Landsberg und Kaufering waren jetzt hier zusammengetrieben worden. Es herrschte ein einziges Chaos. Wir krochen aus der stinkenden Baracke und erkannten den Ort kaum wieder. Überall lagen abgetragene Kleider herum, alte Schuhe und jede Menge Müll. Die Ordnung brach restlos zusammen. Gerüchte gingen um, dass wir gegen deutsche Kriegsgefangene ausgetauscht würden, und dass jede Minute die Vertreter des Roten Kreuzes eintreffen würden. Andere behaupteten, man würde uns zum Austausch an die Schweizer Grenze bringen. Welchen Verlauf das Schicksal auch immer nehmen würde, eines war sicher: Das Ende war nah.

Wir bekamen unsere Rationen für den Marsch. Zu unserem Erstaunen gab es für jeden einen ganzen Laib Brot, eine Ein-Kilo-Dose voll Fleisch, Margarine und Marmelade.

Unter den Neuen auf dem Platz traf ich einen Freund, von dem wir angenommen hatten, dass er tot sei: Jacob Portnov. Während wir uns in Fünferreihen aufstellten, verdunkelte sich der Himmel. Als wir dann durch das Tor marschierten, um Dachau und alles, wofür dieser Name stand, hinter uns zu lassen, fing es an zu nieseln. Auf der Strasse verwandelten

die Marschierenden sich in einen langen Wurm, dessen Kopf im Nebel am Horizont verschwand. Juden, Russen, Ukrainer, Pfarrer und Kriegsgefangene aus anderen osteuropäischen Ländern.

Gleich von Beginn an war es ein qualvoller Marsch. Der Nieselregen hatte unsere dünnen Kleider rasch durchweicht. Ausserdem wurde es kälter. Vater, der sich in Dachau irgendwie einen Mantel besorgt hatte, warf ihn schon am ersten Tag auf die Strasse. Er war völlig durchnässt und viel zu schwer.

Wir durchzogen die Vororte von Dachau und marschierten gen Süden. Weil die Temperaturen so rasch sanken, assen wir viel mehr von unserem Proviant, als wir uns vorgenommen hatten. Die Wachen wurden immer nervöser. Sie prügelten auf die Nachzügler ein. Viele der Wachen hatten scharfe Hunde dabei, grosse deutsche Schäferhunde und einige besonders bissige Dobermänner. Ständig bellten und schnappten diese Hunde, und nicht selten fielen sie Häftlinge an, die zu nah vor ihnen herirrten.

Die erste Nacht verbrachten wir irgendwo im Unterholz. Wir wickelten uns in die Decken ein. Sie waren beinahe so durchgeweicht wie unsere Kleider. Wir drängten uns zusammen, versuchten einander etwas Körperwärme abzutrotzen.

Während der Nacht wollten einige der russischen Häftlinge unser Essen stehlen. Wir konnten sie verjagen. Trotz der Erschöpfung schlief keiner ein. Der eiskalte Regen durchdrang uns bis auf die Knochen. Ständig hörten wir die Hunde bellen, dazu, in unregelmässigen Abständen, Gewehrschüsse.

Am nächsten Tag brachen wir in aller Frühe auf. Der Nieselregen hatte aufgehört, doch der Himmel hing tief und schwer über uns. Allein in unserer Kolonne mussten mehrere tausend Menschen sein. So weit ich sehen konnte, zog sich das lange Band von Schlurfenden, Hinkenden, Vorantaukelnden hin, vor mir, hinter mir, endlos. Ein beissender Wind erhob sich. Die meisten neben uns kamen aus Lager Zehn und Eins. Ich fragte sie, ob sie etwas von David oder Abale wüssten. Keiner konnte mir etwas sagen, doch einige kannten Davids Vater Melechke. Er sei irgendwo hier in der Menge, sagten sie.

Das bisschen Essen, das wir noch übrigbehalten hatten, versteckten wir unter unseren Kleidern. Die Russen wurden immer dreister und begannen, andere Häftlinge anzufallen.

Als wir eine Pause machten, zog ich meine Dose Fleisch hervor. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie ein russischer Häftling direkt auf mich zulief. Ich umklammerte meine Dose und streckte rasch den Fuss vor. Der Russe flog in hohem Bogen auf die Nase. Fluchend stand er wieder auf und wollte sich gerade auf mich stürzen, doch Bertholt schlug ihm mitten ins Gesicht. Das riss ihn um, als wäre er gegen eine Ziegelmauer gerannt. Mit furchterfüllten Augen rappelte er sich wieder hoch. Dann rannte er davon. Bertholt grinste und sagte, dass er offensichtlich wohl doch noch nicht seinen Schwung verloren hätte. Für eine Weile hatten wir nun Ruhe. Irgendwann kamen wir an einem Hinweisschild vorbei. Darauf stand, dass es noch zwanzig Kilometer bis zu einem Ort namens Wolfratshausen wären, wo immer das sein mochte. Inzwischen brachen viele der Schwächeren am Strassenrand zusammen. Immer wieder hörten wir Schüsse hinter uns. Jetzt kamen keine Lastwagen mehr, um die aufzusammeln, die nicht mehr weiterkonnten. Jetzt kümmerte die SS sich um sie, mit Gewehren und Hunden. Es war ein schlechtes Zeichen. Jacob wurde von Minute zu Minute schwächer. Wir wechselten uns ab, ihn zu stützen, zu zweit an jeder Seite. In der zweiten Nacht waren wir schon völlig erledigt. Wie gestern krochen wir ins Unterholz und sanken auf der Stelle zusammen. Diesmal regnete es nicht. Stattdessen ging ein scharfer Wind. Wir schmiegt uns aneinander. Unsere Zähne klapperten.

Am nächsten Morgen liessen die Deutschen uns wieder in Reih und Glied antreten. Sie trieben uns zur Strasse. Im nächsten Augenblick jagten sie uns zurück in den Wald. Eine Minute später hörten wir das Dröhnen von Flugzeugen über unseren Köpfen. Berstendes Geschützfeuer brach in den Wald hinein. Unsere Angreifer schienen zu glauben, wir wären deutsche Soldaten. Glücklicherweise wurde niemand in unserer unmittelbaren Nähe verletzt. Andere jedoch trugen Verwundungen davon.

Wir blieben an diesem Tag im Wald. Jeder versuchte, seine Kräfte zu sammeln. Aus der Ferne hörten wir schwachen Geschützdonner. Das Geräusch hielt an, wurde immer stärker. Da erkannten wir, dass das keine Bomben waren. Einer der Russen kam herbeigestürzt, lachend und singend wie ein Verrückter.

«Was ist los, Genosse?» rief mein Vater ihm nach. «Was ist passiert?»

«Das ist Feldartillerie!» rief er zurück. «Die Front ist direkt vor uns! Das sind die Amerikaner!» Er warf seine Mütze in die Luft.

Mein Herz raste. War der unvorstellbare Augenblick endlich da? Wir fielen uns in die Arme, Vater, Bertholt, Jacob und ich. Wir weinten und lachten zugleich, sprangen umeinander, schlugen einander auf den Rücken. Da fiel Jacob gegen einen Baum. Er hatte ein komisches Lächeln auf dem Gesicht, so, als ob er betrunken wäre. Langsam glitt er zu Boden. Wir hörten auf zu lachen.

«Was ist, Jacob?» rief Vater. «Was ist los mit dir?» Jacob lächelte nur blöde vor sich hin und sagte kein Wort. Ich sah ihm in die Augen. Sie wanderten irre hin und her, als könne er sie nicht mehr festhalten. Da war ein sonderbares Leuchten in diesen Augen. Ich erkannte es wieder. Es war das Strahlen der Seele, die einen gemarterten Körper verlässt.

«Nein!» schrie ich auf. «Stirb jetzt nicht, Jacob! Die Amerikaner sind hier! Sie kommen! Sie kommen!»

Heftig packte Vater ihm am Arm. Er schluchzte. «Nicht sterben, Hermann. Du darfst mich nicht verlassen, mein Sohn! Ich lasse dich nicht gehen! Du wirst nicht sterben, hörst du?»

Ich starrte Vater an. Diesmal war er wirklich übergeschnappt. Vater umklammerte Jacob, schüttelte ihn. Immer wieder rief er Hermanns Namen. Doch Jacobs Augen waren schon glasig. Da war nichts mehr hinter ihnen. Wir anderen schwiegen benommen. In diesem Augenblick wehten Sugiharas letzte Worte durch meinen Kopf. «Vaya con dios, Jacob», flüsterte ich, «Vaya con dios.»

Wir liessen ihn da unter dem Baum sitzen. Auf seinen Lippen lag noch immer dieses Lächeln. Vielleicht konnte er ja eine bessere Welt sehen, da, auf der anderen Seite. Ich weiss es nicht. Ich schloss ihm die Augen, damit er wenigstens nicht mehr diese elende Welt hier sehen musste.

Vater weinte sehr lange. Dann verstummte er. Den restlichen Tag über sprach er kein Wort mehr.

Abends, als wir unseren übrigen Proviant aufassen, stürzte aus dem Nirgendwo ein russischer Häftling herbei und riss Vater seine Dose Fleisch aus der Hand. Vater blieb reglos. Bertholt und ich jagten hinter dem Dieb her, doch ein Dutzend seiner Kameraden stand plötzlich da und versperrte uns den Weg. Es war sinnlos, sich mit ihnen allen anzulegen. Die kurze

Strecke, die wir gerannt waren, reichte schon, um zu merken, wie schwach wir waren.

Das Artilleriefeuer, das wir morgens gehört hatten, war inzwischen abgeklungen. Entweder war es gar keine Feldartillerie, oder sie waren weitergezogen. Und wir versanken erneut in einer schwarzen Welt, in der Dobermänner und die SS regierten.

Nach Einbruch der Nacht trieben die Wachen uns weiter. Wir hatten das Gefühl, sie wussten nicht mehr, was sie tun sollten. Jemand hatte ihnen einen Befehl gegeben, der schon lange keine Bedeutung mehr hatte, und hirnlos befolgten sie ihn.

Und so marschierte unsere Kolonne weiter durch die bayerische Bilderbuchlandschaft und verdreckte die Strasse mit den Leichen der letzten Juden Europas.

## 21

Am nächsten Tag begann es zu schneien. Irgendwann trübten meine Sinne ein, vor Hunger wahrscheinlich, vor Erschöpfung und der endlosen Monotonie, immer wieder einen Fuss vor den anderen zu setzen. Eine traumgleiche Ruhe lag über den Reihen. Selbst die gelegentlichen Gewehrsalven am Ende der Kolonne schienen weit weg. Vater, Bertholt und ich schleppten uns schweigend voran, ein kleines Glied in diesem gigantischen Wurm aus Gefangenen. Wir waren eine Kolonne grauer Gespenster, gebeugten Kopfes schlurften wir immer weiter.

Ich weiss nicht mehr, wann genau Vater zurückblieb. Zu irgendeinem Zeitpunkt sah ich hoch zu dem Mann neben mir und entdeckte, dass es ein Fremder war. Verwirrt drehte ich mich um. Die Kolonne hinter mir teilte sich, die Männer gingen an mir vorbei. Ich hatte ein grosses Verlangen danach, auf den Boden zu sinken und wegzudämmern. Der Tod besass keinen Schrecken mehr. Da waren schon zu viele andere vor mir gegangen. Allein an diesem Morgen mussten wir an die tausend Leute verloren haben. Die Wachen knallten sie ab, wo sie hinfielen. Eigentlich musste ihnen langsam die Munition ausgehen. Doch die Hunde waren unermüdetlich.

«Halte durch», sagte Bertholt. Er war der letzte, der mir noch geblieben war. «Du musst durchhalten. Die Befreiung ist nahe. Ich weiss es, und du

weisst das auch. Was würde dein Vater sagen, wenn er dich so sähe. Du bist stärker, als du glaubst. Los. Weiter.»

Eines der merkwürdigen Dinge am Verhungern ist, dass die grössten und kräftigsten Männer viel zerbrechlicher waren als die von zarterer Statur. Sie brauchten schlicht mehr Kalorien, hatten ein grösseres «Gestell» mit sich zu schleppen. Etwa eine Stunde, nachdem Bertholt mich angesprochen hatte, stolperte er plötzlich über irgendetwas und fiel hin. Doch er konnte nicht wieder aufstehen. Ich beugte mich zu ihm nieder. Mir wurde schwindelig. Hilflos stand ich da.

Zuerst spiegelte sich Überraschung in Bertholts Gesicht. Dann Angst. Er konnte einfach nicht mehr auf die Füsse kommen. Ein Ausdruck von Ergebenheit nistete sich in seinen Augen ein.

«Geh du weiter, Solly. Ich kann nicht mehr.»

Ich stand über ihm und versuchte, meiner verschwimmenden Sinne Herr zu werden. In dem Moment kam aus dem Nirgendwo ein riesiger Dobermann auf Bertholt zugestürzt und ging ihm direkt an die Kehle. Es gab ein schreckliches Geräusch, und dann war überall Blut auf dem durchweichten Boden. Ich taumelte weiter. Mein eigenes Blut pochte mir in den Ohren.

Danach war ich wieder ganz bei Verstand. Wir kamen durch einen kleinen Ort namens Königsdorf. Aus den Häusern auf beiden Seiten der Strasse drang kein Licht. Verdunkelungsvorhänge. Bis auf uns Gespenster war niemand auf der Strasse. Selbst die SS-Wachen, meist ältere Männer, waren völlig erschöpft. Die letzte Pause lag lange zurück. Es war der erste Tag im Mai. Eine weiche Schneedecke legte sich über die Tulpen und Narzissen in den deutschen Vorgärten.

Wir kamen an einem baufälligen Gebäude vorbei. In eines der Fenster konnte ich hineinschauen, durch einen Spalt zwischen den Vorhängen. Da sass ein Greis im Lehnstuhl. Er war eingeschlafen, und auf seinen Knien lag ein aufgeschlagenes Buch. Im Kamin brannte ein kleines Feuer, sein Licht warf flackernde Schatten auf die Wände. Es war ein Bild voll Wärme und schmerzlicher Normalität, und ich konnte mir das Paradies nicht schöner ausmalen.

Endlich kam der Befehl, bei einem kleinen Wäldchen haltzumachen. Ich fand einen Platz unter einer hohen Kiefer. Dort wickelte ich mich in meine

nasse Decke. Jetzt war ich allein. All die Besseren und Mutigeren und Vernünftigeren waren fort, und ich lebte. Warum ich, Gott?

Es hörte nicht auf zu schneien. Der Schnee deckte alles zu, auch mich. Ich schlief ein. Während der Nacht hörte ich Schüsse. Die Wachen schienen auf schlafende Häftlinge zu schiessen. Niemand hatte jetzt noch die Kraft zu fliehen. Doch ich war viel zu erschöpft, um mich noch darum zu kümmern.

Schreckerfüllt fuhr ich aus dem Schlaf hoch. Es war längst Morgen. Die Sonne kroch schon hinter den Wolken hervor und liess die weissen Felder rings um mich glitzern. Und da war noch etwas. Etwas Sonderbares, das mich sofort in Alarmbereitschaft versetzte. Die Stille. Nirgendwo mehr ein Geräusch, kein Gebrüll, kein Hundegebell. Es war, als wäre ich der letzte Mensch auf der Erde. Ich muss frei sein, dachte ich. *Pass auf, Solly*, antwortete eine Stimme in meinem Kopf. *Verlier jetzt nicht den Verstand*. Noch immer keine Bewegung. Ich sah Gruppen von Häftlingen neben mir im Schnee begraben liegen, doch nichts rührte sich. Auf einer Anhöhe erblickte ich einen umgekippten Wagen. Ein Pferd, noch im Geschirr, lag tot auf der Strasse. Ich stand auf und ging darauf zu. Im Näherkommen bemerkte ich daneben einen toten Menschen. Im Karren lag ein alter Klappstuhl, etwas Brennholz und eine Aluminiumdose voll Kartoffelschalen. In der Tasche des toten Deutschen fand ich ein Messer und ein Feuerzeug. Ich brauchte nichts weiter. Dann kroch ich zu dem Pferd und schnitt mehrere Fleischstreifen aus seinem Bauch. Schliesslich brach ich einige zersplitterte Bretter vom Wagen ab. Alle paar Augenblicke musste ich aufhören und mich ausruhen. Mit meiner Beute zog ich mich in den Wald zurück. Es schien ewig zu dauern, bis ein Feuer entfacht war. Endlich loderte es, und ich kochte mir eine Suppe. Ich dachte bloss noch an Suppe. Ich wurde selber ein Teil dieser Suppe. Da war nichts anderes mehr in meinem Kopf.

Unter mir, auf der Strasse, tauchte ein Panzer auf, und hinter ihm etwas, das aussah wie ein Jeep. Ich schloss die Augen und erwartete die Kugel. Dann hörte ich jemanden Englisch sprechen. Als ich die Augen wieder aufschlug, sah ich vier Männer in khakifarbenen Uniformen auf mich zukommen. Sie waren unrasiert und sahen müde aus. Mit Verwunderung betrachtete ich ihre orientalischen Gesichter. Sie erinnerten mich an Sugi-

hara und seine Familie. Ich starrte sie an. Japaner? Starr blieb ich sitzen und rührte in meiner Suppe. Meine Kehle krampfte sich zusammen. Ich wagte nicht zu denken und bekam kein Wort heraus.

Einer der Männer hockte sich vor mich hin. Zärtlich berührte er mich an der Schulter. «Du bist frei, Junge», sagte er, «du bist frei.» Er lächelte. Seitdem begleitet mich dieses Lächeln.

Als ich immer noch nichts tat ausser ihn anzustarren, zog er eine Tafel Schokolade aus der Tasche. «Die ist für dich», sagte er freundlich. Ich kramte nach meinem Englisch, das ich im Ghetto in der Schule gelernt hatte, doch eigentlich wollte ich bloss noch auf meine Knie fallen und ihm die Füsse küssen. «Wer... seid ihr?» flüsterte ich.

Jetzt war er überrascht. «Hey», rief er den anderen zu, «er spricht Englisch.»

«Wer...?» fragte ich wieder.

«Amerikaner», sagte der Engel. «Nisei. Amerikaner japanischer Herkunft. Ich heisse Clarence, und du?»

Fast hätte ich ihm meine Häftlingsnummer gesagt. Aber ich bin doch jetzt frei, schoss es mir durch den Kopf. Diese Erkenntnis erfüllte mich mit einer Art Panik.

«Solly», brachte ich endlich über die Lippen. Ich führte meinen Löffel zum Mund und schluckte meine Suppe. Ein grosses Stück Pferdefleisch war darin. Ich kaute es. Es tat gut, zu kauen. Ich ass weiter, während irgendwo in meinem Innern ein kleiner Junge aus Kaunas allmählich verrückt wurde vor Freude.

Die Soldaten rauchten und warteten geduldig, bis ich fertig war. Ich steckte die Schokolade ein. Schätze isst man nicht einfach auf.

«Das ist vernünftig», sagte Clarence. «Du solltest das vielleicht noch nicht essen. Wir bringen dich zu unserer Einheit, und da wird man sich um dich kümmern. Einverstanden?»

Die Soldaten halfen mir auf die Füsse und brachten mich zum Jeep. Ein Sergeant namens Fujimoto sass am Steuer. Clarence setzte sich neben mich und lächelte mir zuversichtlich zu. «Alles wird gut. Alles wird gut. Du musst nur durchhalten.»

Wir fuhren in eine Art Lager. Überall Amerikaner und Militärpolizei und Häftlinge in gestreiften Uniformen. Meine Beine waren wie Gummi. Die Männer brachten mich in die Feldküche, setzten mich auf einen Stuhl, und Clarence brachte mir einen Teller Suppe. «Besser als Pferdesuppe», sag-

te er. Dann hockte er sich neben mich, zündete sich eine Zigarette an und erklärte mir, dass er und seine Kameraden bald weiterzögen. Nach Berchtesgaden. Sie waren hinter Hitler her.

Ich wurde in eine Scheune gebracht und bekam eine deutsche Militärdecke. Immer wieder gingen Soldaten ein und aus, immer mehr Häftlinge brachten sie von der Strasse herein.

Gegen Abend tauchte Clarence noch einmal auf. «Wir müssen jetzt weiter», sagte er und schloss meine Hände in seine.

«Danke», flüsterte ich und umklammerte seine Hände. Dann war er weg.

Der Ort, in dem wir waren, hiess Waakirchen. Die Amerikaner waren überall. Unter ihnen sah ich auch schwarze Soldaten. Nachdem ich wieder einigermassen zu Kräften gekommen war, erkundete ich die Umgebung. Irgendwann entdeckte ich ein bekanntes Gesicht. Es war David Granat. Wir fielen uns in die Arme und weinten und lachten. David hatte Abale gesehen, dem es gut ging. Ich berichtete ihm, was mit Bertholt geschehen war und mit meinem Vater.

Er sah mich entgeistert an. «Um Himmels willen, Solly. Dein Vater lebt! Ich habe ihn erst vor einer Stunde gesehen, und da kam er mir sehr lebendig vor!»

Er nahm mich beim Arm und zog mich mit sich. Wir rannten. David brachte mich zu einem Gebäude, das einmal ein deutsches Militärkrankenhaus gewesen sein musste. In einer Ecke entdeckte ich meinen Vater. Schon wollte ich auf ihn zustürzen, als ein Militärarzt mich aufhielt.

«Lass ihn schlafen», bat er mich, «ich musste ihm eine Spritze geben.»

Endlich, gegen Abend, begann Vater sich zu rühren. Ich sass an seinem Bett. Als er die Augen aufschlug, starrte er mich Ewigkeiten lang bloss an. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Dann nahm er meine Hände und hielt sie fest. Ich weiss nicht, wie lange wir so dasassen. Wir fanden keine Worte. Wir hielten uns bloss fest und weinten miteinander. So wie wir uns sehr langsam und mit leichter Kost wieder ans Essen gewöhnen mussten, genauso konnten wir auch die Vorstellung eines Lebens ausserhalb der Lager, eines Lebens ohne die Deutschen, nur langsam verdauen.

Ich hatte meinen Vater wiedergefunden. Vorsichtig schob ich die Tür auf und warf einen verstohlenen Blick in die Zukunft. Was ich dort sah, machte mich fast blind: das gleissend helle Licht der Freiheit.

## Epilog

Seitdem sind viele Jahre vergangen. Ich bin nach Israel ausgewandert, habe dort geheiratet, zwei Kinder grossgezogen und ein erfolgreiches Unternehmen aufgebaut. Doch an jedem 2. Mai kehren meine Gedanken zurück zu den Soldaten, die mich vor dem Tod bewahrt haben. Dann zünde ich eine Kerze an und spreche ein Gebet für sie, wo immer sie sein mögen.

47 Jahre nach meiner Befreiung, im April 1992, kam der Historiker Eric Saul aus San Francisco mit einer Gruppe amerikanisch-japanischer Armee-Veteranen und ihren Frauen nach Jerusalem. Unter ihnen war mein Lebensretter, Clarence Matsumura aus Los Angeles, Kalifornien.

Das bewegende Wiedersehen mit meinen Befreiern veränderte mein Leben. Während der Kriegsjahre hatte ich Tagebuch geführt in der Hoffnung, eines Tages der Welt offenbaren zu können, was uns im Zweiten Weltkrieg unter den Nazis widerfahren war. Doch die Jahre zogen vorüber, und ich erkannte, dass ich niemals den Mut finden würde, mein Tagebuch, das im KZ Stutthof verlorenging, neu zu schreiben und daraus ein Buch zu machen, das veröffentlicht würde. Das änderte sich, nachdem ich Clarence wiedergetroffen hatte. Ich wurde plötzlich zu einem Besessenen. Ich begann, meine Erinnerungen zu ordnen und meine Geschichte niederzuschreiben. Es hat dennoch beinahe zwei Jahre gedauert, bis ich den Stift beiseite legen konnte.

Anlässlich eines Treffens in Japan wurde Minoto Asakawa, Geschäftsführer des bekannten internationalen Verlagshauses Kodansha, auf mein Manuskript aufmerksam. Es gefiel ihm, und er beschloss, es herauszugeben. Das Buch erschien im November 1995 in New York und findet seitdem grosses Interesse. Vor allem aber lag mir daran, das Buch in Deutschland herauszubringen, damit es dort von der jungen Generation gelesen werden kann.

Für mich hat der Dialog zwischen uns Überlebenden und jungen Menschen in Deutschland allergrösste Bedeutung. Und wenn wir nicht mehr da sind, liegt es an unseren Kindern, den Dialog fortzusetzen. Ich hoffe, dass mein Buch das Verständnis dafür weckt, wie wichtig Freiheit und Demokratie sind und was mit einem Volk geschehen kann, das sich in die Hände eines Demagogen wie Hitler begibt.

Es soll niemand vergessen, dass Hitler dem deutschen Volk ein Reich versprochen hat, das tausend Jahre währen sollte – doch was er ihm hinterliess, waren 50 Millionen Tote, ein zerstörtes Europa und ein Vermächtnis der Scham, das ewig währen wird.

## Danksagung

Ich möchte gern meine Dankbarkeit gegenüber Eric Saul und Lani Silver, Holocaust Oral History Project San Francisco, ausdrücken, die mir beistanden, der Vergangenheit zu begegnen.

Dank auch an Yukiko Sugihara und ihre Familie für die Hilfe, meinen Glauben an die Menschlichkeit wiederherzustellen.

Dankbare Anerkennung gebührt an dieser Stelle meinen Leidensgenossen Uri Chanoch, David Granat, Aba Naor, David Levine, Chaim Konvitz, Arie Ivtzan, Zvi Katz, Mike Oliver und vielen anderen, die mit mir überlebten und mir halfen, mich zu erinnern. Das gleiche gilt meinem Cousin Vova Ginsburg und meiner Cousine Mara Kagan-Shtrom sowie ihrem Bruder, Dr. Alexander Shtromas, und Irena Vaisaite.

Ich danke dem Simon Wiesenthal Center Los Angeles und dem Holocaust Museum Washington D.C. für wertvolle Informationen.

Ich danke ebenfalls Dr. Walter Pehle und Dr. Wolfgang Benz für Rat und Hilfe. Bedanken möchte ich mich auch bei Barbara Distel für das grosse Vertrauen, das sie in mein Manuskript gelegt hat und dafür, eine so gute Freundin zu sein.

Ein besonderer Dank geht schliesslich an Sabine Zaplin für die einfühlsame Übersetzung.

Zwei Tagebücher waren von unschätzbarem Wert bei der Verifizierung von Daten und Geschehnissen: «Der Holocaust im jüdischen Kovne» von Josef Gar, München 1948; und «Surviving the Holocaust: The Kovna Ghetto Diary» von Avraham Tory (Hg. Martin Gilbert), Harvard University Press 1990.

## **Abbildungsnachweis**

Der Fotograf Zwi Kaduschin hat das Ghetto Kaunas aufgenommen. Die Abbildungen in diesem Band und das Umschlagfoto wurden auf Vermittlung des Autors von Rachel Levin und Abba Noar (Association of the Lithuanian Jews in Israel, Tel Aviv) zur Verfügung gestellt. Autor und Verlag danken für die freundliche Überlassung des Materials.

Götz Aly  
**Im Tunnel**

Das kurze Leben der Marion Samuel 1931-1943

Band 16364

Götz Aly zeichnet die Konturen des kurzen Lebens von Marion Samuel nach, die im Alter von elf Jahren ermordet wurde. Ihr Schicksal steht für das Schicksal hunderttausender Kinder, die deshalb nicht leben durften, weil sie Juden waren.

«Es sind Bücher  
wie dieses, mit Klassenfotos  
und kopierten Aktenauszügen, die Juden und  
Nichtjuden in ihrer Spurensuche zusammenführen.  
Hier ist nicht mehr die Rede von ‚unser Auschwitz‘  
und ‚euer Auschwitz‘, sondern ein Bemühen um eine  
Vergangenheit, die zwar auf die Nachkommen der Opfer  
und der Täter anders wirken muss, aber beiden  
gemeinsam zu einer Erhellung der alten  
Dunkelheit leiten kann. Marion Samuel  
wird allen Lesern und Leserinnen  
unvergesslich bleiben.»

*Ruth Klüger, Die Welt*

Fischer Taschenbuch Verlag

Ernst Klee  
**Das Personenlexikon zum Dritten Reich**

Wer war was vor und nach 1945

Band 16048

Das konkurrenzlose Lexikon informiert mit seinen 4'300 Artikeln ausführlich über die wichtigsten Personen aus Justiz, Kirchen, Wohlfahrtseinrichtungen, Kultur, Wirtschaft, Publizistik, Wissenschaft, Medizin, Polizei, Wehrmacht sowie über tragende Personen aus NSDAP, SA und SS. Das Personenlexikon informiert ausserdem auch – und das ist charakteristisch für Klees Arbeitsweise – über deren Karrieren nach 1945, soweit diese ausfindig zu machen waren.

«Mehr als ein ‚Who’s who‘ des «Dritten Reiches» –  
Ernst Klee ist ein Standardwerk gelungen.»

*Die Zeit*

«Stichprobenvergleiche mit  
anderen Lexika und einschlägigen Monographien  
bestätigen nicht nur die Zuverlässigkeit von Klees Werk,  
sondern vor allem auch seine unübertroffene

Vollständigkeit.»

*Frankfurter Rundschau*

Fischer Taschenbuch Verlag